

AR 25196

1/12

CLARA MICHELSON COLLECTION

Archives

1/12 manuscripts, undated

Der General.

Novelle

von

Clara Michelson.

Der General

Wieder ~~spazieren~~<sup>gab es</sup> die herrlichen Wintertage in Kislawodsk, wie General Bojarinoff sie noch aus früheren Jahren her kannte, da er seine kurzen Erholungsreisen mit Vorliebe nach diesem gottbegnadeten Höhenkurort richtete. Aber dieses Mal schien die Sonne auf eine ganz verkehrte Welt. Wie ein schleichendes Gift hatte der Bolschewismus nun auch den nördlichen Teil des Kaukasus ergriffen, das Land der Ter- und Kubankosaken. Wie das geschehen konnte, war garnicht zu begreifen. In dem übrigen Russland hatte es fast überall schwere Kämpfe gegeben, und gerade hier, wo man so sicher zu sein geglaubt, wie ein Kind an der Mutterbrust, da sah man eines Tages, dass die Seuche schon da war, ohne dass man ihr Kommen bemerkt hätte. Die zuverlässigsten Stützen des Zarentrones waren doch immer die Kosaken gewesen. Sicher und tapfer hatte ihre Hand zugeschlagen, wo die Empörung ihr Haupt zu erheben gewagt. Des Zaren treueste Leibwache hatten sie geliefert. Und was hatten auch die kaukasischen Gebirgsvölker, die Kabardinen, die Karatschaitzen, die Lesginen, die nachbarlich in den Bergen wohnten, und die an ihrer patriarchalischen Geschlechtsordnung festhielten, mit Sozialismus zu tun?

Und doch war die bolschewistische Herrschaft gekommen. Vorläufig rührte das Gemindel niemand an, aber man konnte es nicht wissen, was für Ueberraschungen der kommende Tag bringen würde. Man hatte das ungemütliche Gefühl, als lauerte still eine Giftschlange, um zu erspähen, wie sie am besten zupacken könnte. Die ganze Verwaltung des Ortes war in bolschewistische Hände übergegangen. Alle Kanzleien waren von ihnen besetzt. Die Prinzen und Minister, die Feldherrn und Finanzmänner, die so überrumpelt worden waren, wandelten nach wie vor auf den Wegen des Parkes und liessen sich nicht merken, wie unerwünscht die neuen Herren ihnen waren. Aber einem guten Beobachter konnte es doch nicht entgehen, dass sie stiller und unauffälliger geworden waren. Sie trugen den Kopf weniger hoch wohl

wohl eigentlich seit dem Tage, da der goldene Zarentron, <sup>wie</sup> morscher Lehm zusammengebrochen war und sie damit das Zentrum verloren hatten, von dem aus ihnen Sinn und Wichtigkeit zugeströmt war.

Es war nicht mehr schön zu leben. General Bojarinoff fühlte sich in jeder Hinsicht bedrückt. Man war in Kisslowodsk schon lange nicht mehr zu Hause wie in alten Zeiten, da man überall ausschliesslich unter sich war: in der Wandelhalle, im Kurhaus, auf den Wegen des Parkes. Aus dem ganzen weiten Reiche war <sup>man</sup> hierher zusammengeströmt. Man war immer gewiss einen guten alten Freund zu treffen, den man schon ganz aus den Augen verloren hatte. Und wie erheiternd und belebend hatte solch ein überraschendes Wiedersehen mit Personen gewirkt, mit denen man zusammen was erlebt hatte, das zu vergessen man im Begriffe war. Und auch neue Bekanntschaften, die man seit langem zu machen gewünscht, hatten sich in der allernatürlichsten Weise anknüpfen lassen. Man konnte sich damals ruhig einen Witz erlauben, wie er einem gerade in den Sinn kam, ohne sich umsehen zu müssen, ob jemand, dem nicht zu trauen, <sup>war</sup> zuhörte. Die Weltordnung war erschüttert. Doch General Bojarinoff wollte nicht murren/. Er war ein strenggläubiger Christ. Wenn es so gekommen war, so musste es wohl sein. Es war eine Fügung Gottes. Ohne Gott geschieht nichts. Er suchte in einen tiefern Sinn der Dinge garnicht einzudringen. Er nahm sie so, wie er ~~er sie seit~~ es gewohnt war sie seit seiner Kindheit aufgefasst zu sehen. Sein Verstand rührte nicht daran, und die Sicherheit seines Instinktes spiegelte ihm den Wahrheitswert seiner Ueberzeugungen vor/. So unterlag es für ihn keinem Zweifel, dass in allem, was des Reiches Grösse beeinträchtigte, sei es Hungersnot, Revolution, Teuerung oder verlorener Krieg, die Schuld bei den Juden zu suchen sei. Sie waren auch für ihn der alte Sündenbock. Dies war einer der Grundpfeiler seiner Weltanschauung, und er kam garnicht auf den Gedanken, den Satz dieser endlosen Schuld nachzuprüfen.

in

Jeden Morgen ging er die Kirche und dankte Gott und dankte Gott für alles, was geschah! "Dein Wille geschehe!" betete er demütig mit gesenktem Haupt. Aber dass er tagsüber sich doch über vieles ärgerte und der Kamm ihm anschwell, war unvermeidlich. Er konnte sich morgens noch so früh in den Park begeben, um von der herben Bergluft die Lebenskräfte anregen zu lassen, sie sassen schon da breit auf den Bänken, die die schwarzen und rothaarigen Juden und redeten laut in ihrem abstossenden Dialekt, ohne sich im geringsten um den Eindruck zu kümmern den ihr Gebahren bei höherwertigen Menschen auslöste. Aber auch dazu musste man schweigen. Man war machtlos geworden. Man war abgetan. Wollte Gott, Er dehnte diese Strafe nicht aufzulange Zeit aus! General Bojarinoff wusste nicht, worin die Schuld bestand. Doch ohne Schuld war kein Mensch. Gewiss hatten auch sie sich irgendwie versündigt, und Gottes Walten war unermesslich. Hatte Er schon in der Bibel seine Lieblinge nicht gedemütigt? General Bojarinoff hätte früher sich nicht vorstellen können, dass er zu solch einem Treiben um ihn herum gezwungen sein könnte zu schweigen. Früher hatte er solchen Leuten anders geantwortet. Wie hingen da am Galgen die jüdischen Burschen, die man zu ihm geschleppt hatte: Deserteure. Spione, Wucherer. Da hatte er keine langen Geschichten gemacht. Noch hinzuhören, was das Gewürm ihm vorlügt? "Hängen". Und damit basta. Und er konnte ruhig am Fenster sitzen, seinen Tee trinken und zuschauen, ob es auch richtig gemacht wurde.

Jetzt war es klüger zu schweigen. Am Ende hatte man diese Halunken mit den angefüllten Taschen noch nötig! Seine 4000 Rubel konnten auf die Dauer nicht langem, und das Silber in der Petrograder Bank war sicher verloren. Auch die Papiere hatten keinen Wert mehr., und von dem Gut seiner Frau in der Ukraina war wohl außer dem Schriftstück nichts übrig geblieben. Man mußte sich rechtzeitig nach einem

neuen Einkommen umsehen.

Wie wunderbar seine Frau Natalia Arkadiewna sich auch den veränderten Verhältnissen anpasste, wie sparsam u tüchtig sie auch war, indem sie selbst alles ausbesserte, Kleider für sich u die kleine Ljelja nähte, das Geld ging weg. Und wenn man auch annehmen konnte, daß die alten Verhältnisse in einigen Monaten wieder hergestellt sein würden, so mußte man doch alles tun, um im schlimmsten Falle nicht ganz hilflos dazustehen. Eine leichte Sache war es freilich nicht, in einem überfüllten Kurorte eine <sup>entsprechende</sup> Beschäftigung zu finden, u im besonderen, wenn man sein Leben lang nichts anderes als das Kriegshandwerk geübt hatte. Ein wehig von seinem Stolze musste man schon hergeben. Da war eine kleine Jüdin, die im selben Hotel ihm gegenüber wohnte und verbreitete Beziehungen unter ihren Stammesgenossen zu haben schien. Natalja hatte sie schon einige Male angeredet. Sie war lebenswürdigen Wesens und nicht ungebildet. Vielleicht wäre es möglich mit ihrer Hilfe eine Verwalterstelle oder einen andern Vertrauensposten zu erlangen oder für Natalja in einer Familie eine Nachmittagsbeschäftigung zu finden, bei der Ljelja auch dabei sein könnte. Wie abstossend die Judenpack auch war, es würde sich zur Ehre rechnen mit einem General oder seiner Frau zu tun zu haben, und man könnte immerhin eine gute Behandlung von ihnen erwarten. Anders wie auf eine Sache brauchte man auf die Leute nicht zu sehen: solange man sie braucht, tut man herablassend, und sie nicht mehr von Nutzen, <sup>sind</sup> giebt man ihnen einen Fusstritt.

Tatenlos und einförmig flossen ~~die~~ die Tage General Bojarinoffs dahin. Er verrichtete jetzt die häusliche Arbeit, die früher seinem Burschen oblag, denn auch hierin äusserte sich der Wandel ~~der~~ der Zeiten. Das Dienstpersonal des Hotels war nun tonangebend; es leistete seine Arbeit wie und wann es ihm passte, und man tat vieles lieber selbst, als dass man sich von der Laune der Bedienten abhängig machte. General Bojarinoff bürstete am Morgen selbst

selbst seine Kleider und Stiefel, trug die vollen Waschtischeimer hinaus, holte das Wasser für den Tee und bemühte sich noch um manches andere, was den Aufenthalt billiger und angenehmer gestaltete.

Zarentum und russisches Volk waren ein unauflöslicher Begriff für ihn. Nur solche verdammten jüdischen Agitatoren konnten das leichtgläubige unerfahrene~~n~~ Volk zu seinen wahnwitzigen Entschlüssen verleiten. Aber weil es falsch war, trug alles, was geschah, den Vernichtungskeim in sich. Gott liess es als das Böse zu, das zur Prüfung der Guten dienen sollte.

Wie sein Verhältnis zu Gott und dem Zaren das des Knechtes zu seinem Herrn war und er deshalb die über ihn verhängten Fügungen ohne Murren hinnahm, so waren für ihn die Menschen, die sozial tiefer standen als er, nur da um ihm und seinesgleichen zu dienen, und so konnte der Freiheitskampf für ihn nichts anderes sein, als ein Aufstand blinder, vom Bösen verlockter Knechte. Er war garnicht imstande die Beziehungen der Menschen untereinander von einem andern Gesichtspunkt aus zu betrachten. Wenn Gott ihm nur Leben und Gesundheit schenken wollte, so hoffte er, dass seine Augen noch den Triumph der Gerechtigkeit sehen würden. Er betrachtete sich selbst als einen der wenigen Männer, wie sie sein sollten, der eisernen Männer alten Schlag<sup>h</sup>/ Man hatte sich oben auf ihn verlassen können. Die paar Jahre, da er Oberst in der berühmten **Ochrana** war, hatten ihn zur Genüge gezeigt. Nun aber war das einzige, was ihm zu tun übrig blieb, still zu sein, von der Politik fortzugehen, den alten Mann zu spielen, der seine Augen nur auf das Jenseits gerichtet hält und den die Dinge dieser Welt wenig angehen. Dafür aber, wenn der Zorn Gottes vorüber sein und der Tag der Erhöhung kommen sollte, dann, wie alt er auch sein würde, wollte er mithelfen das elende Gewürm, das nun den Herrn spielte, zu zerstampfen. Schon allein diese Gedanken weckten das Kraftgefühl der früheren Jahre, dem er sich so restlos hingegeben hatte, dass

dass nie ein Bedauern seine Seele gestreift.

Mit tiefer Genugtuung konnte er sich der Tage erinnern, welche auf die Revolution von 1905 gefolgt waren. Er war da oft Richter in Feldgerichten gewesen. Solche Tage würden wiederkehren, aber noch erbarmungsloser, noch vernichtender würde sein Richterspruch lauten. Ein rechter Mann kann alles in sich vereinigen. Was manche von den jüngeren Kollegen von Menschenliebe und Menschenrechten zu faseln angefangen hatte! Als ob eines was zum andern hätte. Als ob man nicht stark sein könnte, wo man stark sein muss, und weich, wo man weich sein kann, und demütig, wo man demütig sein soll. Hatten vielleicht seine Natalja oder die Kinder über etwas zu beklagen? War er nicht der liebevollste und fürsorglichste Gatte und Vater? Er hatte Natalja aus Liebe geheiratet. Wenn er auf Reichtum und Familie gesehen hätte, so hätte er eine viel glänzendere Heirat machen können. Doch er hatte seine Wahl niemals bedauert. Natalja machte ihn glücklich, und er wusste in seinem ganzen Kreise keine so glückliche Ehe wie die seinige. Als er damals mit seinen fünfunddreissig Jahren sich so über Nacht in das lebhaft dunkeläugige Geschöpf verliebt hatte, da hätte man annehmen können, dass Natalja sich nach vollzogener Heirat so entwickeln würde wie alle Frauen ihrer Umgebung, dass sie ganz im gesellschaftlichen Treiben aufgehen würde. Aber er war selbst erstaunt gewesen zusehen, wie alle früheren Interessen von ihr abfielen, wie keine Freundschaft und keine andere Liebe mehr in ihr Raum hatten neben der völligen Hingabe an den Gatten und die Kinder. Er erinnerte sich mit Rührung seiner ersten Ehejahre in dem Waldhaus ~~an~~ der preussischen Grenze, wo sie von aller Welt abgeschnitten und dabei so zufrieden gewesen waren, dass sie sich nichts Besseres zu wünschen gewusst hatten. Wie schön waren die traulichen Abende gewesen, da sie zusammen musizierten, da seine Stimme noch hell und geschmeidig war und nichts von dem rauhen Bierfasston hatte, zu dem sie sich allmählich ausgeschieden. Sie waren sich selbst so genug



genug gewesen, dass sie gar kein Verlangen nach der grossen Welt gespürt hatten. Als er dann einige Jahre später Oberst in der Ochrana geworden war, und sein Dienst ihn veranlasste gesellschaftliche Pflichten auszuüben, da hatten sie auch diese äusserlich glanzvolle Zeit als treue Kameraden genossen.

Was seine beiden Kinder anbetraf, den grossen Sohn und das kleine Töchterchen, so war auch da bis zu den letzten unglücklichen Ereignissen alles nach Wunsch gegangen. Sie hatten sich anfangs einen Sohn, einen Namensträger, gewünscht, und der Sohn traf ein und entwickelte sich zu einem schönem kräftigen Knaben. Als er in seinem zehnten Lebensjahre in die vornehmste Kadettenschule abgegeben worden war, da hatten sie sich ein Püppchen gewünscht, ein kleines zierliches Mädchen zum Verhätscheln, und da kam auch das Püppchen. Es hiess Ljelja und war jetzt neun Jahre alt, war unzertrennlich mit ihnen, ass mit ihnen, schlief mit ihnen, redete altklug in alle Entschlüsse hinein, machte alle Sorgen mit und war in allen Sorgen ein richtiger Sonnenschein. Andrjuscha konnte jetzt dreiundzwanzig Jahre alt sein, wenn er am Leben war--, aber wer wusste das? Ja, bei Andjuscha fing der grosse Kummer und das Herzeleid an. Zehn Monate waren seit der grossen Februarrevolution vergangen, und seit zehn Monaten war man ohne Nachrichten von Andrjuscha. Alle Erkundigungen waren vergeblich. Lebte Andrjuscha oder war er tot? Und da anzunehmen war, dass er bei den vielen Zusammenstössen und Kämpfen getötet sein konnte, so bemühten sich General Bojarinoff und seine Frau zuletzt um die Erforschung seines Schicksals nicht mehr, und fanden es erträglicher eine winzig schwache Hoffnung als eine schreckliche Gewissheit zu haben.

Oh, und zu dem allen musste man gute Miene machen! Sie trugen ja alle die geballte Faust in der Tasche. Sie wussten es genau, wenn sie sich auf ihren Spaziergängen oder in den engen schlechtgelüfteten Speisehäusern trafen, dass dort im freundlichen jungen

jungen Nachbar oder in der verlockenden Schönen ein Spitzel lauerte und sich ein böses Lächeln merken würde. Man musste sehr auf der Hut sein. Wände hatten Ohren, Bäume hatten Ohren, einsame Bänke hatten Ohren. Wenn man Oberst in der Ochrana gewesen ist, weiss man es am besten, was für harmlose Dinge zu Verrätern werden können, und Lehrer werden meist von Schülern übertroffen. Aber es gab doch Augenblicke, da einem die Galle überfloss und man einen unvorsichtigen Fluch ausstiess. Weh ihnen, wenn der Tag der Abrechnung kommen würde! Und wenn es der eigene Sohn wäre, der dort auf Seiten der Verhassten stände. Das war beim General Bojarinoff ein spielerischer Gedanke, ein Gedanke, mit dem seine Wut zu jonglieren liebte. Dass irgend etwas von seinem Fleisch und Blut die kleinen mageren jüdischen Frechlinge und die aufsässigen russischen Knechte, denen man früher nur mit der Nagaika geantwortet hatte, nicht ebenso verachtete wie er selbst, das war über jeden Zweifel erhaben. Das wäre als erhebe sich die rechte Hand gegen die linke.

So waren Monate dahingegangen. Der Frühling war dagewesen mit Regen und Stürmen, und es standen heisse schwüle Sommertage. Kein Windhauch regte sich in den Tälern zwischen den Höhenzügen. Bleiern lag die Luft auf Brust und Gliedern, und in die Schwüle der Sommergluten mengte sich der Atem aufs äusserste gespannter Leidenschafte<sup>n</sup> hinein. Alles war wie zusammengepresst und zusammengeballt, stand regungslos, und man fühlte, dass es nur eines kleinen Windstosses bedurfte, um die verhaltenen Energieen zur Entladung zu bringen.

Da hörte man eines Tages ein fernes Rattern und Grollen in den Bergen; das Echo brachte es vielfältig gebrochen ~~wieder~~ näher. Man stutzte und horchte hin. Die alten Generäle und die Offiziere hoben das Haupt. Glockentöne! Fernes Rufen! Ging Licht auf? Kam Erlösung? Kamen Boten Gottes?

Das Rattern und Grollen kam näher, und näher, es berührte fast die Stadt. Sie wagten sich kaum noch auf die Strasse hinaus, dass

dass man ihnen die Hoffnung nicht vom Gesichte ablöse. Aber da antwortete es auch schon aus der Stadt eine drohende verhasste Antwort, die jenen unbekanntem Rettern zu denken geben musste, wie sie hier ohnmächtig und erniedrigt waren. Da zog sich das Grollen und Knattern in die Berge zurück, doch es hallte noch lange wieder und klang wie ein Gruss und ein Versprechen, dass der Kampf nicht aufgegeben sei.

General Bojarinoff war ruhig. Er wusste jetzt, dass sein Tag nicht fern war, und er verurteilte jene Unbeherrschten und Kurzsichtigen, die unvorsichtige Worte mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Der Sommer ging zu Ende, die Gluten wichen. Nebel stiegen aus den Tälern empor. Das Laub im Park wurde bunt. Aus der Höhe der Zarenterasse leuchteten die satten Farben des wilden Weins.

General Bojarinoff war geduldig und wartete und war fügsam und demütig. Er ertrug in Ruhe die verschärften Massnahmen der Bolschewisten, er legte bereitwillig bei den endlosen Hausuntersuchungen seine Papiere und Sachen vor. Er gab Kleider und Wäsche ohne Widerspruch hin, ~~das~~ als überflüssig für seine Person befunden wurden. Er tat es in dem wollüstigen Vorgefühl der Vergeltung, die bald in seine Hand gelegt sein würde. Er schaute jeden Morgen nach einem Zeichen aus und horchte hin auf Reden und Bewegungen und lernte Ausserungen verstehen von Nervosität und Unsicherheit und sah mit heimlichem Triumph wie letztere sich mehrten und seine Stunde kündigten.

Und richtig erklang in einer späten Abendstunde unerwartet und für viele unverständlich ein Zapfenstreich, der die roten Soldaten zusammenrief. Er schlief in dieser Nacht nicht vor ~~Erregung~~ ~~und~~ ~~er~~ und als er am nächsten Morgen als einer der Ersten in die Strasse hinaustrat in den neuen leuchtenden Tag, da sah er das Bild, das sein Herz ersehnt hatte: zerschlagene Fensterscheiben, aufgebrochene Türen, erschlagene Wächter, Ueberreste von Plünderungen, Spuren einer eiligen Flucht. Und aus den Bergen kamen von hier und dort

dort auf flinken kleinen Rossen Kosakentrupps mit weissen Bändern an den schwarzen Fellmützen.

Bojarinoff bekreuzigte sich dreimal und stürzte in die Kirche um Gott zu danken für die Gnade. Alles war wie es nach seinem Gerechtigkeitsgefühl hatte kommen müssen. Die erniedrigten Lieblinge Gottes kamen an ihren alten Platz.

Der Tag wurde ein Festtag. Aus Ecken und Enden sammelten sich frohe Gestalten. Man sah, wieviel vornehme reiche Menschen noch da waren. Ein ganzes Regiment zog feierlich hinter der alten dreifarbig<sup>n</sup> Fahne ein. Man begrüßte die Ankömmlinge mit Jubel, man zog den Hut vor ihnen, man rief ihne<sup>n</sup> lautes Willkommen zu. Ein Oberst mit hagerem Gesicht und weissem Schnurrbart und mit einem grossen hellroten Baschlik über der grauen Tscherkesska hielt sein Pferd an und sagte ein paar Worte. Sie wurden nur von den Nächststehenden gehört, aber sie wurden von Mund zu Mund herumgetragen wie Glück spendende Verheissungen. Sie besagten, dass nicht nur Kisslowodsk, sondern der ganze Kaukasus binnen kurzem in<sup>s</sup> den Händen der alten treuen Monarchisten sein würde, und das es die ersten glücklichen Schritte zur Rückeroberung des Reiches von fremdem Gesindel seien.

General Bojarinoff hatte Tränen in<sup>s</sup> den Augen. So schnell und so gnadenvoll hatte er sich die Erhebung aus der Erniedrigung nicht gedacht, und bei dem grossen Dankgottesdienst, das noch am selben Tag<sup>w</sup> in der Kirche stattfand, schwor er, der heiligen Sache mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu dienen.

Wieder hatte das in den Laubgängen des Parkes wandelnde Publikum sein Gesicht verändert. Die alten Feldherrn, Offiziere, Minister und Millionäre<sup>x</sup> trugen hoch den Kopf wie einst. Nein, noch höher! Man wieder Herr<sup>war</sup>, und ein Herr, der schwere Schuld zu verrechnen hatte. Wer nun sein Urteil erwarten konnte, verschwand aus dem Gesichtskreis, verkroch sich in Schlupfwinkel oder setzte eine Maske auf, in der Hoffnung nur diese letzten Zuckungen einer<sup>s</sup> ersterbenden Herrschaft

Herrschaft aushalten zu müssen, um die Zukunft als ihm gehörig zu begrüßen. Es verschwanden die selbstbewusstesten Gestalten der Roten Soldaten und ihrer in kostbare, ersichtlich nicht für sie bestimmte Gewänder gehüllten Mädchen und die trotzige herausfordernde Jugend die alle Weisheit des Lebens zum ersten Mal und für alle Zeiten gefunden zu haben glaubte. Es verschwanden die nach der Tagesarbeit sich ausschüttenden Massen des Volkes, die mit lautem Sprechen, Lachen und Jöhlen die Luft erfüllt hatten. Es wurde beinahe so, wie es einst gewesen war. Vielleicht war alles feindliche Element garnicht in der Masse verschwunden, wie es den Anschein hatte. Vielleicht war es bloss unauffälliger geworden, wie sie es selbst vor kurzem noch gewesen waren, und vielleicht sah man es nicht, weil man sich so sehr im Siegesrausch gefiel.

Als die erste Freude vorüber war, da musste man doch anfangen an die praktische Ausgestaltung der Befreiung zu denken, da musste man trotz aller glänzenden Hoffnungen und Versicherungen etwas tun, um eine Wiederholung der eben überwundenen Lage zu verhindern. Und da Kisslowodsk so abseits von aller Welt in den Bergen lag und man selbst in den nächstgelegenen Ort nur unter Gefahren und mit grössten Schwierigkeiten gelangen konnte und man keine irgendwie verbürgten Nachrichten über das hatte, was ringsum vorsich ging, so glaubte man nur aus diesem abgelegenen Erdenwinkel herauskommen zu müssen, um Frieden und Gerechtigkeit zu finden.

Alle Kriegsfähigen Elemente, denen der Bolschewismus verhasst war und deren lebendigste Interessen mit seiner Vernichtung verknüpft waren, liessen sich ohne Zögern in die Reihen der Kämpfer eintragen. Man genoss wieder den Anblick glänzender Uniformen, die aus ihren Verstecken hervorgeholt wurden.

Die vielen gewonnenen neuen Kräfte machten sich bald fühlbar. Ein starker und erfahrener Gegner erwuchs den Bolschewisten. Man griff sie an vielen Stellen zugleich an und schob sie in einer breiten

breiten Linie nach Norden zurück.

General Bojarinoff war einer von den Tüchtigen und Unerbittlichen. Frau und Kind zogen mit ihm mit.

In einer Nacht wurde eine kleine Gruppe von Kavaleristen,<sup>1</sup> die anscheinend den Späherdienst ausgeübt hatten, gefangen genommen und am nächsten Morgen vor General Bojarinoff geführt.

Der General sass in seinem Kabinet, das in der guten Stube eines Bauernhauses hergerichtet war. Er blickte~~f~~ flüchtig auf, als die Gefangenen unter schwerer Bewachung zu ihm hineingeführt wurden. Zwei junge Juden standen im Vordergrund. Der General erkannte die ihm verhassten Physiognomien sofort. Sie regten ihn auf.

"Hängen!" rief er, ohne noch ein Mal zu den Gefangenen hinzublicken.

"Vielleicht untersuchen Sie erst unsere Sache", sagte da einer aus der Gruppe. Er sprach mühsam, als fiel ihm das Reden schwer. Der General zuckte zusammen. Diese Stimme! Sie kam wie aus einer andern Welt. Er erhob sich schwerfällig und trat der Gruppe näher. Er schaute die Leute der Reihe nach an. Da erkannte<sup>er</sup> ihn trotz der fahlen Blässe, trotz der veränderten Kleidung, trotz der reifer gewordenen Züge. Er ballte die Hände und fuhr sich an die Kehle, um den Aufschrei zurückzuhalten, der aus ihm hervorbrechen wollte. Beinahe schwankend ging er auf seinen Platz zurück, und machte ein Zeichen mit der Hand, dass man sie hinausführe.

Als sie draussen waren, wandte er sich an den diensttuenden Offizier.

"Den ~~Kohlen~~<sup>Stollen</sup> im hellgrauen Mantel bringe man mir!"

In einigen Minuten war der Befehl ausgeführt. Der General winkte, und der Offizier liess ihn mit dem Gefangenen allein.

Sie waren beide aschfahl, Vater und Sohn.

General Bojarinoff riss an seinem Kragen, als ~~wäre~~<sup>er hätte</sup> er an Luft zu~~kurz~~.

"Wie konntes

"Wie konntest Du das tun ?" fragte er tonlos . "Du von meinem Blut?"

Wie ein Schauer ging es über den Körper von Andrej Bojarinoff hin.

"Und wenn ich musste ,und wenn mir keine <sup>Wahl</sup> blieb?" sagte er leise und unsicher.

"Was bedeutet das? Ich verstehe nicht!" Der General trat <sup>es</sup> einen Schritt auf ihn zu. "Kämpfst Du nicht mit diesen Hunden Seite an Seite?"

Ein paar Sekunden lang stand Andrej Bojarinoff unbeweglich da und sah mit verlorenem Blick vor sich hin. Seine Gestalt schien in sich zusammenzusinken. Dann raffte er sich mit einem Ruck empor.

"Ich kämpfe für die Wahrheit," sagte er fest.

Der <sup>General</sup> <sup>ihm</sup> wankte von zurück.

"Andrjuscha!" schrie er auf. "Wie kannst du mit ihnen zusammengehen? Hält dein adliges Blut dich nicht zurück vor der Gemeinschaft mit dem Pöbel und den Juden?"

Andrej Bojarinoff machte eine müde Handbewegung. "Noch immer das alte Lied, Vater. Damit gewinnt man eine verlorene Sache nicht wieder. Darf ich dich als dein Sohn um eine Gunst bitten? Gieb mir deinen Revolver! Es ist so schrecklich gehängt zu werden. Und der Mutter sage....." er wandte sich ab, er konnte nicht weiter sprechen.

General Bojarinoff stöhnte laut auf. Es klang fast wie ein Schrei. Aber dann fastete er sich und raffte sich mit einem Ruck zusammen, wie es sein Sohn getan hatte. "Ich werde der Mutter sagen, dass du schon lange tot bist. Sie soll für deine Seele beten."

Er nahm seinen Revolver aus der Tasche und reichte ihn dem Sohn. Dann läutete er .

Sie sahen sich beide nicht mehr an. Die Wache kam und führte Andrej Bojarinoff hinaus.

Der General stand unbeweglich und horchte. Als draussen ein Schuss fiel, erzitterte er und fuhr mit den Händen durch die Luft, als suche er einen Halt.

Ihm geschah was Furchtbares, etwas, was er noch nie empfunden hatte. Zum ersten Mal stürzte ihm seine Welt zusammen. Es blieb nicht mehr der Glaube an eine Strafe, die einst aufgehoben würde. Jetzt, da sein Fleisch und Blut sich von ihm abwandte und in den Tod ging für sie, die Gehassten, da war das etwas anderes als der Zusammenbruch des Zarentrones, als die Verarmung und Demütigung der Lieblinge Gottes. Jetzt ging alles, was je für ihn dagewesen war an Hoffnung, an Glaube, an Lebensfundament, in die Brüche und zerbarst.

In sein Lebensmark war er getroffen. Er brüllte auf, wie ein auf den Tod verletztes Tier. Seine Augen wurden blutunterlaufen, seine Stirnadern schwellen an. Eine grenzenlose Wut und ein gewaltiger Hass überkamen ihn und überfluteten alles, was an anderen Trieben in ihm lebte. Nichts mehr wurden ihm Frau und Kind, nichts mehr Kirche und Reich. Nur nach Rache schrie es in ihm.

"In den Kampf! Tod ihren Säuglingen, Tod ihren Frauen, Tod ihren Greisen, Tod ihnen allen!"'-----

E N D E

~ ~

~ ~



Chaim Rubin.

-----

Das Meer umschlang im Osten und Süden die Stadt, und was die törichten Menschen auch taten, es trieb sein Spiel ruhig weiter, wie seit tausenden von Jahren. Bald lag es still und unbeweglich, <sup>da</sup> und seine türkisblaue Flut schien unschuldig, wie das lächelnde Antlitz eines kleinen Kindes, oder es stürmte in wilder Lust mit weissen Wellen auf das steinige Ufer und spritzte weit seinen Gischt über die Böschung. Oder seine leicht gewellte Fläche erglänzte im fahlen Morgenlicht wie ein schimmernder Opal. Dann aber war es plötzlich von einem satten tiefen Grün mitten am Tage und erzählte von Meerjungfrauen mit sterblicher Seele und Königinnen in weissen Palästen. Oder es wurde launisch ohne jeden Grund und grollte. Tag und Nacht, Tag und Nacht schlug es dann gleichmässig alle 10 Sekunden lang an die Küste mit dem immer gleichen Laut, <sup>den Menschen</sup> dass es ~~auf~~ <sup>die</sup> die Nerven wirkte. Aber was gingen ~~den~~ Menschen das Meer an? Sie hatten es eine Zeit lang mit Minen gefüllt, um einander umzubringen, und das Meer zog nur seine Fische fort und sagte: „Tut es!“ Zerfetzte Menschenleiber <sup>hingen an seinen</sup> ~~flogen an seinen~~ Grund und elendes Wrack schwamm auf seinen Wellen. Was ging es das Meer an? Oder sie kamen in Reih und Glied auf grauen Schiffen an die Stadt heran und schossen aus schweren Geschützen auf das unbefestigte Ufer. Was ging es das Meer an? „Tut es nur!“ Was sind sie dem Meer? Ein Wellenschlag, und alles ist vergessen. Da war auch eine Zeit, als tobende Haufen einzelne Menschen ergriffen und in die Wellen schleuderten, und die Opfer schrien <sup>e</sup> und kämpften und in die Tiefe versanken. Was geht es das Meer an?

Jetzt standen die Bolschewisten zum zweiten Male in der meerumspülten kleinen Südstadt, und <sup>indem</sup> ~~wie~~ sie wieder auflösten und zerstörten, was auf festem Bauwerk von der alten Kultur übrig geblieben war, ~~so~~ schufen sie helle leuchtende weite Luftschlösser für die Aermsten, für alle.

Es war 5 Uhr Nachmittags an einem sonnendurchglühten Maientage. In dem Saale der früheren Bildergalerie, an deren Wänden wie aufgerissene Rachen leere Rahmen gähnten, stand dicht aneinander gedrängt ein bunt gewürfeltes Publikum: Matrosen, Soldaten, Arbeitervolk, Dienstmädchen, Kleinbürger. Hier und da verrieten (trotz der vereinfachten Kleidung) die <sup>ein</sup> ~~fein~~ Züge und die Art sich zu halten (den Bürger oder die Bürgerin). Es war das erste grosse Meeting-Konzert in dieser Stadt. Berühmte Grosstadt-künstler, die Hunger und andere Not an diesen entlegenen Ort geführt hatten, traten auf. Der Saal war überfüllt trotz der drückenden Schwüle des Tages, und man lauschte mit angehaltenem Atem und mit vorgestrecktem Kopfe den noch nie gehörten Lauten. Nur zuweilen klang dazwischen der Ausruf eines Kindes vom Arm einer Mutter oder eines Vaters her.

Als der musikalische Teil vorüber war, erschien auf dem Podium der Held des Tages dieser Stadt, Chaim Rubin, der junge Jude mit dem feinen dunklen Dichterkopf. Händeklatschen empfing ihn. Er trat näher und grüsste die Menge mit seinem begeisterten guten Gesicht und seinem hellen Lächeln. Als es still wurde, begann er zu sprechen.

„Die Tore haben wir Euch aufgetan in das Wunderreich der Kunst. Wandelt auf ihren klingenden, leuchtenden Wegen und vergesst, was gewesen ist, vergesst, was man Euch angetan hat! Lasst mich Eure weinende Seele frei-küssen zu Freude und Schönheit, Euer Seele, die Sorge und Mühsal gebunden haben! Macht auf Euer Auge und Euer Ohr! Euer Schritt wird schwanken auf dem ungewohnten Boden und Euer Auge geblendet sein von der Fülle des Lichtes. Doch

wir gehen mit Euch, wir stützen Euch. Euer Weg ist es und Euer Licht, die wir Euch wiedergeben, und die man Euch geraubt hat hunderte und hunderte von Jahrenlang. Finsternis und Not hat man zu Euerem Hause gemacht. Lasst mich Eure Seele frei küssen zu Freude und Schönheit! "

Er hielt einen Augenblick inne, seine eigene Bewegtheit überwältigte ihn. „Seht, wer heute zu Euch gekommen ist, um Euch seine Gabe zu bringen: die auf dem Gipfel der Kunst stehen! Nur vor den Reichen und Mächtigen der Welt erklangen bisher ihre Saiten. Wer hat es träumen können, dass sie zu Euch kommen <sup>würden</sup> ~~würden~~ Und fragt sie nur: ist es nicht grösseres Glück, ~~mit~~ vor Euch mit Eurer verschmachteten schönheitsdurstigen Seele zu singen und zu spielen, als vor ihnen, den Uebersatteren, den geistig Armen vor Satttheit....." Er sprach <sup>lange in</sup> ~~lang~~ <sup>zu zeigen neue weite Wege durch die Tiefe des Lebens, die er selber in diesem</sup> ~~Seiner Rede war voll, die das Wort an sich selbst~~ <sup>denn</sup> ~~Er~~ <sup>Sie bestanden aus</sup> ~~Er~~ <sup>ihnen allen, die ihn hörten, lag aufgewühltes Land, lagen aufgeworfene Erdklösse, schmachmend nach neuem Samen, um frische Frucht zu tragen. und er streute Samen auf fruchtbare Erde.</sup>

Bella Scher, die junge Studentin, lehnte <sup>sich</sup> mit weissem Gesicht und mit weiten glänzenden Augen an die Wand. Rotblonde Locken fielen aus dem grünseidenen Kopftuch auf Stirn und Wangen. Sie bebte. Sie bebte vor dem Glück dieser Stunde, die so viel Schönheit barg, die so hohe weite Wege zeigte. Diesen ganzen Feiertag war sie auf den Füßen und war Chaim Rubin nachgegangen, Chaim Rubin, der Seele des Festes. Zum dritten Male hörte sie ihn heute. Am Morgen hatte er die Schulkinder vom Balkon des Hotels aus begrüsst, und um die Mittagsstunde hatte er eine Ansprache auf dem grossen Platz, dem sogenannten Heumarkt, gehalten. Sie liebte seine bilderreiche Sprache voll Farbe und Blut, und es schien ihr, dass niemand ihn so gut begreifen könnte, wie sie.

Als Chaim Rubin endete, war alles still. Alles hielt

wir gehen mit Euch, wir stützen Euch. Euer Weg ist es und Euer Licht, die wir Euch wiedergeben, und ~~die~~ man Euch geraubt hat hunderte und hunderte von Jahrenlang. Finsternis und Not hat man zu Euerem Hause gemacht. Lasst mich Euer Seele frei küssen zu Freude und Schönheit! "

Er hielt einen Augenblick inne, seine eigene Bewegtheit überwältigte ihn. „Seht, wer heute zu Euch gekommen ist, um Euch seine Gabe zu bringen: die auf dem Gipfel der Kunst stehen! Nur vor den Reichen und Mächtigen der Welt erklangen bisher ihre Saiten. Wer hat es träumen können, dass sie zu Euch kommen <sup>würden</sup> ~~würden~~ Und fragt sie nur: ist es nicht grösseres Glück, ~~mit~~ vor Euch mit Eurer verschmachteten schönheitsdurstigen Seele zu singen und zu spielen, als vor ihnen, den Ueber-

satter, den geistig Armen vor Sattheit....." Er sprach <sup>lange in</sup> ~~lang~~ <sup>zu zeigen neue ungeahnte Ausblicke des Lebens die er selber in dem</sup> ~~seinem~~ <sup>denn</sup> ~~seinem~~ <sup>Sie bestanden am abgesehen von dem</sup> ~~seinem~~ <sup>den</sup> in ihnen allen, die ihn hörten, lag aufgewühltes Land, lagen aufgeworfene Erdklösse, schmachend nach neuem Samen, um frische Frucht zu tragen. <sup>er</sup> ~~er~~ und er streute Samen auf fruchtbare Erde.

Bella Scher, die junge Studentin, lehnte <sup>nach</sup> ~~mit~~ mit weissem Gesicht und mit weiten glänzenden Augen an ~~der~~ Wand. Rotblonde Locken fielen aus dem grünseidernen Kopftuch auf Stirn und Wangen. Sie bebte. Sie bebte vor dem Glück dieser Stunde, die so viel Schönheit barg, die so hohe weite Wege zeigte. Diesen ~~ganzen~~ Feiertag war sie auf den Füßen und war Chaim Rubin nachgegangen, Chaim Rubin, der Seele des Festes. Zum dritten Male hörte sie ihn heute. Am Morgen hatte er die Schulkinder vom Balkon des Hotels aus begrüsst, und um die Mittagsstunde hatte er eine Ansprache auf dem grossen Platz, dem sogenannten Heumarkt, gehalten. Sie liebte seine bilderreiche Sprache voll Farbe und ~~Blut~~, und es schien ihr, dass niemand ihn so gut begreifen könnte, wie sie.

Als Chaim Rubin endete, war alles still. Alles hielt

den Atem an, keine Hand rührte sich. Erst als er den Kopf hob und sich zum Gezen wandte, brach es aus wie ein Jubelsturm. Noch im Banne des Erlebten liess <sup>sich</sup> Bella Scher mechanisch von der Menge aus dem Saal schieben. In dem schmalen Korridor vor dem Ausgang blieb sie stehen. Es überkam sie plötzlich der Wunsch, ihm ein paar Worte für all das Gute zu sagen, das er gab. Ein heftiger Zugwind wehte um ihr heisses Gesicht und drang durch ihre Kleider bis auf die erhitzten Glieder. Der Saal war beinahe leer. Letzte Saumselige zögerten plaudernd. Endlich kam er in lauter Gesellschaft. Er sah rot und aufgeregt aus und wibhte sich mit einem dunkel geränderten Taschentuch die schweißsige Stirn. Bella Scher machte einen Schritt auf ihn zu, und er blieb stehen. Mit ein wenig verlegener Gebärde streckte sie ihm die Hand hin.

"Ich wollte Ihnen nur danken für Ihre guten, guten Worte. Sonst nichts," sagte sie einfach.

Ein freudiger Schein ging über ~~ihm~~ sein Gesicht.

~~"Verrückter Mensch!"~~ <sup>Mir danken!</sup> "Nein, ich muss Ihnen danken," rief er, "Ihnen allen, für den heutigen Tag. Er ist der schönste in meinem Leben."

Dann zog er tief den Hut vor ihr und ging mit den anderen weiter.

Die starke Freudigkeit, von der Chaim Rubins Worte und Taten getragen waren, weckten eine neue frohe Lebensstimmung in Bella Scher, und sie war ihm auch dafür dankbar, dass er als ein Führer der Ortsmassen an dem wilden Rachegeschrei dieser Zeit nicht teilnahm, sondern im Gegenteil alles dazu tat, um die losgelassenen Instinkte zu bändigen. Wie ein erlösender Intervall klangen seine Reden inmitten des trostlosen Chaos. So wenig als möglich wollte Bella Scher ~~ihm~~ sich entgehen lassen. Wenn sie hätte, dass er irgendwo sein würde, machte sie sich frei, um ihn nicht zu versäumen.

Einige Tage nach dem Konzertmeeting war ein Vortrag

mit Diskussion in dem Verband der professionellen Vereinigungen angekündigt. Es hiess, dass auch Chaim Rubin sein Erscheinen zugesagt hätte. Bella Scher war unter den ersten Gästen. Selbst in den vorderen Reihen waren nur wenige Stühle besetzt. Sie nahm in der Nähe des Rednertisches Platz und sah zu, wie der weissgetünchte einfache Saal sich langsam füllte. Von Bekannten war niemand da. Das gab ihr ein Gefühl der Befriedigung. Sie hatte keine Lust, den Eindruck, den Chaim Rubin auf sie ausübte, zu besprechen, als könnte ihr dadurch etwas genommen werden, was ihr Eigenes war. Es war ein seltsames Gefühl, über das sie selbst lächeln musste. Das Glockenzeichen hiess endlich alle persönlichen Betrachtungen abbrechen und die Aufmerksamkeit einem dünnen, hohlwangigen, jungen Menschen zuwenden, der sich vor die anspruchsvolle Aufgabe gestellt hatte, den nächsten Weg der Ereignisse in dem schier unübersehbaren Wirrwarr zu bezeichnen. Er sprach mit einem wilden monotonen Pathos, den eine werfende Bewegung seiner langen Arme begleitete. Seine Rede war durchflochten von krassen Ausfällen gegen das Bürgertum. Der eintönige Lärm seiner Worte und die Monotonie seiner heftigen Bewegungen wirkten Bella Scher bald auf die Nerven. Schon schwankte sie zwischen der Absicht, den Raum zu verlassen und dem Wunsche, Chaim Rubin wiederzusehen, als sich geräuschlos eine Seitentür öffnete, und der Erwartete leise eintrat und sich an die nächste Wand stellte, um den Redner nicht zu stören. Doch die Menge, immer eigenwillig wie ein Kind, unterbrach mit Händeklatschen den Vortrag, um ihren Liebling zu begrüßen. Chaim Rubin verneigte sich und blieb im Hintergrund. Erst als der Redner zu Ende war, kam er vor. Seine Augen glitten über die Anwesenden hin. Er sammelte sich. Es schien fast, als sähe man, wie die Gedanken ihm zuströmten, wie sie auf seinem Antlitz aufleuchteten und hinausdrängten. Und er sprach. Wie ein Dichter, der die Menschen in sein schönes Phantasieland führt. Und so stark war die Gewalt seiner Gabe, dass man ihm glauben

glauben musste, was er da erzählte von nahenden guten Zeiten, und dass man die harte blutige Wirklichkeit unter dem wogenden blumigen Gewebe vergass, das er über sie breitete.

Und wie immer, <sup>waren</sup> ~~xxxx~~alle still und erfüllt von einer verschämten Rührung, als er zu Ende war. Es sollten noch andere Redner auftreten, aber für Bella war der Abend zu Ende. Sie erhob sich und ging hinaus. Ein weicher stiller Maienabend empfing sie und verstärkte die Stimmung ~~xxx~~ von Erwartung und Sehnsucht, in die Chaim Rubin sie gebracht hatte. Die Strasse war menschenleer und unbeleuchtet, doch der Vollmond hing wie eine riesengrosse elektrische Bogenlampe dicht über den Häusern. Ein leichter Wind trug den süssen Duft von Akazien und abgerissene Töne eines Volksliedes her, das eine hohe Mädchenstimme sang. Da hörte sie eilige Schritte. Sie sah sich um und erkannte von weitem die Silhouette Chaim Rubins an dem langen Schatten, der auf den Fahrdamm fiel, seinen ~~xxxx~~ breitrandigen weichen Filzhut und die langen gleichmässig verschnittenen Haare. Unwillkürlich beschleunigte sie ihren Gang, aber er hatte sie rasch eingeholt. Er grüsste sie und reichte ihr die Hand, als wären sie gute Bekannte. ~~xxxx~~

"Fürchten Sie sich nicht, allein zu gehen?" fragte er ohne jede andere Einführung.

"Ich bin es so gewöhnt," erwiderte sie und dachte: wie selbstverständlich und einfach doch das Glück ist. Geht er neben mir her, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt. -

Sie kamen gerade auf den Katharinenprospekt hinaus, die schönste Strasse der Stadt. Auf der einen Seite lag das in Stein gefasste Meerufer und auf der andern standen prachvolle villenartige Bauten, die in der verhältnismässig kleinen Stadt überraschend wirkten.

„Wie wandelbar das Glück ist,“ sagte Bella und zeigte auf die Häuserreihe. „Jetzt sind sie leer und ihre Besitzer quälen sich irgendwo in überfüllten Räumen. Vielleicht sind manche noch obdachlos. Man sagt, dass viele in früheren Gefängnissen untergebracht <sup>seien</sup> ~~worden sind~~, weil sie sonst nirgends Platz gefunden ~~hätten~~.“

„Ja,“ antwortete Chaim Rubin, „jetzt sind wir oben auf. Man muss nicht weiter denken und das Glück genießen, solange man es hat. Ach, ist der Abend schön! Das Meer ist heute wie ein silberner Spiegel. Noch nie habe ich es so still gesehen, Hören Sie hin: es gibt keinen Laut von sich. Ich habe zwar versprochen, noch heute an einer Stelle zu sein. Aber ich will nicht. Solch eine schöne Nacht hat ihr Recht und unsere Jugend auch. Wollen wir nicht den Qual hinuntergehen bis an das Ende. Ich begleite Sie später nach Hause. Wollen Sie?“

Ob sie wollte! Als ob sie sich gleich etwas Schöneres ausdenken konnte als mit Chaim Rubin in einer wundervollen Mainacht am Meere entlang gehen, den süßen Duft der Akazien, die am Wegrande standen, einatmen und auf das weite, blanke, ruhende Wasser hinausschauen. Sie fühlte, wie er sie von der Seite betrachtete.

Haben  
„~~Wären~~ Sie nicht auch das Gefühl, als wären wir alte Bekannte, und als wäre dies Zusammensein schon lange vorbereitet?“

Bella Scher konnte kaum antworten. Es war so unerwartet viel auf einmal, und besonders dieses, dass sie ihm so nahe stand, ohne es zu ahnen. War sie doch immer nur eine von Hunderten der Menge vor ihm gewesen und hatte nicht mehr von sich <sup>geäußert</sup> ~~geäußert~~ als die paar Worte an jenem Nachmittag. Alles das erfüllte sie mit einem ungekamnten Glücksgefühl. Aber sie sagte nur wenige schlichte Worte.

„Dass ich Sie kenne, ist nicht erstaunlich. Wer



kennt Sie nicht in der Stadt? Aller Augen sind auf Sie gerichtet. Aber dass Sie mich kennen, ist überraschend! Ich bin doch nur eine von Vielen."

"Für den, der keine Augen hat!" erwiderte er lebhaft, "ich habe Sie schon längst bemerkt!"

"Wann denn? Wann haben Sie dazu Zeit gehabt?" fragte sie, mit glücklichem Staunen. "Wenn Sie da stehen und sprechen, da scheint es, dass alles von Ihnen so weit ist, die ganze Wirklichkeit."

"Das ist wahr! Es ist so, während ich spreche. Aber in den ersten Minuten, da ich noch nicht weiss, was ich reden werde und in der letzten, wenn es vorüber ist, da bin ich frei. Doch bleiben wir bei Ihnen. Erzählen Sie mir, was Sie tun, wer Ihre Freunde sind. Ich habe mir manches Mal auszumalen versucht, wie Ihr Leben aussehen müsste."

Da erfuhr er, dass sie Studentin der Medizin wäre, aber jetzt Stunden gäbe, seitdem ~~sie~~ ~~durch~~ der Bürgerkrieg sie von der Universitätsstadt abgeschnitten, und dann, wie sie den Vater früh verloren hätte, und wie die Mutter mit zwei Kindern in dürftigen Verhältnissen zurückgeblieben wäre, und dass der Tod nach wenigen Jahren auch den Bruder, einen gedankenvollen kleinen Jungen, genommen hätte. Das wäre ihr erster harter Schmerz gewesen. Chaim Rubin sah, wie das schöne weisse Gesicht mit schwerem Ernst auf die silbern schimmernden Fluten hinschaute, und er fühlte, dass der Hauch jugendlicher Sorglosigkeit ihrem Wesen schon genommen war.

"Jetzt sind wir beide allein, die Mutter und ich," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. "Aber die Mutter macht es mir nicht schwer, dass ich ihre ganze Hoffnung und ihr einziger Trost bin. Sie ist klug und gut. Es ist sehr viel, wenn man eine gute und kluge Mutter hat." Sie wandte sich ihm wieder ganz zu und auf ihrem Antlitz strahlte jetzt

ein feines glückliches Lächeln, der Widerschein dieser Stunde. Er sah mit Entzücken, wie beredt ihr Gesicht war.

„Wir wollen uns wieder treffen, immer wieder,“ sagte er hingerissen.

„Sie sind doch so in Anspruch genommen mit tausend Dingen,“ erwiderte sie still mit gesenktem Kopfe. Er ergriff ihre Hand. „Ich werde schon Zeit finden. Und Sie müssen immer da sein, wenn ich rede. Ich werde auf Sie schauen, und ich werde so sprechen, wie nie zuvor. Ich weiss es. Wollen Sie, ja?“

„Ja, ich will,“ erwiderte sie noch leiser. So trat Chaim Rubin in das Leben von Bella Scher.

Er gab ihr seine freie Zeit und seine freien Gedanken. Er sandte Boten zu ihr mit Briefen und Blumen und schönen Gedichten. Gegen Abend nach Vollendung ihrer Tagesarbeit stand Bella Scher vor dem grossen weissen Hotel, in dem sich seine Kanzlei befand und wartete auf ihn. Wenn er Zeit hatte, gingen sie den Quai hinunter bis zu der Stelle, wo der Weg in die Steppe auslief und sandig und uneben wurde. Sie schauten auf Himmel und Wasser und besprachen alles, was in ihren Herzen aufstieg.

Acht Tage waren nur seit jenem ersten Abend vergangen, und so durchwoben war ihr ganzes Sein von ihm, dass sie es gar nicht mehr zu fassen vermochte, wie ihr Leben hatte zwanzig Jahre lang bestehen können ohne ihn. Nur etwas legte sich manchmal in vorüberhuschenden Augenblicken wie ein Schatten auf ihre hellen Stunden: das war, wenn er sie berührte, wenn er nach ihr fasste. Sie spürte da dunkel eine verhaltene, ihr noch fremde Begierde.

Sie stand wieder an einem Spätnachmittag <sup>Vor dem Hotel</sup> und wartete. Seine Arbeitsstunde war längst zu Ende, und er kam noch immer nicht. Da ging sie über den Fahrdamm ans Meerufer und lehnte sich an die steinerne Brüstung. Der Wind kräuselte die saphirfarbene Flut zu kleinen weissen schäumenden Wellen, und der Himmel lag schwer darauf mit

violettgrauen goldumränderten Wolken. Auf den Bergen im Westen fiel zwischen tiefen Schatten ein schmaler rötlich leuchtender Schein, ohne dass die Sonne zu sehen war. Nah an einander <sup>vielt</sup> gekemmen schienen Wasser, Himmel und Berge, und voll tiefer Schauer war die seltsame Bewegtheit der Natur. Da fühlte Bella einen leichten Schlag auf die Schulter. Chaim Rubin stand neben ihr und sah ihr ins Gesicht. Er nahm ihr das grünseidene Kopftuch ab und sagte: „Man könnte glauben, Sie wären dem Meere entstiegen mit Ihren rotblonden Locken und dem weissen Gesicht!“ Und er ergriff fest ihren Arm und zog sie fort. „Wohin?“ fragte sie. „Zu mir,“ erwiderte er. „Sie sind doch noch nicht ein Mal bei mir gewesen.“

„Wollen wir nicht lieber am Meere entlang gehen? Sehen Sie, wie es heute aussieht.“

„Das können wir nachher. Ich muss Ihnen heute was sagen, Bella. Bei mir sind wir ungestört.“

Sie gingen schweigend. Bella fühlte den festen Druck seines Armes an ihrem Körper. Er wohnte in einer Nebenstrasse in einem weissen zweistöckigen Hause. Schlanke hellgrüne Akazien, so hoch wie das Haus, standen davor voll weisser Blüten. Er liess sie nicht einen Augenblick frei. Er zog sie die Treppe hinauf und läutete, indem er den linken Arm mit der grossen Ledermappe hob.

Bella lachte. „Ich kann ja läuten.“

Aber er wehrte hastig. „Nein, nein, es geht doch auch so, wie Sie sehen.“

Ein grosses hübsches Mädchen mit dunklen Haaren und dunklen Augen für öffnete. „Guten Abend, Dora,“ sagte Chaim Rubin. Das Mädchen blieb an der Türe stehen und sah ihnen nach.

„Was hat das Mädchen?“ fragte Bella. „Sie ist

sehr hübsch. Wer ist sie?" Er lachte auf. "Finden Sie? Sie ist die Tochter der Wirtin. Ja, sie ist hübsch," Und er lachte wieder. "Doch was geht sie uns an. Kommen Sie, Bella. Nehmen Sie ab."

Er hatte ein freundliches viereckiges Zimmer. An den Wänden hingen Drucke und Photographien bekannter Bilder und Statuen von Repin, Antokolsky, und im Zimmer sah es auch sonst sauber und ordentlich aus. Ein grosses altmodisches Mahagonisopha stand zwischen zwei Fenstern und davor ein Tisch, und auf die weisse gehäkelte Tischdecke war eine Vase mit Wiesenblumen gestellt.

"Ach, wie nett es bei Ihnen aussieht," sagte Bella.

"Ich hatte noch keine Zeit, Unordnung zu machen.

Ich war den ganzen Tag über nicht da. Das merkt man. Ich hätte ein besonderes Talent zur Unordnung sagt Dora immer." Er nahm ihr den Mantel ab und griff nach ihrem Kopftuch, das sie sich wieder umgebunden hatte.

"Das mache ich selbst, Rubin."

"Nein, ich will es," beharrte er. "Erlauben Sie doch, Bella." Er liess sie nicht einen Augenblick frei von seiner Berührung. "Wie schön ist doch Ihr Haar Bella," rief er, als die befreiten rotblonden Locken hervorquollen. "Und wie weiss Ihre Haut ist! Sie sind ein richtiges Meer-mädchen. Und Ihre Augen: grau, blau grün!" Er schleuderte das Kopftuch und den Mantel auf die weisse, frischgebügelte Piquedecke seines Bettes. "Wie kann man nur so?" lachte Bella. "Ach was!" erwiderte er. "Jetzt kommen Sie!" Und er zog sie auf das weiche rote Mahagonisopha. Er setzte sich dicht dabei und legte den Arm um sie. Sie wehrte sich mit einer leisen Bewegung. "Lassen Sie doch! Warum wollen Sie nicht, Bella?" bat er. "Man muss nicht gleich so, Rubin,

bitte nicht." „Warum denn nicht, Bella?" erwiderte er mit leisem Vorwurf. „Hast Du mich denn nicht lieb?" „Muss man gleich damit anfangen, bitte, Rubin, noch nicht." „Wenn Sie nicht wollen, Bella, dann gewiss nicht," sagte er etwas gereizt. Er erhob sich und setzte sich auf den nächsten Lehnstuhl. Sie war beschämt. Sie kam sich ungselenk und kindisch vor. „Rubin, Lieber," bat sie weich und ergriff seine Hand. „Verstehen Sie mich doch! Seien Sie nicht bö's auf mich." Da setzte er sich wieder zu ihr und umfasste sie. Sein heisser Atem lag auf ihrem Gesicht. „Ach, ich sehne mich nach Dir, Bella. Warum tust Du nur so? Was ist es? Wir sind doch beide weit von allen dummen Vorurteilen?" „Ach, Rubin, Lieber, es ist doch kein Vorurteil. Es ist ganz was anderes. Warum verstehen Sie mich nicht?"

Ach, sie liebte ihn. Wenn er nur wüsste, wie sie ihn liebte. Aber das Eine, das Letzte, das konnte sie ihm noch nicht geben. Noch war sie nicht reif dazu. Eine dunkle unerklärliche Bangigkeit hielt sie vor diesem Letzten zurück, das ihr vorkam wie das Meer, wenn es stürmte und brauste, masslos, gierig, Grausig in seiner Gewalt.

„Bella, Teuere, sieh, niemand hat Haare, wie Du, glänzende, goldblonde üppige Wellen. Lass sie mich streicheln, lass sie mich streicheln. Niemand hat Augen, wie Du, tiefe schimmernde Märchenaugen. Lass mich Deine Augen küssen, Bella. Und wer hat einen Mund wie Du mit einer süssen schwellenden kleinen Unterlippe. Lass mich trinken von Deinem Munde, Bella, lass mich trinken. Niemand hat Glieder wie Du, weisse feine keusche Mädchenglieder, lass sie mich fassen, Bella, lass sie mich fassen!"

Sie hielt still, und er küsste mit versengender Glut ihre Haare, ihre Augen und ihren Mund, und er umfasste ihren ganzen Körper und presste ihn an sich. Da machte sie sich frei und liess sich vor ihm auf die Kniee nieder und

flehte. „Lass mir Zeit, Lieber, dass ich es Dir gebe mit <sup>aus</sup> freiem Willen und voller Seele. Lass unsere Liebe so schön bleiben, wie Du schön das Leben umschaffen willst. Reiss mir nicht zu früh meine Blätter vom Baume. Sieh, was ich in mir trage, ist doch auch Liebe, starke Liebe, die in mir wächst, wie ein Baum mit tiefen Wurzeln und festem Stamm. Lass unsere Liebe so rein bleiben, wie jene Träume und jene Sehnsucht, die Du selber in die Seelen gelegt hast. Werde Dir selbst nicht zum Räuber, Chaim Rubin!“ Chaim Rubin aber begriff nicht, um was sie bat. So angewachsen war seine Glut! Es schien ihm, als sei da doch nur ein Rest alter gezüchteter falscher Abwehr, und im Zuge des Niederreissens glaubte er auch ein Recht zu haben, dies niederzureissen. „Du liebst mich nicht, Bella. Nicht so, wie ich will. Das ist es. Nicht Deine Blätter und Blüten will ich Dir rauben,“ sagte er mit mühsamem Atem. „Jene Schlingpflanzen, die Deinen Baum umranken, jene Parasiten von falschen Instinkten, die ihn nicht wachsen lassen, möchte ich wohl zerstören. Denk doch, was ist unser Leben, Bella! Heute leben wir! Was wissen wir, was morgen ist. Und Du?“

Er warb weiter, er zog sie zu sich hinauf und legte sich dann selbst vor ihr auf die Kniee nieder und vergrub sein Gesicht in ihren Händen. Ein wehes Gefühl erfasste sie, dass er sie nicht begreifen wollte. Sie entzog ihm ihre Hände, bedeckte ihr Antlitz und weinte. Das brach seine Stimmung und ernüchterte ihn. Er erhob sich und trat von ihr fort. „Wie Du willst, Bella Scher, mit Gewalt nehme ich nichts von Dir.“ Ein Schweigen entstand zwischen ihnen. Als sie ruhiger wurde, stand Bella auf, fasste wieder seine Hände und sagte: „Rubin, Lieber, lass mich jetzt zu meiner Mutter gehen. Bei der Mutter ist es still und gut sich zu sammeln. Wenn ich mit mir fertig bin, will ich Dich rufen. Nur auf einen Tag komme dann zu mir

dahin. Einen Tag wirst Du mir doch schenken können, wenn ich Dir wert bin." Er antwortete erst nicht und sah mit erwachendem Groll von ihr fort; wie er aber der bittenden Stimme nachgab und sich ihr langsam wieder zuwendete und <sup>sie</sup> sah in ihrer jungen unberührten Schönheit, da ahnte es ihn von den Kostbarkeiten, die da noch unerschlossen in der Tiefe lagen und geweihter Hände bedurften, um sie zu heben. Wieder hingerissen fühlte er, dass sie aller Opfer wert war, und er rief: „Ich werde kommen, wenn Du rufst, Bella!“

Bella Scher war im kleinen Ort bei der Mutter. Die Frau hatte in ihrem Leiden ein reiches Mass an Lebensweisheit gesammelt. Bei ihr war für Bella immer ein gutes Ausruhen von Fährnissen und Müdigkeiten und ein gutes Wachsen für neue Ansprüche. Jetzt war Bellas ganzes Wesen auf ein Ziel gerichtet: das war Chaim Rubin. In der Ferne verlor sein Bild die dunklen, sie manchmal beängstigenden Flecken. Sie verwischten sich für den Blick in der Entfernung, und nur das Strahlende seiner Erscheinung blieb lebendig. Es schwand der Zweifel und das Zagen, die auf dem Grunde ihrer Seele gesessen und das freie Hinfließen ihres Gefühls gedämmt hatten. Sie wurde wie ein Bergsee im Frühling, dem von allen Seiten, aus allen Quellen rauschend, plätschernd und klingend, <sup>durch</sup> Geröll und durch Dickicht sich Pfade schaffend, über abschüssige Wände sich überstürzend, Wasser zufließen, dass er voll wird bis an den Rand und überzufließen droht. Solch ein Bergsee wurde Bella Scher. Sie blühte zusehends auf in diesen stillen Sommertagen bei der Mutter. Ihre Wangen röteten sich, ihre Brust hob sich, und üppiger wurden ihre Hüften. Es schien, als würde sie grösser und stärker. Was konnte die Mutter, deren Klugheit Güte war, noch sagen, nach so viel Gutem und Uebergutem, aus dem die Tochter die Gestalt Chaim Rubins

aufbaute? „Mein Kind, es ist ein schwerer Weg mit einem, der so hohe Wege geht. Ist es Gottes Wille, und zieht Dein Herz, <sup>Dich</sup> so sei mein Segen mit Dir.“

Bella setzte sich hin und schrieb ihm einen Brief. In diesen Brief legte sie den gewonnenen Frieden ihres Herzens und den Ruf der Mutter. Er hatte nur wenig Worte. „Komm, komm zu mir. Wir erwarten Dich, Lieber, Guter!“

Sie wartete, und jeder Tag, der sie seiner Gegenwart näher brachte, liess tiefer und tiefer in ihrer Seele die Wurzeln ihrer Liebe greifen. Sie wartete - bis das Warten gespannt wurde, und in das Warten hinein, wie ein Blitz, der schreckliche Gedanke schlug: „Es ist da was. Es ist vielleicht umsonst, dass ~~ich~~ <sup>ich</sup> warte.“ Da bekam Bella Scher wieder ein weisses Gesicht, und sie sagte gar nichts. Sie packte ihre Sachen ein. Auch die Mutter sagte nichts. Und sie fuhr zurück zu ihm in die Stadt. Sie legte im Zimmer, das sie beibehalten hatte, ihre Sachen ab, machte sich zurecht und begab sich zu Chaim Rubin. Dasselbe grosse junge Mädchen mit den dunklen Haaren liess sie ein, und sie sah, wie eine tiefe Bestürzung sich unzweideutig auf ihrem Gesicht malte. Und auf Bellas Frage, ob Chaim Rubin zu Hause wäre, antwortete sie sonderbar unsicher, dass sie es nicht wisse und erst nachsehen müsse. In der Gespanntheit und Ungewissheit, in der Bella sich befand, schien es ihr, dass das Mädchen endlos lange fortblieb, und wie sie auf ihr Kommen hinhörte, hörte sie einen Stimmenwechsel, der anwuchs. Sie erkannte Rubins tönende Stimme, die wie beschwichtigend klang. Als das Mädchen endlich wiederkam, hatte es ein gerötetes und erregtes Gesicht. Bella Scher zögerte einen Augenblick, sie ahnte: hier war was. Und sie suchte gleichsam ihre Kraft dafür zu sammeln. Als sie die



Tür öffnete, stand Chaim Rubin aufgerichtet in der Mitte des Zimmers, wie einer, der einen Ansturm auszuhalten hat. „Guten Tag, Bella Scher,“ sagte er mit einer kalten, fremden Stimme. Bella fühlte, wie ihr das Blut unter diesem Blick zu Eis gefror. Nur einen Augenblick lang. Dann erfüllte sie wieder die Glut ihres angewachsenen Gefühls.

„Chaim,“ rief sie und streckte ihm die Hand mit einer schmerzvollen Gebärde hin. „sag, was hat das alles zu bedeuten? Warum bist Du nicht gekommen? Ich habe so sehr auf Dich gewartet.“

Er zuckte kaum merklich zusammen und erbleichte leicht bei diesem Angriff verhaltener Liebe und weher Enttäuschung. „Ich kann aus der Ferne nicht lieben!“ sagte er, jedes Wort betonend und richtete sich wieder gerade auf, aber sein Blick hatte schon die frühere Festigkeit verloren und irrte von ihr fort. „Ich habe Dich gebeten, hier mein zu sein. Du bist fortgefahren. Ja!“

„Und das Mädchen hier! Das Mädchen?“ fragte Bella mit erloschener Stimme.

„Das Mädchen ist meine Braut,“ sagte er auch fast tonlos.

Bella Scher stützte sich schwer mit beiden Händen auf den Rücken des roten Lehnstuhles, dann griff sie nach ihrem Herzen. Eine Stille richtete sich zwischen ihnen auf, so tief, dass es schien, als höre man das Klopfen ihrer Herzen. Chaim Rubin verlor sich immer mehr. Unsicher sah er nach ihr hin.

„Dann kann ich gehen,“ sagte sie mühsam, wie gebrochen und wandte sich schwerfällig der Türe zu. Aber wie sie schon die Klinke in der Hand hatte, um das Schloss auf-

zudrücken, da stürzte er zu ihr hin. „Bella,“ rief er angstvoll mit einem Mal. „Geh so nicht fort!“ Sie blieb stehen. „Was willst Du noch von mir?“ fragte sie. „Bella, geh nicht fort!“ wiederholte er. Er fiel vor ihr auf die Kniee nieder. „Ich liebe doch nur Dich. Nur das ist wahr! Es ist doch nur, weil Du fortgingst und ich nicht geglaubt habe, dass Du wiederkommen würdest. Ich war verletzt. Ich war wahnsinnig. Was weiss ich, was ich war. Ich liebe doch nur Dich!“

Er umfasste ihre Kniee und küsste ihre lose herabhängenden Hände. Sie wehrte ihm nicht, sie stand gefühllos da, wie aus Stein. Er erhob sich, legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. Und wie sie seinen heissen Atem fühlte und die wieder erwachende Gier nach ihren Haaren, ihren Händen, da erst machte sie sich frei. Sie schob ihn langsam fort und fuhr sich dann mit der Hand über die Stirn, als müsste sie sich vergegenwärtigen, was das alles wäre, und was es bedeutete. Er griff wieder nach ihrer Hand, aber sie entzog sie ihm hastig. „Hast Du kein Wort für mich?“ fragte er vorwurfsvoll. Sie sah ihn fremd an. „Nein,“ erwiderte sie, „ich weiss nicht, was ich noch sagen soll. Lass mich gehen.“ „Bella,“ rief er wieder tönend, ~~als~~ erhöhe er sich aus seiner Hilflosigkeit, „Liebe kann verzeihen, Liebe ist grossmütig. Du hast mich nie geliebt!“ Da sah sie ihn an mit einem Blick so voll wehen Schmerzen, dass er still wurde. „Aber verzeihen kann man doch,“ sagte er leise. „Verzeihen?“ wiederholte sie, „was ist verzeihen. Was kommt darauf an? Es ist so weh, dass ich verzeihen könnte, aber es würde dadurch nicht besser.“

„Ich bin nicht so schuld, Bella, mich reisst immer etwas hin, was ausser mir ist,“ rief er mit einem armseligen

Blick. „Es mag sein,“ antwortete sie tonlos. „Aber für mich war die Spannung zu gross zwischen dem, was ich erwartete und dem, was Du mir gabst. Es ist in mir etwas geknickt gerissen. Siehst Du, das ist es.“

Sie legte die Hand aufs Herz, als täte es ihr da weh. Und sie ging.

-----

B e r g e .

-----

Als Natan Schapiro ihr einen Heiratsantrag machte, da nahm Minna Segal ihn in aller Ruhe an, wie eine Sache, die man erwartet, und die einem richtig und notwendig erscheint. Seit einem halben Jahr war sie im Hause des alten Mannes und leitete den Haushalt. Seine Frau war schon seit zehn Jahren tot, und die letzte von seinen fünf Töchtern hatte gerade kurz vorher geheiratet, als Minna Segal zu ihm in das Haus getreten war. Natan Schapiro war sehr reich, sein Vermögen war kaum abzuschätzen, da es in alten undurchdringlichen Wäldern bestand, die er zum Teil selbst erworben, zum grössten Teil jedoch von seinem Vater geerbt hatte. Er war ein schlichter altmodischer Mann und machte selbst wenig Gebrauch von seinem grossen Reichtum. Er unterhielt eine Wohnung von fünf Zimmern in einem guten Viertel der grossen litauischen Gouvernementsstadt, hatte eine hübsche Einrichtung, die er sich gerade angeschafft hatte, als seine Töchter heiratsfähig zu werden anfangen und die Ehekandidaten ins Haus geladen werden mussten. Von seiner seligen Frau erzählte man sich, dass sie sehr geizig und zänkisch gewesen <sup>habe</sup> sei und Natan Schapiro daher kein leichtes Leben gehabt hatte. Er erwähnte jetzt auch nur selten den Namen seiner verbliebenen langjährigen Lebensgefährtin, als verknüpften sich damit für ihn unliebsame Erinnerungen, und es schien, als hätte er auch seine zweite Tochter Bertha, von der man sagte, dass sie der Mutter sehr ähnlich <sup>sähe</sup> sei, weniger lieb, als die ~~andern~~.

Minna Segal war vor zwei Jahren aus dem kleinen Städtchen gekommen, wo sie ihre ganze Kindheit und Jugend

verbracht hatte. Sie hatte dort in der letzten Zeit allein mit dem alten kränklichen Vater gelebt und den kleinen Kolonialwarenhandel geleitet, der ihnen die Mittel zum Leben gab. Der Vater und Minna waren aus der zahlreichen Segalschen Familie die letzten, die im Städtchen zurückgeblieben waren. Die verschiedenen Onkel, Tanten, Cousins und Cousins hatten sich allmählich nach grösseren Städten verzogen, zumeist wohl nach W., welches der nächste lebhaftere Ort war. Einige Cousins waren sogar nach Südafrika und nach Amerika gegangen, wie es gerade um jene Zeit üblich war. Die grosse Segalsche Familie war in dem Städtchen die angesehenste unter allen jüdischen Familien gewesen und hielt sich für sehr vornehm. Einen besonderen Grund gab es dafür freilich nicht, wie es ihn selten in ähnlichen Fällen gibt. Doch kann gesagt werden, dass sie anständige ehrliche Leute waren und ein gutes rassiges Aussehen hatten. Sie waren Gestalten von feinem Knochenbau mit schmalen klugen Gesichtern. Auch Minna war von feiner, wenn auch nicht grosser Gestalt. Uppiges braunes Haar lag in vollen Flechten um den Kopf. In dem zarten Gesicht fielen die grossen von schwarzen Wimpern umfassten graublauen Augen auf, die einen eigentümlich langsamen Blick hatten, und in denen dann und wann ein kurzes Leuchten <sup>wie ein rubinrotes Blau</sup> aufsprühte ~~und~~ ~~verschwand~~. Nach des Vaters Tode hielt auch sie nichts mehr in dem kleinen Nest zurück und sie folgte ohne weiteres der Aufforderung der reich gewordenen Verwandtschaft, nach W. überzusiedeln.

In dem ganzen Verwandtenkreise war man über Minnas Schritt empört. Man lächelte geringschätzig, man zuckte die Achseln. Wie konnte sich ein Mädchen von 27 Jahren an einen alten Mann vergeben? So gross war ihre Not doch nicht. Aber es war wohl mehr der Ärger darüber, dass man von der armen Verwandten, die man in seinen Kreis aufgenommen, um die man sich so lebhaft gesorgt und der

man doch die Stelle bei Natan Schapiro verschafft hatte, so übergangen worden war, dass sie ohne um Rat und Meinung zu befragen, plötzlich mit der Nachricht aufgetreten war: „Ich habe mich heute mit Natan Schapiro verlobt.“ Mit einem Schlage war Minna Segal nicht mehr die arme Verwandte, an der man seinen Edelmut auslassen konnte, über deren Schicksal es sich so gemütlich beim Nachmittagskaffee oder beim abendlichen Tee verhandeln liess. Es war vieles schon so fein eingefädelt worden, um Minna an einen anständigen jungen Menschen zu verheiraten. Da war ein Provisor auf dem Lande, der keine grossen Ansprüche stellte, dort ein Dentist mit guter Praxis, nur dass er etwas stotterte, sonst hätte ja auch er ganz was anderes verlangen können, als ein armes Mädchen aus der Kleinstadt. Und schliesslich war da auch ein junger Pferdehändler, der ohne Zweifel grössere Ansprüche machen konnte. Aber ihn lockte die gute Familie. Es passte ihm wohl, mit den Segals verwandt zu werden. Und nun hatte sie einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht. Tante Pascha hätte doch so gern einen Teil der Bettwäsche gespendet und Tante Chaie das Küchengeschirr, und Cousine Fanny, die reichste von ihnen allen, hatte sich unter Rührungstränen bereit erklärt, die Hochzeit in ihrer Wohnung auszurichten. Und nun war das alles unnütz, und sie waren sittlich entrüstet, wie ein junges Mädchen so auf Geld ausgehen konnte, und sie, die alle Taschen voll hatten, waren überzeugt, dass sie es wohl niemals getan hätten.

Aber für Minna war diese Entschliessung gar kein Sprung in eine andere Ebene, sondern nur ein Weiterschreiten auf derselben Bahn. In der Lage, in der sie sich befand, erschien es ihr als das Natürlichste, die Frau des alten Mannes zu werden, welcher der Einzige war, der ihr wirklich Wärme entgegenbrachte. Und vielleicht auch deshalb, dass sie viele Jahre um ihren alten kränklichen Vater

gewesen war und ihn in seiner langen schweren Krankheit gepflegt, hatte der sechzigjährige Natan Schapiro für sie nichts Abstossendes. Minna Segal hatte noch keine Liebe gehabt. Ihr Gemüt lag trotz ihrer sieben und zwanzig Jahre still und unberührt da, und in aller Gewissensruhe konnte sie Natan Schapiro als Gegengabe für ein sorgenloses und bequemes Leben die besten Absichten entgegenbringen, ihm eine treue und fürsorgliche Frau zu werden. Was die Verwandtschaft über sie dachte, war ihr gleichgültig, umso mehr als sie unabhängig von ihr wurde. Sie hatte sich nie in die Rolle der armen Verwandten finden können, die man freundlich mit einem Blick über die Schulter auffordert, zu Gast zu kommen und der man ein Kleid älteren Datums anbietet, damit sie in Gesellschaft nicht zu sehr von den andern absteche. Minna Segal hatte sich überraschend schnell den grösseren Verhältnissen der Gouvernementsstadt angepasst. Es hätte niemand, der es nicht gerade gewusst, annehmen können, dass sie ihr Leben bisher ausschliesslich in einem kleinen litauischen Nest zugebracht. Aber die reichen Tanten und Cousinen vergassen es nicht, dass sie nur eine arme Verwandte war und hüteten ängstlich die Schranken, die ihre Schönheit und ihr Geist zu zerbrechen drohten. Es gab ihr manchen bitteren Augenblick zu fühlen: du bist nichts, dein Name Minna Segal klingt nicht. Du bist weniger als sie alle, als Chaja Heufenstein und Lisa Pinchassoff und Moscha Segal und Frieda Segal und so weiter und so weiter, und doch zu wissen: du bist nicht weniger als sie, nicht an Klugheit, nicht an Wissen, nicht an Schönheit oder Güte. In ihrer aller Namen tönt das Metall mit, das sie besitzen. Und die Wohltat, an einen kleinen Commis oder stotternden Dentisten oder an einen groben Pferdehändler verheiratet zu werden, lockte sie nicht. Es lockte sie nicht, das ganze Leben zwischen Kindergeschrei, Küche und elenden kleinen Sorgen zu ver-

bringen und sich dabei aufzureiben, immer vor geschlossenen Türen zu stehen, immer nur zuzuschauen, wie andere leben, geniessen und sich putzen, und immer alles von weitem nur zu betrachten! Und da der alte Mann mit den zitternden Händen um sie warb, da wurde sie ohne weiteres seine Frau.

Gleichförmig flossen ihre Tage nun dahin. Sie wusste: es war das Beste, was das Leben ihr hatte bringen können, und sie verscheuchte die Gedanken, die daran rütteln wollten. Sie war jetzt den andern ebenbürtig. Die arme Verwandte war vergessen, und sie tat dasselbe, was die andern taten: hielt ihr Haus in Ordnung, machte Besuche und beschäftigte sich mit Wohltätigkeit.

In dieses allgemeine friedliche Getriebe fuhr unerwartet schwer die Hand des Schicksals hinein. Der Weltkrieg brach aus und schüttete alles Uebel über die Menschen herab: hier zerstörtes Familienglück, da materielle Ruin, dort Krankheit und Siechtum. Politische und soziale Revolutionen folgten. Menschenleben wurden wie Sandkörner emporgeschleudert und in einen tödlichen Wirbel hineingezogen. Wer es konnte, verliess die Stätten, wo die Kämpfe tobten und zog sich in noch unberührte Bezirke zurück. Natan Schapiro war einer von diesen Glücklichen. Mit seinem grossen Barvermögen, das er neben den Wäldern besass, konnte er an jeden anderen beliebigen Ort übersiedeln. Er ging zuerst in die Hauptstädte, und als hier das Leben durch den Mangel an Nahrungsmitteln und Heizungsmaterial beschwerlich wurde, flüchtete er, wie Viele der Reichen und Reichsten, in die entlegenen kaukasischen Kurorte, wo man im Bereiche der sonst so gefürchteten Kosaken und der mohammedanischen Gebirgsvölker glaubte, wohl aufgehoben zu sein.



Wundervoll erschienen auch die ersten Tage in den kaukasischen Mineralbädern nach dem kalten sonnenlosen Norden und nach der schwierigen tagelangen Reise. Es war wie eine ganz neue Welt für Minna. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie Berge, und sie erweckten in ihr ein seltsames unbeschreibliches Gefühl. Wie sie da aufgerichtet standen, breit, grau, riesig und stumm, hatten sie etwas Bedrückendes und Bedrohendes. Dann aber ging es von ihnen ganz unerwartet aus wie ein Rufen und Locken: Sieh, dahinter ist es! Und dabei war es doch gleich ein Vorenthalten und Versagen, denn was war es, was sie fand? Eine Angst erfasste sie zwischen diesen Erdkolossen eingeschlossen zu sein, und sie musste plötzlich bitter weinen. Um was? Sie wusste in ihrem ganzen Leben kein Ereignis, das sie so erschütterte wie diese Berge. Und zu allem hatte sie hier an der Pforte zum Morgenland das merkwürdige Gefühl, als wäre sie nach einer langen Wanderung in ein heimatliches Gefühl gekommen. Sie hatte ein Verlangen, in die Seele dieser dunklen schlanken Menschen mit dem weichen wiegenden Gang hineinzublicken, und es schien ihr, als müsste sie was Verwandtes und Vertrautes wiederfinden. Sie erinnerte sich der morgenländischen Märchen, die sie in früher Kindheit gelesen hatte, und die ersten dunklen Ahnungen von Glück und Schönheit, die sie geweckt und die der Alltag mit seinen Sorgen und seinen vielen kleinen Gedanken verschüttet hatte, glühten auf wie Funken unter Asche, in die der Wind hineinfährt.

„Hat Dich die Reise so angestrengt?“ fragte Natan Schapiro besorgt. Ihr stilles zerstreutes Wesen fiel ihm auf. Sie standen zuerst in Pjatigorsk. Vor dem Fenster ihres Hotels sah Minna den Maschuk aufragen. Wie ein Mahner und Wecker stand er immer vor ihr. Neben dem Hotel

lag der Stadtgarten. Es war schon Anfang Oktober, aber die Luft war weich und lind wie an einem richtigen Maitage. Junge Mädchen gingen mit grossen Blumensträssen in den Händen und junge blasse Offiziere beugten sich zu ihnen herab und flüsterten ihnen süsse Dinge zu. Minna Schapiro fühlte sich wie herausgehoben aus einer grauen und schweren Alltäglichkeit und hineinversetzt in ein Land, auf das tastende Ahnungen hingedeutet hatten. Diese Ahnungen verdichteten sich jetzt, stiegen auf wie heisse unterirdische Dämpfe und durchbrachen den Wust, der über ihnen aufgehäuft lag. Wenn Natan Schapiro am Nachmittag rühte, verliess Minna leise das Zimmer und ging langsam den Maschuk hinauf. Der Weg war meist einsam. Die Sonne fiel durch die ~~kakka~~ kahlen Sträucher. Unter ihren Füssen raschelten die Herbstblätter. Sie stieg immer höher und höher, und es schien ihr, als erwachte sie aus einer dumpfen und schweren Betäubung, in der sie lange, lange Jahre gelebt hatte, da Kräfte in ihr erdrückt und erschlagen waren. Und wie sie oben auf der Höhe stand, da schien es ihr, als müsste dort hinter den blauen im Dunste verschwindenden Bergketten das Land der Prinzen und Prinzessinnen sein, und als zöge sie in sich den süssen schwülen Atem dunkler noch ungekosteter Leidenschaften ein, den der Wind von dorther über Kuppen und Täler zu trug.

Natan Schapiro wurde nach kurzer Zeit des Mangels an Bekannten und der ausschliesslichen Gesellschaft seiner sonderbar und schweigsam gewordenen Gefährtin überdrüssig, und er beschloss, höher in die Berge, in das berühmte Kiselowodak zu gehen. Minna stimmte ohne weiteres bei. Sie hoffte, dass ein neuer Ort die sie belagernden Gedanken und Stimmungen verscheuchen würde. In den ersten Tagen schien es auch so. Die Stadt bot einen überraschenden Anblick. Der erste Eindruck hatte etwas Grossartiges:

da war der Zugang zur Stadt, ein langer schmaler ganz von wildem Wein umspannener Korridor zwischen zwei Bergwänden, von denen die eine rechts in der Mitte von breiten Treppenstufen unterbrochen war. Diese Stufen führten zur Höhe, wo wichtig und breit das Kurhaus auf die Stadt hinabsah. Ein wenig weiter kam man am monumentalen Eingang zur Wandelhalle vorbei und zur langen stolzen Pappelallee. Und dann Berge, ringsumher Berge! Und ein Leben im warmen fröhlichen Sonnenschein, als ob alles Lachen und alle Sorglosigkeit sich aus dem weiten Reiche hierher geflüchtet hätten! Aber für Minna war das alles nur eine kurze Betäubung, um noch weher dieselben Schmerzen zu empfinden.

Sie hatten in einem grossen Hotel mitten in der Tiefe der Stadt gegen eine hohe Beatechungssumme, die der Hoteldiener verlangt hatte, ein sonniges Zimmer gefunden. Ausserlich waren ihre Tage gleichmässig und ruhig, wie nie zuvor. Jeden Morgen ging sie zum jüdischen Bäcker, der auch Flüchtling aus dem Ansiedlungsrayon war. Er hatte das beste Brot in der Stadt. Minna traf da oft russische Aristokratinnen, die zugunsten der mehligten Kunstwerke ihre Abneigung gegen alles Jüdische überwandern. Dann ging sie zum Markt und kaufte zum Frühstück und Abendbrot ein, was Natan Schapiro besonders gern ass: saure Sahne, weissen Käse und Radieschen. Nach dem Frühstück gingen sie in den Park zur Musik. Dann war auch bald die Zeit des Mittagessens da. Ja, das Mittagessen war der Schwerpunkt des Tages. Man musste zeitig in den kleinen koscheren Restaurant da sein, sonst war das Beste weggegessen, und so bemühten sich alle, denen es an koscherem Essen gelegen war, die Ersten zu sein. Eine Folge davon war, dass alle, die auf Gans, Kalkunen und gehackte Leber Ansprüche erhoben, sich gleichzeitig versammelten, lange bevor die genannten Herrlichkeiten in essbaren Zustand gelangt waren. Es herrschten hier die in koscheren Speise-

häusern übliche Unordnung und der übliche Lärm, weil alle zu gleicher Zeit redeten und einer den andern zu überschreien sich bemühte. Dafür war aber das Essen gut. - Nach dem Mittagessen ruhte man aus und um vier Uhr ging man wieder zur Musik, und wenn sie zu Ende war, dunkelte es bereits. Man ging nach Hause, bestellte die Teemaschine, sass zu Abend, und der Tag war zu Ende. Sie hatten nach kurzer Zeit viele Bekannte. Es konnte nicht anders sein, da man sich drei bis vier Mal täglich traf. Meist waren es auch schwer reiche Juden, zum grossen Teil Flüchtlinge aus dem okkupierten Polen und Litauen, viele mit bekannten Namen, Inhaber grosser Kauf- und Bankhäuser. Und es war erstaunlich: es war noch nicht ein halbes Jahr her, da es die grosse Februarrevolution den Juden das Wohnrecht in den kaukasischen Mineralbädern verliehen, so hatte sich hier schon eine feste Gemeinde gebildet, die über verhältnismässig grosse Mittel verfügte. Man hatte vor allem für einen jüdischen Friedhof zu sorgen, damit nicht nur die Lebendigen, sondern auch die Toten vom erlangten Wohnrecht Gebrauch machen könnten. Und so entstand in dieser fernen Stätte eine Zelle jüdischen Gemeindelebens mit all seinen Eigenheiten: dem Kampf um Ehrenstellungen, den Unterscheidungen von Würde und Rang, die sich ins Wesenlose verloren. Nathan Schapiro's Millionen, die diesem Kreise nicht unbekannt sein konnten, schufen ihm und seiner Gattin eine geachtete Stellung. Ihre Gesellschaft war gesucht und beliebt. Wenn am Vormittag die Sonne schien, sass man auf dem grossen runden Platz im Park zwischen der Musikmuschel und der Wandelhalle und sonnte sich. Russische Aristokraten, alte Generale mit ihren Frauen gingen an ihnen vorüber, rümpften die Nase, murmelten etwas in den Bart und zuckten die Achseln über den schrecklichen Wandel der Zeiten.

Und dieses gemütliche, ruhige, sorglose Leben lag auf Minna Schapiro wie eine schwere, schier unerträgliche Last. War es denn nicht das, was sie erstrebt hatte, als sie Natan Schapiro's Frau wurde? Wenn die Frauen freundlich auf sie zukamen und sie fragten, wie ihr das Essen geschmeckt habe, und ob sie es nicht auch vorteilhafter fände, ein viertel Gans zu nehmen, als das gebackene Huhn, an dem doch nichts darans sei, da hätte sie aufschreien können vor Schmerz, und es kostete sie Mühe zu antworten.

Natan Schapiro dagegen fühlte sich so wohl, wie noch nie. Die warme Südsonne tat seinen alten rheumatischen Gliedern <sup>sah</sup> wohl, und er konnte stundenlang in der Sonne sitzen und weiter nichts wünschen. Er bildete eine ständige Gruppe mit dem rothaarigen Bankier Horwitz aus Wilna, dem kleingewachsenen und grossköpfigen Spitzenfabrikanten Mazur aus Kalisch und dem blassen glattrasierten Teehändler Beskin aus Moskau, den man gut für einen Pastor halten konnte, solange man ihn nicht ~~marx~~ reden hörte. Wenn diese Herren zusammenkamen, besprachen sie zuerst die politischen Ereignisse, und nachdem jeder von ihnen seine Ansichten und Vermutungen ausgesprochen, gingen sie zu den Gemeindeangelegenheiten über, die den grössten und lebhaftesten Bestandteil ihrer Unterhaltungen bildeten, und war auch dieses reiche Thema erschöpft, so warfen sie nach einer kleinen Pause anfangs geringeschätzig und abgebrochen ein paar Bemerkungen über ihre kulinarischen Erlebnisse hin, um dann mit einem versteckten Vergnügen eingehend diesen Stoff zu behandeln, von dem ihre Frauen den ausgiebigsten Gebrauch machten. Die letzteren fanden es natürlich, eine gleiche ständige Gruppe zu bilden und einen intimeren Ton untereinander ~~anzuschlagen~~ anzuschlagen. Die regsamste unter ihnen war Frau Beskin.

Man erzählte sich von den Beskin's, dass sie in Moskau auf grossen Fuss gelebt und sogar einen Diener in Livree gehalten hätten. Wenn man Frau Beskin vor Augen hatte, konnte man sich das ein wenig schwer vorstellen. Sie hatte einen Gang, als hätte sie immer zu grosse Schuhe oder Galoschen an. Es schlotterte beständig etwas zu ihren Füßen. Auch hatte sie die Gewohnheit, einem sehr nahe ins Gesicht zu rücken, wenn man mit ihr sprach, und eine Reihe aufeinander folgender Fragen zu stellen, deren Zweck einem nicht sonderlich einleuchtete. „Wer hat Ihnen diesen Hut gemacht? Wieviel Arschin Band ist aufgegangen? Wie teuer ist ein Arschin? Glauben Sie wirklich, dass so viel aufgegangen ist?“ Oder: „Haben Sie heute ein Bad genommen? Wieviel Grad hatte es? Wie weit war Ihnen das Wasser? Mit was für einem Laken haben Sie sich abgerieben? Können Sie selbst sich auch gut den Rücken abreiben?“ Und es schien, dass diese Fragen sich ins Endlose ausdehnen würden, wäre es nicht die Bestimmung alles Irdischen auf diese oder jene Weise ein Ende zu haben.

Frau Mazur aus Kalisch sprach dagegen wenig. Sie war mittelgross und mager. Alles an ihr war gerade und eckig. Es war keine einzige runde Linie an ihr, weder im Gesicht, noch in ihren Bewegungen: die Lippen waren gerade und schmal, die Nase gerade und spitz, auch die Augenbrauen über den schmalen länglichen Augen sass<sup>en</sup> wie ein gerader Strich, und wenn sie sass und ging, stellten ihre Glieder nur gerade Linien und Ecken dar. Dabei war sie <sup>ja</sup> ganz gutmütig, das heisst, dass man sie nach dem Eindruck des Spitzes und Geraden an ihr, sie bei näherer Bekanntschaft angenehmer fand, als man es erwartete. Dafür konnte das Auge angenehm an der blonden rundlichen Frau Horwitz aus Wilna entschädigt werden. Sie war die

Gutmütigkeit selber: soweit es sich wenigstens um süsse Worte handelte, so war ~~sie~~ es gewiss; die schüttete sie in Geberlaune nach rechts und links, dass es eine Freude war. Dabei verschwammen ihre kleinen grüngrauen Augen und der kleine Mund verzog sich zu einem süsslichen Lächeln. „Ach, wie sind Sie heute reizend!“ „Wie entzückend kleidet Sie der Hut!“ „Wie gut Sie sind, Liebe!“ „Wie hat Ihr Mann eben klug geredet!“ Und wenn Frau Mazur mit ihrem spitzen Lächeln hinter Frau Beskin's Rücken bemerkte: „Hat sie nicht schon Herrn Schwarzbart gefragt, wieviel Plomben er im Munde hat. Oder: Kann sie sich denn nicht ein Paar Stiefel für ihren Fuss bestellen? - und wenn Frau Beskin hinter Frau Mazur's Rücken die Füße weit auseinanderstellend, bemerkte: Wieviel Ellenmasse hat sie denn eigentlich verschluckt?“ so sagte Frau Horwitz immer gutmütig beschwichtigend und ihre grünlichen Augen hoben sich dabei, dass das Weisse am unteren Lid sichtbar wurde: „Man muss übersehen. Es hat doch ein jeder seine Eigenheiten.“ Minna gegenüber waren die drei Frauen gewiss sehr freundlich. Dass aber hier und da ein Wörtchen über sie fiel, das war kaum zu bezweifeln, verstand sie doch so gut jedes Hineinlauern in verborgenes Erleben mit einem Blick und einer Handbewegung abzuschneiden. -

Eines Abends hatte Minna für ihren Mann etwas in der Apotheke zu besorgen. Es war dunkel und nebelig, und Minna eilte, ohne sich umzuschauen, geradewegs nach Hause. Unweit ihres Hotels hörte sie plötzlich an ihrer Seite eine Männerstimme sagen: „Darf ich Sie begleiten?“ Sie wendete erstaunt den Kopf und sah eine schlanke Gestalt in grauer Tscherkeska. Sie waren gerade vor ihrer Hotelthüre. „Nein.“ sagte sie, „das lohnt wohl nicht. Ich bin schon zu Hause.“ Und damit trat sie ins Haus.

Die Tage flossen gleichmässig dahin. Eine Belebung brachte in den kleinen Kreis der Zank mit dem Inhaber des koscheren Restaurants. Sie waren alle so aufgeregt, Frauen und Männer über diese Grobheit, über diese Unverschämtheit des Menschen, der ihnen zu Dank verpflichtet war. Hatten sie ihm doch alles eingerichtet, indem sie mit Geld und Rat ihm beigestanden, hatten ihm Gäste zugeführt. Und so grob zu werden! Weshalb denn? Die Frau Mazur hat nun einmal ein steifes Gesicht. Hat aber solch ein Kerl sich auch zu beleidigen? Und wenn Frau Mazur ihm auch die Bemerkung gemacht ~~habe~~ hat, dass man sie besser zu bedienen hätte, ist das ein Grund, über das ganze Zimmer zu schreien: „Was wollen Sie von mir? Was bin ich für Sie? Was trinken Sie mein Blut?“ Minna hörte das alles mit einem gequälten Gesicht an. Sie stand wie ausserhalb. Sie schaute in einer dumpfen Verzweiflung zu den schneebedeckten Bergspitzen auf, die sie lockten, als gäben sie die Erlösung von all ihrer Pein. ~~Was hat das auch dort auf jener Spitze, die in der Ferne blüht?~~ Sie stand plötzlich mitten in der Rede der aufgeregten Frau Mazur auf und sagte ohne Zusammenhang und ohne Aufforderung mit ihr zu gehen: „Ich will ein wenig nach oben. Sagen Sie meinem Mann, dass ich bald wieder zurück bin.“

Das Wetter war unruhig. Die Sonne schien und schwand. Ueber der südlichen Bergkette sammelten sich Wolken. Die Wege im Park, die in die Roten, Grauen und Blauen Berge führten, waren verlassen. Nur vereinzelte junge Paare waren hier und da zu treffen. Minna setzte sich oben auf der kaiserlichen Platte auf eine Bank. Ein junger ~~kleiner schlanker~~ schlanker Orientaler in grauer Tschekeska mit Dolch und ~~Pahonul~~ ging an ihr vorüber, sah sie an, hielt einen Augenblick inne, grüsste tief und ging weiter. „Wer ist es?“ dachte sie überrascht. „Wer kann es



doch sein?" Es fiel ihr nichts ein. Sie erhob sich und setzte ihren Weg fort. Am Ende des breiten ebenen Fahrwegs, wo nach vielen Seiten hin Pfade in die Berge sich abzweigten, stand der junge Orientale. Sie ging an ihm vorbei, den Kopf der entgegengesetzten Richtung zugewandt. Vor ihr lag die Hochebene, umgürtet von Höhenzügen. Auf den Gipfeln waren dichte weisse Wolkenmassen. Breit und einsam stand in der Ferne auf n~~er~~ Höhe der „Tempel der Luft“, ein weisser von Säulen getragener Pavillon, der so benannt wurde. Der Wind spielte um ihn mit den wogenden Nebelmassen. Wie Rauchwolken ballten sie sich zusammen, lösten sich wieder, verdichteten sich ~~won neuem zu~~ zu schwerer Masse, hoben sich in welligem Bunde in die Luft empor und sanken zurück. Minna wanderte so ganz hingeeben dem Spiel der Luft um ihren Tempel. Der herbe Atem der Berge und das rasche Gang weckten Wärme und Freudigkeit, trugen sie gleichsam einer noch unbewussten Hoffnung entgegen. Losgelöst von ihr weit und fremd war das koschere Speisehaus, Frau Mazur, Frau Beskin, Frau Horwitz und alles, was im Tal war. Sie ging allein zwischen wallenden Nebeln und in wallenden Gedanken einem unbekanntem Ziele zu.

Ein Schritt war dicht hinter ihr hörbar. Sie zuckte zusammen. Der junge Orientale kam wieder an ihr vorbei. Er sah sie dieses Mal nicht an. Er stieg vor ihr den Weg zum Tempel auf. Seine schlanke Gestalt schien biegsam wie eine Weidengerte. Sie sah ihn immer vor sich. Es war, als schwebte er über dem Boden mit seinen weichen wiegenden Schritten. In kurzer Zeit war er ihr weit voraus. Er stieg immer höher zum Tempel hinauf und stand bald oben zwischen den weissen Säulen im Nebel. Dann stieg er nieder und kam ihr entgegen. Der Pfad war schmal. Es konnten zwei

Menschen nebeneinander nicht gehen. Er schritt vom Pfade ab und blieb wartend stehen. Als sie dicht vor ihm war, legte er die Hand an die runde braune Schafsfellmütze und grüßte wieder tief. Sie warf ihm einen erstaunten Blick zu. „Sie erkennen mich nicht?“ fragte er in einem Ton, der weich und wiegend war, wie sein Gang. „Nein,“ sagte sie und hob abweisend den Kopf. „Ich kenne Sie nicht.“ Und in demselben Augenblick erkannte sie ihn. Er hatte sie vor dem Hotel an einem Abend angeredet. Sie neigte leicht den Kopf und schritt weiter. Aber ihre Stimmung war unterbrochen. Sie fühlte sich müde und wollte umkehren, doch mochte sie dem jungen Menschen nicht nochmals begegnen. Sie setzte sich auf eine Bank und ruhte aus. Es war so still um sie her. Nichts, gar nichts war hörbar, nicht mal das ferne Bellen eines Hundes.

Natan Schapiro, den sie unten auf dem grossen runden Platz in seiner üblichen Gesellschaft antraf, war unruhig wegen ihres langen Fortbleibens geworden und machte ihr Vorwürfe, dass sie gerade dann in die Berge gehen müsse, wenn es sonst keinem Menschen einfalle. Als sie am Nachmittag zur Musik saßen, erblickte Minna auf der Seitenbank in ihrer Nähe den jungen Orientalen. Ihre Blicke trafen sich. In derselben Sekunde wandte sich Minna von ihm ab, aber sie fühlte, dass seine Augen unverwandt auf sie gerichtet waren. „Wie seltsam,“ dachte sie, „was will er gerade von mir? Es sind doch unzählige andere Mädchen und Frauen da, die gar nichts gegen ein Spiel mit ihm hätten.“ Jetzt, da sie auf ihn aufmerksam geworden war, bemerkte sie, dass er fast immer um sie war, doch in einer Weise, dass es einem Uneingeweihten nicht auffallen konnte. Nur wenn sie allein war, grüßte er sie tief und ehrerbietig. Sie lächelte anfangs spöttisch über diesen plötzliche Huldigung, aber ganz unbewusst begann sie einen eigenen Reiz

darin zu finden, dass jemand zu jeder Zeit auf sie wartete.

Mit der warmen Witterung war es eines Tages zu Ende. Der Oktober schwankte noch. Wind und Sonne kämpften gegen einander. Wolken trieben in Eile am Himmel her, als hätten sie unaufschiebbare Dinge vor. Die Sonne erschien auf einen Augenblick zwischen den Wolken und verschwand wieder, als sei sie plötzlich mit irgend etwas Besonderem beschäftigt. Regenschauer fielen nieder, rissen die letzten widerspenstigen Blätter von den Aesten. Und dann war es wieder warm und trocken, und es schien, als wollte die Sonne jetzt sagen: „Ich bin ja da, ich weisse ja, was ich zu tun habe.“

Aber der November räumte endgültig mit der Illusion auf, dass es in diesen Bergen ein Jahr lang Sommer gäbe. Es wurde richtig kalt, ja nachts setzte ein bitterer Frost ein, der den Tag noch scheute, doch nur eine Weile, dann machte er sich auch aus dem Tage nichts, der Himmel wurde dunkel, und es fiel schwerer fester Schnee in dichten Flocken. Und alles wurde weiss und rein und herb. Und da eines Tages die Sonne doch durchbrach, da leuchtete und füngelte und starhlte alles auf, und die weissen Gipfel <sup>lockten</sup> weckten wie noch nie: „Sieh, dahinter ist es!“ Und die weissen Wege riefen: „Wir führen dahin! Wir führen!“

Natan Schapiro hatte eine Sitzung im Synagogenvorstand, und Minna sass allein zur Musik und wartete auf ihren Mann, dass er sie hole, wie sie verabredet hatten. Die Musik war zu Ende, und Natan Schapiro war nicht gekommen. Minna erhob sich und ging mit der Menge dem Ausgange zu. Der junge Orientale stand im Seitengang und wartete. Und Minna befiel plötzlich eine Neugier: „Wer ist er? Und was will er?“ Sie gingen aufeinander zu, und es war, als ob eine reifgewordene Frucht vom Baume fiel. Sie sahen sich mit lachenden Augen an. Draussen war strahlender Abend. Der Himmel war sternklar. Die weissen Wege glitzerten. Eine

frische Winterluft schlug entgegen. Minna fühlte, wie eine Lebenskraft sich in ihr spannte. „Wie schwül und schlecht es drinnen war," sagte er. „Wollen Sie nicht ein wenig mit mir in den Park gehen?"

Sie fühlte, wie all das Geheimnisvolle lockte; die tiefen Schatten im bläulich silbernen Lichte, die *Schlechten* ~~Grüfte~~ und *Kerken* und er, der Unbekannte, der seit Wochen auf diesen Abend gewartet hatte.

„Fürchten Sie sich nicht, mit mir zu gehen," fragte er und seine schlanke biegsame Gestalt bog sich zu ihr herab. „Nein," sagte sie und sah ihn offen an. „Wenn ich mich fürchtete, ginge ich nicht. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich weiß es nicht warum. Ich bin überzeugt, dass Sie mir kein Unrecht tun werden."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte er und richtete sich gerade auf. „Wer sich mir anvertraut, den beschütze ich mit meinem Leben."

„Wer sind Sie?" fragte sie. „Warum grüssen alle Ihre Landsleute Sie? Ich habe es bemerkt. Sind Sie ein Prinz?"

Er ging mit seinen weichen wiegenden Schritten neben ihr her. „Für die Legionen bin ich ein Prinz," sagte er lachend. „Ich bin aus altem vornehmen Geschlecht, und sie gehorchen mir. Sollte jemand Ihnen hier was zu Leide tun wollen, so rufe ich sie alle zu Ihrem Schütze auf."

„Nein," antwortete sie fröhlich, „das wird wohl nicht nötig sein. Ich habe doch einen Mann, der mich beschützen würde."

„Einen Mann?" fragte er erstaunt. „Ich dachte, Sie wären mit Ihrem Vater hier."

„Ich gehe sonst mit keinem Menschen", lenkte sie seine Frage ab. Nur heute bin ich zum ersten Mal leicht-

sinnig. Weiss Gott auch, warum. Solch eine Nacht lockt unwiderstehlich. Ich habe noch nie so was gesehen. Nur in den Märchen habe ich darüber gelesen, als ich ganz klein war." Es kam ihr auch vor, als sei sie in einem fernen Land und in einer fernen Zeit und mit ihr ginge der Prinz aus jener alten schwülen morgenländischen Märchen. Er konnte sie auf sein Ross setzen und mit ihr hinausjagen. Und in einem unterdrückten Entzücken fragte sie: „Haben Sie ein Pferd?" Und er antwortete, wie sie es von ihm erwartete: „Ja, ich habe ein schwarzes Pferd," Und in jedem seiner einfachen Worte lag ein tiefer, weit fassender Sinn.

Er führte sie den schneebedeckten Weg nach oben. Mit bläulichem Glanz ragten die Berggipfel in den bestirnten Himmel hinein. Immer leuchtender wurde die Nacht, doch der Mond war nicht zu sehen, er war wohl noch irgendwo hinter den Bergen versteckt. Sie standen oben auf der Kaiserlichen Platte am Rande der Bergwand, die steil vor ihnen abfiel. In der Tiefe rauschte und glitzerte der „Gläserne Wasserstrahl." Er strich von einer Bank den Schnee fort und lud zum Sitzen ein. Es war niemand ausser ihnen da. Minna sah um sich, glücklich und aufgeregt. Er fasste ihre Hand. „Darf ich sie küssen?"

War es nicht das Recht des Prinzen, ihre Hand zu küssen? Und als sie schwieg, fasste er ihre Hand und hielt sie lange an seinen Lippen. Da fiel es ihr ein: Natan Schapiro war längst zu Hause und wartete. Sie erhob sich erschreckt. „Ich muss nach Hause," sagte sie.

„Ich wollte, Sie blieben noch," bat er.

„Nein, nein," wehrte sie ab.

Er nahm ihren Arm. Der Weg hinunter auf dem glatten Schnee war beschwerlich. Er aber führte sie sicher die steilen Pfade.

„Wann gehen wir wieder," fragte er unten.

„Ich weiss es nicht,“ antwortete sie.

„Wo warst Du denn?“ fragte Natan Schapiro unruhig und erstaunt. Ihr Gesicht war weiss und rot von der Winterluft und die Augen hatten einen fremden Glanz.

„Mir tat der Kopf weh, und ich ging nach der Musik ein wenig spazieren.“

„Allein so spät,“ rief er und hob den Kopf.

Mirna sah ihn an und zum ersten Mal empfand sie mit ihrem ganzen Wesen, dass er ein alter Mann war.

„Allein so spät,“ wiederholte er, als sie nicht antwortete. - Da fühlte sie plötzlich, dass sie etwas hatte, was sie ihm nicht sagen durfte, etwas, das ihr ganz allein gehörte, was ganz Eigenes, das sie früher nie besessen. Und das dumpfe schwere Gefühl, das bis jetzt sie in den Bergen bedrückt hatte, wurde leicht und hell, als hätte es einen Weg und eine Lösung gefunden.

Loch die nächsten Tage rissen sie wieder ganz in den Kreis der Alltäglichkeiten hinein. Natan Schapiro war erkältet, fühlte sich schlecht, und Mirna hatte mit Umschlagen und Zubereiten von leichten Speisen auf dem Petroleumkocher zu tun. Wie sie nun so ganz wieder mitten in der Alltäglichkeit stand, da packte sie ein Trotz gegen sich selbst, und sie strich ihr letztes Erleben aus wie eine Kinderei, für die kein Raum in ihrem Leben sein konnte. Und doch war etwas Neues in ihr da, das sich nicht so ohne Weiteres tot machen liess. Dieses Neue stiess sich an alles, woran sie so gut gewöhnt war, und was ihr bisher natürlich und selbstverständlich erschienen war. Es störten sie die zitternden Hände des alten Mannes und seine welken Züge. Sein pustender und schnaufender Atem peitschte nachts ihre Nerven. Sie sah und empfand das alles mit gespaltenem Bewusstsein. Da war ein Teil in ihr, der schrie

nach Pflichterfüllung, und in dem Kampfe mit sich selbst zwang sie sich zu Geduld und Demut. Sie nahm mit einer Gier ihres Mannes Liebkosungen hin, um ihre wachsende Abneigung zu ersticken, und mit wehem Lächeln ertrug sie seine kleinen Launen, die das Alter brachte. Sie warf sich auf jede Pflicht und jeden geringsten Anspruch an sie. Mit einem Eifer sprach sie mit allen, die es hören wollten, über Gänse, Kalkuhnen und gebackene Hühner, sie bewunderte so viel Hüte, Schuhe und Kleider, als man es von ihr wünschte und schenkte ihre Aufmerksamkeit hundert Kleinigkeiten. Und wenn das alles sie stach, wie Dornen in wundes Fleisch, so frohlockte sie. Sie frohlockte, denn sie fühlte mit der anderen Hälfte ihres Bewusstseins, wie ein Baum sich um sie wob, wie ein gewaltiger Zauber seinen Kreis um sie schloss, rufend und bedrohend, lockend und bedrückend. Und wenn sie zu Frau Beskin sagte: „Sie wollen zur Schneiderin Ihre Bluse probieren? Ich gehe ja gern mit Ihnen!“ da wusste sie: Es stand an einer Wegbiegung oder auf einer Anhöhe der Prinz, der ein schwarzes Pferd hatte, und Minna Schapiro warf den Kopf in den Nacken zu ihrer seltsamen Lust, sich auf ein wildes, sich bäumendes Ross zu setzen und in die Berge über Höhen und Abgründe hinauszujagen.

Sie kämpfte mit allen Kräften, die ihr zu Gebote waren. Es gab Tage, da sie sich auf Bücher warf, um sich in fremden Schicksalen zu vergessen. Sie lag nachts wach und liess ihre Phantasie frei walten. Sie schuf Traumbilder, die fern von Bergen waren und trug sich mit ihnen herum einen Tag lang oder zwei, um sie dann,

wenn sie blutleer und schattenhaft geworden, fortzuwerfen, um neue zu spinnen.

Da kam aber ein Tag, da diese weesenlosen Gaukeleien ihre Wirkung versagten, und es sie angewidert vom Betrug, nach wirklicher Nahrung verlangte. Es war, als bräche ein schwellender Strom nun ihre Dämme ein.

Es war Abend, und sie sassen auf ihrem Zimmer und tranken den Abendtee. Da war ihr plötzlich, als erstöcke sie in diesem engen Raum, und als müeste sie einen wilden Ruf ausstossen. Sie erhob sich plötzlich: „Mir ist nicht wohl. Ich muss ein wenig an die Luft. Ich bin bald wieder da.“

Wie sie so in Eile die Strassen hinunter ging, ohne zu wissen wohin und wozu, da war mit einem Male, aus dem Dunkel hervortretend, der Prinz an ihrer Seite mit seinen weichen wiegenden Schritten und fragte: „Sie allein, so spät? Wieviel Tage und Stunden warte ich schon!“ „Morgen,“ sagte sie in einem Jubel, „morgen will ich mit meinem Prinzen gehen.“

Nur ein Mal kann man so aufleuchten, so aufglühen, kann man jene grosse wundervolle Torheit kennen, die über alle Klugheit hinweglacht und mit starken Flügeln bis zu den Sternen hin will. Zum zweiten Male würde die Lebensweisheit da sein und die Vorsicht. Nur ein Mal hat die Torheit diese Kraft. Rufe sie nicht an ihrem Namen! Sie erschreckte wie eine Nachtwandlerin, stürzte nieder und bräche sich die Flügel.

Weisser unbefleckter Schnee lag auf den roten, Grauen und Blauen Bergen. In der klaren Luft schimmerte hoch und erhaben der Gipfel des Elbrus. Minna Schapiro atmete tief und voll. Kein Laut kam in diese grosse Stille aus der Stadt dort unten zu ihnen herauf. Vor ihr auf den



Knien lag der Prinz, dem diese Berge gehörten, der mit ihnen verbunden war, wie Vater und Sohn. Er küsste leidenschaftlich ihre kleinen weissen Hände und flüsterte: „Ich liebe Sie. Sie sind so schön und hell. Ich habe noch nie ein Weib so geliebt wie Sie. Ich werde Ihnen nichts tun. Seien Sie nicht bange. Lassen Sie mich nur Ihre kleinen, weissen Hände küssen.“

Da fühlte sie so stark, was Leben war, was für sie Leben war. In dieser Stunde lag es, weder rückwärts, noch vorwärts. Nie mehr würde sie diese Kraft und Schönheit empfinden. Nein, es war nicht Sünde. Sünde konnte solch ein Gewand nicht haben. Sie schüttelte den Kopf zu ihren eigenen Gedanken. Ihre Tugend war es!

„Ich schenke Dir diese Stunde,“ sagte sie und erhob sich. „Und ich werde alles, alles tragen können. Und dann nie mehr, dann sollst Du mich nie mehr suchen und rufen. Und von dieser Stunde ~~will~~ *will* ~~ich~~ *ich* ~~das~~ den Glanz und die Kraft fürs ganze Leben behalten.“

## Die Heirat.

Es war ein gelblich grauer pariser Wintermorgen ganz wie gewöhnlich. Die Luft war so sehr von Feuchtigkeit erfüllt, dass man nicht wusste, ob es feiner Regen oder Nebel war. Und wie gewöhnlich begann Gabrielle Duval ihren Tag. Jede Minute war in Rechnung gezogen: soviel Zeit hatte sie zum Anziehen, soviel zum ~~KÄMERN~~ kleinen Frühstück, soviel bis zum Métro, das zum Glück in der Nähe war, soviel zur Fahrt. Pünktlich bis zwölf Uhr erledigte sie die ausländische Correspondance in einem Obsthandel en gros. — Gabrielle Duval gehörte zu den <sup>seltenern</sup> ~~seltenen~~ Französischen, die ein wenig fremde Sprachen kannten. Dann eilte sie wieder nach Hause, um für sich und die Mutter, mit der sie zusammen in dem angenehmen Stadtteil Passy lebte, das Dejeuner, das grosse Frühstück zu besorgen. Der Nachmittag war von Privatstunden ausgefüllt, und abends nach dem Diner beschäftigte sie sich häufig noch mit Übersetzungen.

In früheren Jahren hatte die Mutter in der Wirtschaft mitgeholfen. Seit ihrem Schlaganfall jedoch überliess <sup>die</sup> alle Arbeit und alle Sorge um den Haushalt der Tochter. Gabrielle war geschickt und hatte sich im Laufe der Jahre eine besondere Technik für all die kleinen Tätigkeiten angeeignet, so dass alles bei ihr im Handumdrehen ging, wie ein Spiel scheinbar ohne Anstrengung. Die beiden ältern verheirateten Schwestern Jeanne und Lucie, die wochentags öfters auf einen Sprung nach Passy herüberkamen, um nach der Mutter zu sehen und Sonntags fast immer zum Nachmittagskaffee mit Mann und Kind da waren, wiederholten ständig: "Oh, wie gut du es hast, Gabrielle, dass du nicht für Mann und Kind zu sorgen <sup>brauchst</sup> ~~hast~~. Nur für die Mutter. Das ist nichts."

An diesem Tage, der gerade so war, wie jeder andere, kam Gabrielle wie gewöhnlich in der allergrössten Eile angerannt, um noch schnell das Dejeuner zu besorgen. Sie ergriff die Einkaufstasche und eilte mit ihrem raschen leichten

raschen leichten Schritt die vier Treppen nach unten. Zuerst ging sie zum <sup>händler</sup> Gemüschändler, und kaufte bei ihm wie an jedem Mittwoch einen schon zubereiteten, sehr gewürzten Sauerkohl, der in diesem Laden besonders schmackhaft war. Die Schweinecotelets, die die Mutter gern zu diesem Gemüse ass, hatte sie schon am Vorabend besorgt. Im letzten Augenblick entschloss sie sich noch zu zwei Scheiben Leberpastete als hors d'oeuvre. Sie nahm gerade das flache Paket entgegen, um es sorgfältig in die Tasche zu legen, als der blonde dicke Gemüschändler, die Arme in die Seiten stemmend, zu ihr sagte: "Ach, wie schade, dass solch eine nette Person wie Sie alte Jungfer geworden ist."

Gabrielle hob erstaunt die Lider, als wisse <sup>sie</sup> nicht recht, was er von ihr wollte, dann durchfuhr es sie, wie ein heftiger blit<sup>z</sup>artiger Schmerz. Doch sie nahm sich zusammen und lächelte. Es fehlte noch gerade die taktlose Bemerkung eines einfachen <sup>Menschen</sup> brutalen ernst zu nehmen. Damit würde sie weit kommen! Sie erwiderte nichts, sagte nur Aufwiedersehen und ging hinaus. Noch musste <sup>sie</sup> ~~drüben~~ ins Milchgeschäft, um Butter und Käse für die Nachspeise zu besorgen. Aber als draussen war, die Klinke noch in der Hand, da kam das Wort, das er gesprochen, wieder wie mit verdoppelter Schlagkraft, und es klang wie eine Verurteilung, die hiess: Dein Leben ist aus. Du hast nichts mehr zu erwarten. <sup>Der Anschluss</sup> Die Zeit ist verpasst. Du hast <sup>ihm</sup> ~~sie~~ übersehen.

Gabrielle fuhr mit den Armen hilflos auseinander. Sie ging nicht mehr ins Milchgeschäft. Butter und Käse waren unwichtig geworden. Mochte die Mutter unzufrieden sein. Das war gleichgültig. Sie hatte nur das eine Gefühl, dass kein Augenblick mehr zu verlieren war. Vielleicht war noch was zu retten.

Sie stürzte mit allen Paketen geradewegs in ihr Zimmer, riss den Handspiegel an sich und schaute hinein. Der Handspiegel war schlecht. Ein scharfes unbewegliches Gesicht schaute ihr entgegen wie eine Maske. "Ich bin doch noch nicht tot, dass ich so aussehe," murmelte sie und schleuderte den Handspiegel aufs Bett. Dann stellte sie sich vor den grossen

grossen goldgerahmten Kaminspiegel. Er war besser und <sup>die</sup> Beleuchtung günstiger.

Sie fand sich da noch ganz erträglich. "Vielleicht ist alles noch nicht endgültig verloren! Vielleicht kann man noch was retten!" murmelte sie wieder. Sie ergriff die Puderquaste, fuhr sich übers Gesicht und schaute nochmals hin. Sie war wie im Fieber. Es lag ihr plötzlich wie ein Knäuel auf der Brust, der sie am Atmen hinderte.

Ihr Blick fiel auf die Uhr. Sie erschrak. Das Frühstück musste eilends bereitet werden. Seit Jahren hatte sie sich nicht so verspätet. In einer halben Stunde musste sie wieder zur Arbeit fort, und auch die Mutter, für welche die Mahlzeiten die wichtigsten Ereignisse des Tages waren, da sie dann gern mit Gabrielle plauderte und sie über allesmögliche ausfragte, wartete wohl schon mit der grössten Ungeduld.

Ihr einsilbiges zerstreutes Wesen fiel der Mutter auf, und als Butter und Käse zur Nachspeise fehlten, fragte sie voller Unruhe Gabrielle, was sie eigentlich hätte.

Gabrielle entschuldigte sich mit einer schlecht verbrachten Nacht und Kopfschmerzen. Aber dass sie sich nicht wohl fühlte, das war ~~zu~~ ungewöhnlich, und ihre Erklärung konnte deshalb die Mutter nicht beruhigen.

Ja, Gabrielle war wie krank. Sonst legte sie sich ins Bett, das Tagewerk vollbracht, schlief gleich ein und wachte zur bestimmten Stunde auf. Und so waren ohne Unterbrechung ein Tag um den andern, eine Woche um die andere, ein Jahr um das andere vergangen. Jetzt sass sie öfters aufrecht in ihrem Bett mit krampfhaft ineinander gepressten Händen und sagte sich: "Wie konnte ich doch! Wie konnte ich doch so kopflos sein und nicht bemerken, wie die Jahre hinschwinden! Ich muss gleich beginnen. Ich muss gleich sehen, was sich noch tun lässt." Sie empfand eine Hast, eine Unruhe, als drohe ihr eine unmittelbare Gefahr.

"Was soll ich aber tun?" fragte sie sich angstvoll mitten im italienischen und spanischen Briefschreiben, mitten in einer Nachhilfestunde, die

die  
sie gab, mitten in der mühsam geführten Plauderei mit Mutter und Schwestern.  
Dabei wusste <sup>sie</sup>, was sie plötzlich wollte, wollte bis zum Schmerz. Sie wollte  
heiraten, einen Mann haben, wie Jeanne und Lucie, sich von ihm tyrannisieren  
lassen. Gleichviel! Einen Mann haben neben sich, um ~~sich~~ den Kopf zu stüt-  
zen! Der seit Jahrhunderten gezüchtete Instinkt verlangte dumpf seine Be-  
friedigung.

Aber wie es beginnen? - fragte sie sich in andern Augenblicken. Mit der  
Mutter darüber sprechen? Mit den Schwestern? Ein schwerer Groll erwachte  
in ihr bei diesem Gedanken. Sie sah die Mutter mit einem Male anders, nicht  
mehr mit den untertänigen Gefühlen der gehorsamen Tochter. Sie fand sie ver-  
wöhnt, untüchtig, oberflächlich, wie weit sie auch zurückschaute, nur bedacht  
auf ihre Bequemlichkeit, auf ihre gewohnte Ordnung. Nur dass kein Bild um-  
gehängt, nur dass keine Nippessache, kein Stuhl umgestellt würde! Seit län-  
gerer Zeit bot ihnen der Hauswirt in einem neuen Hause eine kleinere, doch  
dafür mit modernem Komfort ausgestattete Wohnung an. Wie gern wollte Ga-  
brielle tauschen. Um wieviel <sup>weniger</sup> Arbeit hätte sie dort ~~weniger~~ mit der Zentral-  
heizung, und wie angenehm wäre ein Badezimmer! Aber die Mutter rührte sich  
um keinen Preis. Sie liebte es am Kaminfeuer zu sitzen, gedankenlos in die  
Glut zu starren und ihre Kniee zu wärmen, und sie wünschte überhaupt keine  
Veränderung. An die Tochter dachte sie nicht.

Und die Schwestern? Es hätte sich schon mehr ~~als~~ einmal für Gabrielle  
Gelegenheit geboten zu heiraten, wenn Jeanne und Lucie sich auch nur ein  
ganz klein wenig angestrengt hätten, wenn sie ihr nur ein ganz klein wenig  
zugeredet hätten. Aber es lag ihnen ja garnicht daran, dass sie heiratete.  
Am Ende hätte dann eine von ihnen die <sup>Mutter</sup> übernehmen müssen, denn sie, Gabrielle,  
hätte dann mit demselben Recht wie sie sagen können: Ich habe nun auch Mann  
und Kind. Jetzt kümmert ihr euch mal um die Mutter." So waren die Gelegenhei-  
ten nicht angepackt worden.

Der Zufall kam Gabrielle zu Hilfe. In der grossen Tageszeitung, die sie täglich las, schrieb ein Mitarbeiterin Albine häufig sehr törichte Artikel über die Frau und ihre Angelegenheiten, über die sich Gabrielle ärgerte. Aber nun war da ein Artikel, der zur Heirat aufforderte und freundlich Mithilfe versprach. Vielleicht hätte sich Gabrielle zu einer andern Zeit auch über diesen Artikel geärgert, und <sup>ihm</sup> einer ernstern Zeitung nicht würdig gefunden. Aber in ihrer Not griff sie nach ihm wie nach einem Rettungsanker. Und wie es vielen Menschen ergeht, die nicht gewohnt sind einem ~~gut~~ gleichgestimmten Freunde gegenüber sich auszusprechen und von ihrem inneren Erleben überlastet sind, so empfand Gabrielle weder Scheu noch Stolz, plötzlich ihr Herz einer ganz fremden Person auszuschütten.

Sie schrieb an die Albine und schilderte ihr ausführlich ihren Fall. Schon nach ein paar Tagen bekam sie von <sup>ihm</sup> ~~Kibine~~, die sich im Privatleben Madame Henry de Pequignot nannte, die Aufforderung sie zu besuchen. Eine ältere, sehr elegante, sehr lebhaft <sup>mit schneeweissen</sup> Dame, die sie garnicht zu Wort kommen liess, empfing sie. "Ja, Sie gefallen mir!" rief sie mehreremal der Reihe nach aus. "Ihnen muss geholfen werden. Lassen Sie mich nur nachdenken. Wer könnte doch für Sie in Betracht kommen?"

Sie verfiel einige Augenblicke in Sinnen. Dann fuhr <sup>sie</sup> mit lebhafter Bewegung und allmöglichen Ausrufungslauten empor.

"Aber ja! Bin ich denn auf den Kopf gefallen, dass es mir nicht sofort einfiel, Da ist doch <sup>der</sup> Rechtsanwalt Allart, der Nachbar eines Bekannten. Er sprach noch wieder letztens von ihm und erzählte, wie dieser mit einem Male durchaus heiraten wolle. Ich kenne den Rechtsanwalt zwar nicht persönlich, aber was ich von ihm gehört habe genügt, um zu wissen, dass <sup>Sie</sup> vortrefflich zueinander passen. Ich schreibe noch heute meinem Bekannten, und wir wollen die Angelegenheit, so schnell wie möglich in Gang bringen. Ihre Adresse habe ich. Warten <sup>ihm</sup> ~~Sie~~ auf ein Wort von mir."

Damit stand sie auf, umarmte Gabrielle und schob sie sanft ins Vorzimmer

Vorzimmer  
hinaus

ungefähr entschuldigte sich Gabrielle eines Morgens  
Nach einer Woche ~~ungefähr entschuldigte sich Gabrielle eines Morgens~~  
~~Manuskriptstandem~~ bei ihrem Bürochef und ihren Schülern mit einem Unwohl-  
sein, das sie zu kommen verhindere. Sie hatte an diesem Tage wirklich viel  
zu tun. Sie machte sorgfältiger Toilette als sonst, ging zum Friseur, zog  
gute Wäsche an, bügelte und putzte ihre Kleider. Pünktlich um vier Uhr stand  
sie vor dem Café Rohan am belebten Platze Palais Royal. Am gegenüberliegen-  
den Warenhaus zum Louvre flackerten Riesenbuchstaben an der Mauerfläche  
auf. Über den Platz jagten Automobile und <sup>schwere</sup> Autobusse. Aus den Erdöffnungen  
des Métropolitain quoll ein schwarzer Strom von Menschen. Die Luft war  
nach einem kalten regnerischen Morgen mild geworden, und alle kleinen  
runden Tische unter den Arkaden vor dem Café waren dicht besetzt.

An der Eingangstür sass ein einzelner Herr. Sie <sup>schaute</sup> aufmerksam hin. Er hat-  
te richtig die Tageszeitung "Le Matin" in der Hand, dieselbe, die auch sie  
als Erkennungszeichen mitbrachte. Sie stand wie angewurzelt und betrachtete  
ihn. Er hatte ein dunkles rundes Gesicht, tiefliegende Augen unter sehr  
schwarzen buschigen Brauen und einen ebenso schwarzen buschigen langen  
Schnurrbart. Am Rande des weichen Filzhutes schimmerte graues Haar. So sah  
er aus, Herr Felix Allard. Gabrielle klopfte das Herz. Sie war nicht instand  
de einen Schritt vorwärts zu tun. Da blickte <sup>er</sup> auf und bemerkte sie. Sie streck-  
te wie einen Schild ihren "Matin" entgegen. Er stand auf, ging auf sie zu  
und stellte sich vor.

In der Stunde, die sie zusammen verbrachten, empfand Gabrielle eigent-  
lich nichts. Sie kam vor wie ein aufgezo- <sup>sich</sup>genes ~~Räderwerk~~ <sup>Räderwerk</sup>. Das Gespräch, das  
sie führten, war konventionell von anfang bis zu ende: über das Wetter, über  
die grossen Warenhäuser, über die Mussen (denn das grösste Museum der Stadt  
das Louvre, war ja nebenbei). Aber es floss ohne Stockungen glatt hin, und  
nur das war es, was sie fast als angenehm empfand.

Pünktlich um fünf Uhr standen beide auf, und er begleitete sie zum

zum  
Autobus, der nach Passy führte. Zum Abschied küsste er ihr die Hand und  
mit der üblichen Redensart, dass er glücklich wäre, ihre Bekanntschaft ge-  
macht zu haben.

Kaum war er fort, da kam über sie eine solche Erregung, dass sie es nicht  
ertragen konnte, in dem engen Abteil des Autobus unbeweglich zu sitzen. Sie  
stieg  
an der nächsten Haltestelle aus und ging an der Seine entlang zu Fuss bis  
Passy. Die frische kühle Luft, die vom Flusse herkam, tat ihr wohl.

Zuhause wunderte sich die Mutter, dass sie vor der gewohnten Stunde ~~da-~~  
zurück  
war und sonntäglich gekleidet war. Gabrielle murmelte etwas Unverständliches  
und ging zurück zog sich, ehe die Mutter weitere Fragen stellen konnte auf ihr  
Zimmer zurück.

Hier warf sie schnell ihr Kleid ab, schlüpfte in einen warmen Schlaf-  
rock und Filzpantoffeln, machte Feuer im Ofen, das an der Kaminöffnung an-  
gebracht war, schob den grossen weichen Lehnstuhl ~~heran~~ heran und streck-  
te sich bequem in ihm aus.

Unbehindert liess sie das Gefühl der lusterfüllten Wohligkeit über  
sich hinströmen, das der fremde Mann mit dem dunklen runden Gesicht und dem  
grossen schwarzen Schnurrbart in ihr ausgelöst hatte. Sie genoss im voraus  
die Erfüllung eines endlich befreiten, ihr ganzes Leben lang zurückgedämm-  
ten heftigen Verlangens. Endlich erlöst sein! Endlich Ruhe haben! Still  
stehen in Wunschlosigkeit.... Die Hand hineinlegen können in eine andere  
grosse feste Hand.... Die Lippen pressen dürfen auf andere weiche Lippen...  
Versinken in Arme, die umschlingen fester und fester... Alle geheimnisvolle  
ewigkeitstiefe Wollust des Lebens trug unbegreiflich der fremde Mann ihr  
zu, mit dem sie während einer Stunde banale belanglose Worte gewechselt  
hatte.

Am übernächsten Tage kam ein Briefchen von Madame Henri de Pecquignot  
Gabrielle hätte auf Herrn Allard einen guten Eindruck gemacht. Er hätte x



hätte  
inzwischen auch nur Günstiges über ihre Familie gehört und wäre nicht abgeneigt ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Nur wünsche er, dass eine gute Freundin Madame Denise Flandin sie gleichfalls kennen lerne, und zu diesem Zweck schlage er vor, dass Gabrielle mit der betreffenden Dame in den nächsten Tagen im selben Café Rohan sich träfe.

Gabrielle schrieb wieder an das Büro, in dem sie arbeitete, und an ihre Schüler, dass ein erneuter leichter Grippeanfall sie bedauerlicher Weise abermals von der Erfüllung ihrer Pflichten zurückhalte. Wieder brachte sie eifrig ihre Sachen schon vom frühen Morgen an in Ordnung.

Es war kalt. Grosse masse Schneeflocken wirbelten über ~~den~~ Platz <sup>des</sup> Palais Royal. Draussen unter den Arkaden des Café Rohan sass dieses Mal niemand. Dafür war es drinnen voller ~~xxxx~~ Menschen, voller Rauch, voller Lärm.

Gabrielle sah sich suchend um. Nirgends war eine einz<sup>e</sup> Dame, die den "Matin" demonstrativ in der Hand hielt, zu sehen. Sie wartete, bis ein Tisch <sup>und</sup> frei wurde, setzte sich, bestellte beim Kellner einen Café-crème, Sie wollte schon an irgend ein Missverständnis glauben, als eine grosse stattliche Dame im schwarzen Pelzmantel mit einer leuchtenden roten Blume am Kragen und der bezeichneten Zeitung in der ein wenig erhobenen Hand an der Eingangstür sichtbar wurde.

Gabrielle stand auf, hob auch ihre Zeitung empor und machte ein paar Schritte entgegen. Die Dame erblickte sie, und ihr ganzes Gesicht ging auf in ein Lächeln.

"Mademoiselle Duval, nicht wahr?" sagte sie und ergriff Gabrielles beide Hände. "Wie bin ich glücklich Sie kennen zu lernen!"

Sie setzten sich.

"Herr Allard hat mir ~~xxxx~~ soviel von Ihnen erzählt, dass ich Sie schon ganz in mein Herz geschlossen habe, liebes Fräulein Gabrielle."

Gabrielle war gerührt von dieser unerwarteten Herzlichkeit. Sie dachte an Herrn Allard, wurde rot und senkte beschämt die Lider. Sie fühlte sich so unverbraucht, so voll einer beseligenden Erwartung, wie ein siebzehnjähriges Mädchen.

Madame Flandin fasste zärtlich Gabrielles Hand und streichelte sie. "Neh Sie, Sie haben auch zu mir, gleich von anfang an, dasselbe grosse ~~fre~~ freundschaftliche Gefühl, wie ich zu Ihnen, mein liebes Fräulein. Das habe ich mir gleich gedacht, dass es so sein würde, als Herr Allard Sie mir beschrieben hat. Ich bin eine gute Menschenkennerin. Mir macht man nichts vor. Eine zweite Person ~~ihres~~ Ihres Alters, die ihr Herz so rein und unverdorben bewahrt hat, findet man in ganz Paris nicht. Dessen können Sie sicher sein. Ich könnte Geschichten erzählen. Ich habe schon was in meinem Leben gesehen. Ich bin leider nicht so behütet worden wie Sie. Man wählt sich nicht seine Eltern."

Sie liess Gabrielles Hand los und seufzte schwer ~~auf~~ auf.

Eine kleine Pause entstand. Gabrielle suchte nach <sup>einem</sup> etwas freundlichen Wort um es der so unerwartet gewonnenen Freundin zu sagen.

"Sind Sie mit ihm verwandt?" fragte sie weich wie liekosend.

Madame Flandin <sup>erröthete</sup> verfärbte sich kaum merklich unter der Schicht von Puder und Schminke.

"Verwandt gerade nicht. Oder vielleicht doch! Das hängt davon ab, wie man auf die Dinge sieht. Ich stehe ihm seit vielen Jahren jedenfalls sehr nahe." Sie ergriff wieder Gabrielles Hand und behielt sie fest zwischen ihren Fingern. "Und ich hoffe, dass <sup>Sie</sup> das Band <sup>noch</sup> ~~mir~~ befestigen werden durch unsere Freundschaft zu drein. Sie ahnen ja garnicht, welche Hoffnungen ich auf Sie ~~setze~~ setze, meine liebe teure Gabrielle."

Gabrielles Gedanken kreisten ununterbrochen um Herrn Allard.

"Wie bin ich Ihnen dankbar, dass Sie zu mir so gut sind. Sie können sich auf mich verlassen. Ich will gewiss alles tun, um ihn glücklich zu

zu  
machen. Erzählen sie mir von ihm.?"

"Was ungefähr wollen Sie denn wissen, mein liebes Kind? Das Leben eines Mannes ist so kompliziert. Wer weiss, ob Sie sich in Ihrer Reinheit die richtige Vorstellung davon machen. Man muss vielleicht ein bisschen mehr, ~~xxxxxxxx~~ wie soll ich mich doch gleich ausdrücken? sagen wir real auf die Dinge schauen. Aber Sie können fest auf meine Freundschaft rechnen". Und sie presste dabei heftig Gabrielles Finger. "Ich werde Ihnen mit meiner Erfahrung treu zur Seite stehen."

"Er ist wohl bis jetzt im Grunde einsam gewesen" sagte Gabrielle träumerisch, ohne auf Madame Flandin's<sup>s</sup> Worte einzugehen. "Dass er mit dem Heiraten auch so lange gewartet hat wie ich, ist wie ein seltsames Vorzeichen, <sup>ob</sup> als wir beide füreinander bestimmt wären."

Madame Flandin gab mit einem kleinen Ruck Gabrielles Hand frei. Ihr Lächeln verschwand <sup>w</sup> auf einige Sekunden, und als es wiederkam, sah es gezwungen aus.

Aber Gabrielle bemerkte es nicht. Madame Flandin war die Botin ihres Glückes. Es kam immer näher auf sie zu. Es gewann immer festere Form. Sie musste wach sein mit allen Sinnen, um dieses Glück, das sie in letzter Stunde noch gepackt, nicht entgleiten zu lassen.

"Sie haben es wohl im Leben gut gehabt, meine Liebe, <sup>dass Sie</sup> soviel reizende Naivität haben bewahren können. Sie sind ohne Zweifel genau so, wie Sie vor zwanzig Jahren gewesen sind."

Gabrielle horchte plötzlich auf. Es war etwas in Madame Flandins Stimme und in ihren Zügen, was sie beunruhigte.

"Wie meinen Sie das?" fragte sie, und ihre Züge spannten sich dabei auch. "Wie soll ich Ihre Worte auffassen? Liebe Madame Flandin, warum nehmen Sie an, dass ich in zwanzig Jahren nichts vom Leben <sup>e</sup> gelernt habe?"

"Das habe ich doch garnicht gesagt, meine kleine gute Gabrielle. Sie müssen mich nicht falsch verstehen. Gerade wir beide sollen uns verständigen wie zwei Menschen es nur können. Nicht einen Augenblick lang habe ich an Ihre r Intelligenz gezweifelt, und das veranlasst mich auch offen und ehrlich Ihnen gegenüber zu sein. Ich habe nur sagen wollen, dass Sie in gewissen Dingen vielleicht noch etwas unerfahren sind und sich deshalb Illusionen machen."

Gabrielle sah ihre neue Freundin erschreckt an. Ihre Worte verkündigten nichts Gutes.

"Um was handelt es sich? Sprechen Sie es nur gleich aus, Madame Flandin. Sie werden sehen, dass ich wirklich nicht so kindisch bin, wie Sie annehmen."

Ihr Glück hatte noch nicht begonnen, da <sup>br</sup>fiel schon Schatten darauf.

Madame Flandins Augen wanderten unruhig von einem Ende des Raumes zum andern. Sie wusste augenscheinlich nicht, wie zu beginnen. Der unverwandt auf sie gerichtete flehende Blick Gabrielles nahm ihr die Sicherheit. Aber schon nach wenigen Minuten lächelte sie wieder über das ganze energische Gesicht und legte ihre feste Hand um Gabrielles schmale Finger, die nervös mit dem Löffel spielten.

"Sie machen solch ein erschrecktes Gesicht, meine kleine Freundin, dass ich selbst verlegen geworden bin, und nicht mehr weiss, wie anzufangen. Und die Sache ist doch, Gottweiss, ~~wirklich~~ nicht so schlimm, wenn Sie sie nur richtig auffassen. Jetzt seien Sie lieb und hören mir zu. Ich werde ganz offen sein. Eine andere an meiner Stelle würde Sie betrügen und nicht daran denken Ihnen ein Wort zu sagen. Aber ich finde es richtiger, Sie gleich von vornherein in Kenntnis <sup>zu</sup>setzen, damit wir beide wissen, woran wir sind und nachher keine peinlichen Überraschungen haben."

Sie machte eine Pause augenscheinlich, um den Eindruck festzustellen,

festzustellen  
den ihre Worte gemacht hatten. Dann fuhr sie rasch ,ohne wieder anzuhalten,  
fort.

"Sie können doch unmöglich glauben, liebe, kleine Gabrielle, dass Herr Allard ~~xxxxx~~ bis heute gerade auf Sie gewartet hat. Er hat nicht geheiratet, weil er es nicht nötig gehabt hat, weil er auch ohne Ehe sehr gut eingerichtet war, und zwar mit mir. Seit fünfzehn Jahren hat er ein festes Verhältnis mit mir. Ich habe gehofft, dass es auch schon dabei bleiben würde, und er selbst hat es auch einige Male gesagt. Aber da<sup>er</sup> sich irgend wo einen Magenkatarrh geholt. Der macht ihn ganz nervös. Er mag auf einmal das Restaurantleben nicht mehr. Er will ein Heim haben, eine Frau, die für ihn sorgt und ihn bepflegt. Da wäre es wohl nichts mehr als gerecht ,dass er mich heiratet, die ihm die besten Jahre ihres Lebens geopfert hat. Das dächten Sie doch wohl auch! Aber wohin? Dazu ist er viel zu sehr Bürger und steckt noch bis zum Halse in Vorurteilen. Lieben kann er mich, aber heiraten nicht. Das geht auf keinen Fall. In die alte stolze Juristenfamilie der Allards führt man nicht seine Maitresse ein von dunkler Abstammung und mit dunkler Vergangenheit, wenn sie auch längst schon als Schneiderin ehrlich ihr Brot verdient. Mir geht das auch nah, liebes Fräulein, Sie heiratet er, weil Ihr vor vielen Jahren verstorbener Vater Ritter der Ehrenlegion gewesen ist, und mich, die fünfzehn Jahre <sup>lang</sup> ihn geliebt hat, stiesse er am liebsten weg. Ich habe Ihnen ein bisschen Ihre Illusion zerstört. Ich begreife, dass dies nicht sehr angenehm ist. Doch es tut nicht so weh wie mir. Darum habe ich eine Bedingung gestellt, unter der ich ihn freilasse," sie brachte ihr Gesicht ganz nahe an das Gabrielles heran und flüsterte kaum gehend. "Zwei Mal im Monat gehört er mir. Das Sie <sup>es</sup> wissen und keine Geschnachher machen."

Jetzt blieb sie in ihrer Rede stehen und blickte herausfordernd Gabrielle an. Ihr Gesicht hatte alle Liebenswürdigkeit verloren und war hart und scharf geworden.

Gabrielle sass blass und unbeweglich da. Mitten im Lärm der schwatzenden Menschenmenge wuchs unheimlich das Schweigen zwischen den zwei Frauen.

Madame Flandin sah ein, dass sie doch zu sicher auf ihr Ziel losgestürmt war. Gabrielle war wie <sup>eine</sup> am Wege zertretene <sup>vollaufgeblühete Blume.</sup> Madame Flandin ergriff wieder ihre Hand, die sich längst aus der Umspannung befreit hatte, und streichelte sie heftig, gleichsam um sie zu beleben.

"Darauf waren Sie nicht gefasst," sagte sie einlenkend, "Ich war vielleicht zu rasch. Denken Sie doch nur, um was ich bitte: um Brocken. Sie werden alles haben. Ich habe gedacht, dass gerade Sie das verstehen werden. Jeder von uns klammert sich blindlings an eine Hoffnung."

Gabrielle hob den Kopf, aber wandte ihn gleich ab. Sie mochte Madame Flandin nicht ansehen. Ein Gefühl physischer Uebelkeit stieg in ihr auf. ~~Im~~ Im Spiegel über dem Wandsitz erblickte sie ihr eigenes blasses müdes und altes Gesicht.

In ihren Ohren klang das Todesurteil: Es ist schade, dass solch eine nette Person wie Sie alte Jungfer geworden ist.

Von morgen ab wird sie wieder den ganzen Tag über Stunden geben, im Büro arbeiten, <sup>e</sup>Überstützungen machen und die Wirtschaft besorgen. Nur den heutigen Abend wird sie <sup>noch</sup> für sich behalten. Da wird sie sich in ihr Zimmer einschließen und <sup>sich aus</sup>weinen. über ihr mißglücktes armes Leben, dem die letzte Hoffnung eben zerstört worden war.

"Es ist spät geworden, Madame Flandin," sagte sie und erhob sich. "Ich bedauere, dass ich schon gehen muss."

Sie reichte mechanisch die Hand, wandte sich um und ging mit müdem Schritt zum Métro Palais Royal, in das eine Treppe dicht vor dem Café hinabführte.

D O R A

~~NOVELLE~~

Novelle  
von  
Clara Michelson.

## D O R A

---

Die Frauen ihrer Bekanntschaft wussten sich den Erfolg, den Dora Krämer bei Männern hatte, nicht zu erklären. Ihre äussere Erscheinung fanden sie nichts weniger als reizvoll, und ob ihr innerer Gehalt so wertvoll war, dass er als Ausgleich für ~~den~~ den Mangel an äusseren Reizen dienen konnte, bezweifelten sie sehr.

"Ach, die menschliche Seele! Wer ~~kennt~~ sich in ihr aus!" riefen die ~~einen~~ angesichts dieses psychologischen Phenomens.

"Was hat Erfolg bei Männern mit Seele zu tun?" fragten die andern, die hübscher als Dora waren, auch ~~sehr~~ ~~zu~~ viel mehr Seele als sie zu haben glaubten, aber ~~deren~~ Erfolg nicht hatten.

Dora Krämer studierte an der Universität National-Oekonomie, hörte aber mehr Vorlesungen über Philosophie und Litteratur. Sie war klein, kaum merklich schief, hatte sehr krause schwarze Haare, lebhaft dunkle Augen, einen grossen Mund mit gesunden weissen Zähnen. Ihre Züge waren weder fein, noch regelmässig. Sie hatte die Gewohnheit viel und laut über alles Mögliche zu lachen, auch über Dinge, die in keiner Weise heiter oder komisch waren. Den Frauen ging dieses fortwährende girrende Lachen auf die Nerven, doch die Männer schien es wohl irgend wie zu reizen, wie auch die kaum merklich schiefe Gestalt, die krausen schwarzen Haare und die lebhaften dunklen Augen.

Ostern

Dora Krämer war stark in Anspruch genommen: zu ~~musste~~ sie nach Dresden. Da wartete ein Freund auf sie, der mit ihr zusammen Spinoza lesen wollte. Und zu Pfingsten sollte <sup>sie</sup> nach Giessen, wo ein anderer Freund sich befand, der ~~seine~~ Doctorarbeit nicht beenden konnte, ohne noch einmal mit ihr "Das Gastmahl" von Plato durchgesprochen zu haben.



Und wieviele andere um sie ~~horm~~ brauchten sie und baten um ihre Freundschaft. Dora sagte mit Stolz zu den anderen Frauen: "Der Mann braucht die Frau bei seinem Schaffen. Sie ist es, die ihm die schönsten Gedanken eingiebt." Dabei dachte sie natürlich, dass nur solch eine wie sie dies könnte. Und die andern fühlten deutlich, dass sie es dachte.

Drei Männer <sup>9</sup> liebten Dora gleichzeitig. Es waren gewiss deren, die Dora liebten, viel mehr, doch <sup>nur</sup> ~~diese~~ drei kamen für sie in Betracht. Und sie musste sich nun darüber klar werden, wen sie eigentlich liebte, denn alle drei Männer konnte sie doch nicht heiraten, und alle drei waren voller Leidenschaft und Ungeduld und baten um Bescheid. Das war eine schwere Aufgabe für sie, da alle drei so waren, dass man sie <sup>e</sup> lieben konnte. Auch war es an der Zeit sich einen Lebensgefährten zu wählen, wurde sie in zwei Monaten dreiundzwanzig Jahre alt. Das ist zweifellos ein hohes Lebensalter für diejenigen, die nicht die Erfahrung eines höheren haben. Die Wahl war so schwer, weil alle drei ganz verschiedene Vorzüge und Nachteile besaßen, die sich nicht unter einen Generalnenner bringen liessen, so dass man durch ein einfaches Rechenexempel hätte entscheiden können, wer von den Dreien die erheblichere Grösse darstellte: Blum, Stein oder Wolff.

Blum studierte Jurisprudenz und stand vor dem Schlussexamen. Er war wohlhabend, aus angesehener Familie und von angenehmem Aussehen. Er hatte einen gesunden praktischen Sinn, und obgleich seine Begabung über ein Mittelmaß nicht hinausreichte, so war doch anzunehmen, dass er sich im Leben gut einrichten würde. Soweit menschliche Voraussicht überhaupt eine Gewähr leistete, ging man einen sichern Weg, indem man ihn heiratete. Und brachte man noch Eigenschaften mit, wie Dora sie besass, so brauchte man sich über die Zukunft keine Sorgen zu machen.

Stein studierte auch die Rechtswissenschaften. Er war gewiss viel begabter und interessanter als Blum. Er sprühte nur so von Witz und lustigen Einfällen, aber er hatte schlechte Manieren. Das Fehlen

Fehlen der guten Kinder stube verleugnete sich nicht , aber darüber machte sich Dora weniger Gedanken, als über die Ungewissheit der Verhältnisse, die eine Heirat mit ihm infolge seiner Armut, seiner linksradikalen Anschauungen und seiner Sorglosigkeit um den morgigen Tag mit sich bringen würde.

Der dritte in Frage kommende junge Mann war <sup>Wolff, ein</sup> Philosoph und Dichter. Er hatte einige Jahre medizinischen Studiums hinter sich. Seine Liebe zur Philosophie hatte jedoch überhand genommen, und er war nach kurzem Entschluss auf die <sup>W</sup>philosophische Fakultät übergetreten. Seine Professoren und Kollegen rühmten den Reichtum und die Originalität seiner Gedanken. Dora wusste davon, und obwohl noch hinzukam, dass er ihr tiefsinnige Gedichte widmete, in denen er sie die Schönste aller Frauen nannte, zog es sie zu ihm am allerwenigsten hin, denn er war schweigsam und kam besonders in grösserer Gesellschaft wenig zur Geltung, Auch sein Ausseres stellte nicht viel vor.

Die Wagschale neigte sich nach einiger Ueberlegung zu Blums <sup>sie</sup> Gunsten. Doch ~~wie~~ daran war den endgültigen Entschluss zu fassen, überfiel sie eine Mutlosigkeit. Wenn sie sich irrte? Wenn vielleicht einer von den beiden andern der Wertvollere und zu grossen Dingen Berufener war! Wenn sie sich auf solche Weise um ihr Glück brachte! Was dann? Ihr wurde heiss bei diesen Zweifeln. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie verlor jeden Massstab zur Beurteilung ihrer Verehrer, und sie beneidete die anderen Mädchen , deren Seelenruhe durch eine allzureiche Wahl nicht gestört wurde, und die froh waren, wenn sie einen annehmbaren Freund fanden. Und sie sagte sich zum Troste, dass Menschen ihrer Art und Bedeutung wohl immer schwer an der Verantwortlichkeit dessen zu tragen hätten, was sie aus ihrem Leben machten.

Sie fühlte, dass sie zu keinem Entschlusse kommen würde, wenn ihr jemand nicht mit klarem selbstlosen Sinne hülfe die verknoteten Fäden der Hoffnungen Wünsche und Neigungen in ihr zu entwirren und einen

einen Teil der Verantwortung bei der folgenschweren Wahl auf sich ~~er~~  
nehmen.

Sie hielt Umschau, und ihr Blick blieb an ihrer Kollegin Maria  
Fein haften. Von Maria Fein sagten die Männer, dass sie eine leise Scheu  
ihr gegenüber empfänden, was wohl daran läge, dass sie um vieles besser  
und reiner ~~sei~~ <sup>wäre</sup> als sie, <sup>die Männer.</sup> ~~sei~~. Dora hatte das niemals verstehen wollen  
und immer darüber gespottet. Nun aber begriff sie plötzlich, dass Maria  
Fein der Mensch war, an den man sich in Nöten zu wenden hatte, ~~und~~ dass  
von ihr Hilfe kommen könnte, uneigennützig und geräuschlos, so wie sie  
es brauchte. Und sie beschloss Freundschaft mit ihr zu halten.

Maria Fein war ein wenig verwundert, als Dora so unvermittelter  
Weise ihr ein besonderes Interesse entgegenzubringen begann. Sie hatten  
sich bisher häufig zu Vorlesungen und Vorträgen getroffen, waren aber ge-  
wöhnlich ~~nach~~ ein paar kurzen höflichen Worten auseinander gegangen, denn  
Dora war nie ~~allein~~. Immer stand irgend ein Freund neben ihr und wartete  
ein anderer ungeduldig an einer verabredeten Stelle. Aber nun beachtete  
sie mit einem Male nicht mehr die Ungeduld ihrer wartenden Freunde und  
liess Maria in jeder Weise fühlen, wie sehr ~~es~~ es ihr an einer herzlichen  
Beziehung zu ihr gelegen ~~war~~. Das rührte Maria Fein, die immer von allen  
Menschen  
Gutes dachte, immer wieder Gutes trotz mancher ~~schlimmen~~ Erfahrung.

Mit der Beharrlichkeit, die ihr eigen war, wenn sie ein Ziel vor ~~sich~~  
sah, drang Dora zu Maria hin, und je mehr sie die letztere kennen lernte,  
um so mehr überzeugte sie sich davon, dass Maria wirklich diejenige war, die  
ihr gefehlt hatte, und dass sie ihren Reichtum an Liebe, Freundschaft und  
Verehrung ruhig zeigen konnte, ohne befürchten zu müssen, ihr würde davon  
auch nur das <sup>G</sup>geringste genommen werden, denn auch das schien sie bestätigt  
zu finden, dass Marias stille Güte keine heissen Wünsche zu entresseln  
verstand und keine geheimen schöpferischen Kräfte in Bewegung setzte,  
wie ihr eigenes unvergleichliches Wesen, das so viel in Gedichten besungen  
wurde, und das kein Bild in ~~seiner~~ Eigenart erschöpfte.

Die Abende, an denen sie ihre Freunde um sich zu versammeln ~~pflegte~~ <sup>pflegte,</sup>  
veränderten trotzdem ein wenig ihren Charakter, seitdem Maria an ihnen teil-

teilnahm. Der Schwerpunkt der Unterhaltung ging ganz allmählich, ohne dass ~~ein~~ Beteiligten selber die Wandlung auffiel, von Blum und Stein auf Wolff über. Er fing an mehr aus sich herauszutreten, wurde beredt, als wäre ihm irgendwie die Gewissheit gekommen, dass er verstanden und erwünscht sei.

Dora wusste bald, wie Maria die Frage, wer von den Dreien zu lieben sei, lösen würde.

Wolff wartete stets, wenn~~er~~ über ein Thema zu sprechen oder etwas vorzulesen beabsichtigte, bis auch Maria dabei war. Und er sagte zu Dora: "Es ist gut, dass Sie Maria gefunden haben. Sie brauchen einen Menschen, wie Maria, um sich."

Dora begann zu bemerken, wenn sie abends zusammen saßen und redeten, wie Maria's stilles Gesicht sich belebte, wie die Feinheit ihrer Züge mehr zur Geltung kam. Da wurde sie noch lauter, da wurde ihr Lachen noch girrender, und ihre Bewegungen begehrllicher, dass man sie nah empfand, als berühre man sie.

Manche neckten Dora: "Eine Freundin haben Sie sich genommen und eine so hübsche?" -

Aber Dora lachte nur, sie fürchtete Maria nicht.

Die Wagschale schwenkte zu Wolffs Gunsten um, und Dora begriff dann nicht mehr, wie sie nicht gleich hatte wissen können, dass es Wolff war, den sie lieben musste, war er doch der Beste und Begabteste von den Dreien. Auch ~~er~~ war es, der am tiefsten ihre Wirkung empfand, und dessen schöpferische Kräfte sie am schönsten löste. War es da nicht Pflicht die Gefährtin zu werden, nach der es ihn verlangte? War sie es nicht der Menschheit schuldig?

Wolff dankte Maria. "Bleiben Sie gut zu Dora, Maria, Dora braucht Sie. Sie müssen ihr auch weiter helfen, sich selbst zu finden."

Dora dankte gleichfalls Maria. "Ja, siehst du, Maria, der eine findet sich selbst früher, der andere später. Ich habe mich nun gefunden und damit auch Wolff. Du hast mir dabei geholfen. Ich danke dir."

Maria ging nach Hause mit einem leisen, ihr unverständlichen Schmerz. Ein paar Tage kam sie nicht. Wolff beunruhigte sich, doch Dora sagte:

"Lass sie! Sie will uns nicht stören. Sie wird schon wiederkommen."

Als sie wiederkam, fiel es ihnen auf, wie blass sie war.

"Maria, warst du krank? Warum hast du es uns nicht sagen lassen? Wir wären doch zu dir gekommen."

"Es ist wahr", erwiderte sie. Ich fühle mich nicht gut, und ich will noch vor Schluss des Semesters aufs Land nach Haus. Ich habe wohl zuviel gearbeitet."

"Dass ~~es~~ wir es nicht gemerkt haben", sagte Wolff mit Teilnahme. "Das liegt daran, dass wir so selbstsüchtig waren und immer nur an uns gedacht haben. Verzeihen Sie uns, Maria, und versprechen Sie, wieder mit uns zu sein, wenn Sie zurückkommen." Und er streckte ihr die Hand hin.

Da wurde Maria um einen Schein blasser und sah die entgegengestreckte Hand nicht. "So eine grosse Ausspannung wird mir gut tun, Auf dem Lande wird es jetzt ~~schon~~ schön sein, und wenn ich wieder komme, muss ich ~~sehr~~ sehr fleissig sein."-

Sie waren einen Augenblick lang bestürzt, dass Maria sie verlassen wollte. Dann dämmerte ihnen ein Gedanke. Eine Pause trat ein.

Wolff sah plötzlich Maria in einem neuen Licht, nicht als Freundin mehr, als Liebende und Geliebte sah er sie, und in dieser blitzartigen Erkenntnis unterschied er das Wirkliche, das Wahre von allem Schein, von allem Trug. Da war aber Dora neben ihm mit weitgeöffneten Augen auf der Lauer, und <sup>als sie</sup> das Licht in ihm aufblitzen sah, riss sie <sup>ihn</sup> gleichsam zurück, ~~schoß~~ schoß sich selbst dazwischen mit ihrem Lachen, mit ihrer Wärme und mit ihrer Begehrlichkeit und umhüllte ihn mit ihrem ganzen Wesen. ~~Wolff fuhr auf, wie~~

Wolff fuhr auf, wie aus einem Traum ~~erwachte~~, mit unklarem Bewusstsein noch tastend zwischen Schlaf und Wachsein. Zwischen ihm und Maria stand Dora, und das Erlebnis erlosch, rückte in dunkle Tiefen hinab und wurde da zu einer blinden Kraft.

\* ~~Wolff~~ ~~es~~

" Wenn es also sein muss, dass sie von uns fortgehen, so fügen wir uns darin, aber Sie kommen wieder und sind dann mit uns wie früher, denn Dora braucht Sie so sehr."

So gingen sie auseinander.

Dora hatte gut gewählt. Wolff ist ein berühmter Mann geworden. Er spricht über alles. Worüber spricht nicht Wolff! Ueber Schönheit, Kunst, Welt und der Menschheit letzte Ziele. Und Dora ist seine Muse, " Dora, die Schönste aller Frauen." Wie hätte er seine Gedanken formen können, wenn sie nicht neben ihm ginge? Für jeden aber, der mit feinem Ohr hinhört und für Maria, die einsam ihren Weg geht, zittert in allem, was er sagt, kaum hörbar ein falscher Ton mit. Die es hören, wissen nicht, was es bedeutet. Nur Maria weiss es: der Ton ist Dora.

---

## P F I N G S T E I N .

Von Clara Michelson.

Am Abhang der Hügelkette, die das reizende Tal Les Chevreuses nach der Südseite hin umschliesst, besass die pariser Aerztin Marie Desgouttes eine Parzelle aufgetheilten Landes. Im Laufe von wenigen Jahren hatte sie aus dem steilen steinigen Sandboden ein entzückendes kleines Anwesen hervorgezaubert. Schon von weitem leuchteten die weissen Stufen der Terasse, die zum hellen Häuschen führte, und die Rosenbüsche, Glycinienhecken und Fliedersträucher. Und wenn man näher kam, vernahm man ein Piepsen, Miauen, Glucksen, Bellen und Zwitschern, dass man hier einen vergessenen Rest des Paradieses währte. Freilich fehlte der Adam, und als Eva wäre die Doctoresse Marie Desgouttes wol zu wenig verführerisch erschienen. Keine einzige von den Parzellen ringsum konnte sich auch nur annähernd mit Ratinopolis messen, das im im Gegensatz zu seinem Namen einen grossen schwarzen porzellanenen Kater auf dem First des Daches als Wahrzeichen trug.

Diese Ungereimtheit zwischen Namen und Wahrzeichen war bezeichnend für Marie Desgouttes selber, die aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt war, und für die alles Gegensätzliche ~~von~~ Reiz hatte.

Ratinopolis war der lichte Punkt ihres Daseins, der Ableiter ihres Gefühlsüberschusses. Ihre freie Zeit zwischen Sprechstunden und Krankenbesuchen verbrachte sie da, und es überkam sie jedes Mal eine Spur von Rührung, wenn bei <sup>ihrer</sup> Ankunft auß der Stadt die ganze geflügelte gepanzerte und bepelzte Gesellschaft ihr mit allen Zeichen der Freude entgegenstürzte und sich in einen Wettstreit um ihre Gunstbezeugungen einliess.

Es war ihr ein Leichtes die Freundschaft dieser Geschöpfe zu gewinnen, und sie hätte sie ins Unendliche vermehren können, denn jedes Tier, das sie in Ratinopolis hineinsetzte, wurde in kurzer Frist ihr

ihr Freund. Nur das Vertrauen und die Sympathieen der Menschen verstand ~~verstand~~ sie nicht zu erwerben, und wenn sie nicht bei ihren Tieren war, die auch nur so lange ihr Bewusstsein ausfüllten, als sie sich mit ihnen beschäftigte, drückte ein Gefühl völliger Vereinigung sie nieder.

Pfingsten stand vor der Tür. Ratinopolis strahlte in seiner jungen Schönheit und in verschwenderisch ausgegossenem Sonnengold, und Marie Desgouttes empfand mit einem Male den brennenden Wunsch auch Pfingsten zu feiern, wie die andern gewöhnlichen Sterblichen, obgleich sie an keinerlei Gott unter keinerlei möglichen Form glaubte und die Menschen aus Herzensgrunde verachtete. Aber der Frühling, das Sonnengold und <sup>die</sup> Blütenpracht regte sie irgendwie auf, und sie wollte auch ihren Festtag haben, an gedecktem Tische mit ihresgleichen sitzen und froh sein und lachen. Ihre piepsende, miauende und glucksende Gesellschaft genügte ihr nicht mehr.

Doch für sie war das keine einfache Sache. Jegliche Beziehungen zu ihren Verwandten hatte sie längst abgebrochen, und Freunde besass sie nicht. Sie konnte doch unmöglich ihren Portier oder ihre Aufwartefrau einladen, die ohne Zweifel gern gekommen wären.

Da kam der Zufall ihr unerwartet zu Hilfe. Einen Tag vor dem Fest stellte sich der Versicherungsagent Herr Jules Besnard ein, um wie seit Jahren den Beitrag für ihre Lebensversicherung einzukassieren. Es war ein ansehnlicher redseliger Mann, der ihr jedes Mal von seinem Eheglück vorschwärzte. Um dieselbe Zeit erschien auch auf der Bildfläche Ivonne Mortier, ein älteres Fräulein mit viel Temperament und schönen jugendlichen Beinen. Marie Desgouttes hatte <sup>sie</sup> auf Reisen kennen gelernt, und seitdem <sup>ab</sup>versäumte Ivonne Mortier nicht, jedes Mal, wenn sie in Paris war, sie aufzusuchen. Sie war Litteraturlehrerin an einer Mädchenschule in Kopenhagen und kam von Zeit zu Zeit nach Paris, um



sich hier für den strengen Lebenswandel, zu dem ihr Beruf sie zwang, ~~und~~ schadlos zu halten.

Der Gegensatz des <sup>l</sup>beriedigten Ehemannes und des in seinem Lebens-  
hunger ungesättigten Fräuleins brachte die Aerztin auf den Gedanken,  
sie zusammen, einschliesslich der Gattin des ersteren, einzuladen und  
sich auf solche Weise ein richtiges Feiertagsvergnügen zu verschaffen.

Pfingstsonntag war so schön, wie er zu werden versprochen hatte. Der  
Flieder und die Rosen dufteten sinnverwirrend, und die Sonne schien be-  
törend. Marie Desgouttes hatte leckere Dinge aus der Stadt mitgebracht,  
und die Gäste hatten reichlich Gelegenheit aus einem Entzücken ins ande-  
re zu geraten.

Frau Besnard war in der Tat die passende Gefährtin für ihren Mann.  
Gross und kräftig wie er entwickelte sie gleich ihm einen gesunden Appe-  
tit, und die reichlichen Vorräte verschwanden im Handumdrehen. Die  
Gastgeberin freute sich darüber: das verriet Festtag und gute Stimmung.  
Zu reden gab es genug. Frau Besnard wusste so lebhaft davon zu erzählen,  
was Herr Besnard alles gern ass, und der letztere konnte nicht genug  
die Kochkunst seiner Gattin rühmen. Es war wirklich eine Harmonische  
Ehe. Marie <sup>Desgouttes</sup> sah mit zufriedenen Schmunzeln das ältere Fräulein an. Der  
Armen floss sicher das Wasser im Munde zusammen.

Nach dem Essen setzte man sich zu den Rosen, den Glycinien und  
dem Flieder und schaute bei Vogelgezwitscher auf das Tal hinab, das  
im leichten Sonnendunst frühlingshaft zart und <sup>e</sup>lieblich dalag.

Der klugen Aerztin schien das der rechte Augenblick zu sein, um das  
Spiel  
(~~der~~ in ihren Gästen verkörperten Gegensätze auszulösen und so ihrem  
festtäglichen Geniessen den Höhepunkt zu geben. Sie holte ihre beiden  
Affen <sup>Rintintin</sup> ~~Maspurin~~ und Nénette, die trotz der gleichen Grösse und der ge-  
meinsamen Zugehörigkeit zur Affenfamilie voneinander nichts wissen woll-  
ten. Das fröhlich zwitschernde Männchen mit dem flachen klugen Gesicht-

ehen ~~schon die unfassende Liebesfähigkeit eines grossen Vogelfängers~~  
~~nicht zu bestaunen~~ und nahm von der ihm zugewiesenen Gefährtin mit der  
Hundeschnauze trotz ihres neuen rosa Pfingstkleidchen <sup>nicht die geringste</sup> keine Notiz.  
Aber Marie Desgouttes hatte erreicht, was sie wollte. Man sprach über  
Liebe, sie selbst mit Spott, - denn sie hielt von ihr ebensönig wie von  
Gott und den Menschen, - Yvonne Mortier mit Gier und das Ehepaar Bes-  
nard mit der Ruhe der Besitzenden.

"Ach, die Männer", rief die Aerztin. "Ich traue keinem einzigen  
von ihnen." Sie warf ihre Worte wie Körnchen feinen Explosivstoffes  
ins Gespräch.

Frau Besnard fuhr auf. "Mein Mann ist eine Ausnahme," erwiderte  
sie erregt. "Aber wenn irgend eine es wagen sollte, ihn mir abspenstig  
zu machen, schiesse ich sie nieder wie einen Spatz."

Yvonne Mortier, die alle verheirateten Frauen hasste und stets  
bereit war ihnen einen Schabernack zu spielen, fühlte sich in ihren  
gerechten Ansprüchen getroffen, <sup>und</sup> beschloss sofort auf diesen so ener-  
gisch verteidigten Gatten, <sup>der ihr ausserdem gefiel</sup> einen Angriff zu machen. Sie <sup>liebte</sup> diese  
kräftige ~~gerade~~ unkomplizierte Art von Mann, bei der man immer wusste, was  
man zu erwarten hatte.

Sie schürzte leicht ihr Röckchen, summete eine heitere Melodie  
vor sich hin und bewegte leise im Takt dazu ihre schönen jugendlichen  
Beine.

Herr Besnard lächelte und zeigte <sup>seine</sup> kurzen gesunden Zähne. Das gab  
Yvonne einen Schauer, und sie verstärkte ihren Angriff. <sup>geschähe</sup> Als ~~es~~ es  
unversehens, liess sie ihr Obstmesser zur Erde fallen. Er bückte sich,  
um ihr beim Aufheben zu helfen, und dabei berührten sich ihre Hände.

Marie Desgouttes freute sich. Ihr Experiment schien zu gelingen.  
Frau Besnards Augen wurden dunkel und spitz. "Es wird kühl," sagte  
sie, obwohl die Sonne noch herrlich schien. "Es ist vielleicht ratsam

noch heute in die Stadt zurückzukehren."

"Davon kann keine Rede sein," entgegnete kategorisch Marie Desgoutte s.  
"Sie werden mich doch nicht ohne jeden Grund im Stich lassen. Alles ist zur Nacht für Sie hergerichtet."

Herr Besnard sagte gar nichts. Er lächelte nur und zeigte seine kurzen gesunden Zähne. Dieses Lächeln war wie eine Maske. Man konnte sich dahinter denken, was man wollte.

Yvonne Mortier wurde immer lebhafter. Sie mobilisierte ihre ganze Person. Sie sprühte Witz und Einfall wie ein <sup>P</sup>Springbrunnen nachts beim Scheinwerfer.

Frau Besnard kochte. Man sah es ihr an. Am liebsten hätte sie sie wol gleich niedergeschossen. Aber <sup>sie</sup> hatte keine Waffe, und sie kam nur dazwischen mit langweiligen Geschichten von Liebe und Treue, denen niemand zuhörte.

Marie Desgouttes frohlockte. Ihre Menschenverachtung schien ein Mal mehr ihre Rechtfertigung zu finden.

Zum Glück musste Yvonne noch am selben Abend in die Stadt zurück. Sie hatte auch von vornherein nur auf einen Tag ihren Besuch zugesagt, da es viel während ihres kurzen Aufenthaltes in Paris zu <sup>tun</sup> gab.

Welche Erholung war das für Frau Besnard. Sie fühlte gleich, wie sie müde nach der Anspannung des Tages war, und es zog sie ins Bett, obwohl es noch früh war. Aber Jules sollte mitkommen. Nach Sonnenuntergang war es märklich frisch geworden, und die Laken waren feucht und kühl.

Doch Jules dachte nicht daran. Er hörte nicht auf ihren Ruf und wollte noch durchaus nach unten an den Weiher, wo Nachtigallen schlügen. Marie Desgouttes hatte ihm davon erzählt, und er ging nur auf einen Augenblick dahin, um sich selbst überzeugen.

Kaum war er mit der Aerztin allein, da fiel die Maske. Das Lächeln schwand. Ein Glimmen war in seinem Blick, und er fragte auch schon:

"Diese Yvonne? Wo wohnt sie eigentlich in der Stadt, diese Yvonne?"

Marie Desgouttes sah in dieses Glimmen hinein wie in ein Probierglas. Sie wusste genug. Mehr brauchte sie nicht. Das Experiment war geglückt. Ihre Menschenverachtung hatte recht behalten.

"Wir können umkehren," sagte sie. "Oder wenn Sie wollen, gehen Sie allein dahin. Ich bin nicht sicher, ob die Nachtigallen heute schlagen. Ach, Yvannes Adresse? Es tut mir leid. Ich habe sie in der Stadt gelassen. Wenn Sie sich nochmals bemühen wollen...."

Die schmale Mondsichel stand auf der krausen Kante des jenseitigen Hügellandes. Sterne glitzerten auf bläulich samtenem Grunde. Das junge Laub rauschte. Die Luft war voll des Duftes quellender Frühlingsäfte. In der Ferne schrie ein Wild... Heimlich flüsterte es im Busche...  
Pfungsten !

Lisa.

~~.....~~  
-----

El pleure sans raison  
Dans ce coeur qui s'écoeur.

Steppe Steppe, niedrige Farne, Gras und Kletten! Voll Entsagung und Schwermut wird deine Lebensweisheit! „Man muss Kraft haben, das Leben zu tragen! Man muss Kraft haben!“

Die Sonne steht noch niedrig über dem Horizont. Es ist ein taufrischer, kühler Morgen, ein Morgen wie im Norden. Lisa liebt es in aller Frühe allein in die Steppe hinauszuwandern. Ihre unabsehbare Einförmigkeit ohne Baum, ohne Strauch, diese gewaltige Armseligkeit der Natur zieht sie seltsam an. Sie geht und geht und wiegt sich ein in eine weiche Traurigkeit und flüstert ihre Lieblingsworte, ~~.....~~ Verse von Verlaine:

El pleure sans raison  
Dans ce coeur qui s'écoeur.  
Quoi! Nulle trahison?  
Le deuil est sans raison.

C'est bien la pire peine  
De ne savoir pourquoi,  
Sans amour et sans haine  
Mon coeur a tant de peine!

Sie flüstert ~~.....~~ Verse immer wieder, und jedes Mal scheint es ihr, als erfahre sie zum ersten Mal ~~.....~~ tiefen und wunderbaren Sinn.

An einer Mauerecke, da wo die Häuserreihen beginnen, sitzt er auf einer Bank aus gelbem Sandstein und wartet auf sie. Jeden Morgen sitzt er da und wartet, dass sie kommt. Von weitem ist ihre hohe schlanke Gestalt im weissen Kleid ein leuchtender Fleck in der Steppe. Er ist auch hoch und schlank. Sein feines glattrasiertes Gesicht erscheint merkwürdig ruhig, fast unbeweglich, wie er da sitzt und wartet. Er hat einen Strauss weisser Nelken für

sie vorbereitet. Sie reicht ihm die Hand. „Welch kühler Morgen mitten im Sommer. Finden Sie es nicht auch, Pawel Nikolajewitsch?“

„Ja!“ sagt er, „es ist ein kühler Morgen, aber der Tag wird heisse werden.“

Er sieht sie an mit dem Blick eines treuen Hundes. Ja, sie ist seine Herrin. Ihr hat er zu dienen, ihr hat er seine Hände unterzubreiten, um sie zu tragen, wenn der Weg beschwerlich wird. Sie ist so fein, sie trägt so hoch den Kopf mit dem reichen braunen Haar. Ihre grauen dunkelumschatteten Augen haften an ihm mit einem Ausdruck <sup>Von</sup> Wehmut. Und er beantwortet stumm ihren Blick. „Was kann ich für Sie tun, Lisa? Alles will ich für Sie tun - alles!“

Sie gehen durch den Seebadeort in der Richtung zum Meer. Auch hier herrscht eine auffallende Einförmigkeit. Ueberall Gartenmauern aus länglichen viereckigen porösen Sandsteinquadern, breite grüne Gartenportale mit einem Rundbogen und einer steinernen Ruhbank neben der Pforte. Hinter den Häuserreihen liegt der breite ebene Strand von Eupatoria. Das Meer runt, kaum platschert es am flachen Ufer. Auch die Luft ist still. Leichte weisse Wölkchen liegen am Horizont über dem blaugrünen schimmernden Wasser.

Sie legen sich beide in den Sand nieder. Lisa gräbt mit den langen feinen Fingern im Sande. Er besteht aus winzigen, runden, grauen, braunen, weissen Kügelchen, aus kleinsten Muschelteilchen, mit denen das Meer wohl hunderte von Jahren gespielt hat. Er liegt dabei und schaut schweigend auf sie. Er ist ihr aus dem Norden nach Eupatoria nachgekommen. Er sagt nichts, er bittet um nichts, als ob er nichts anderes wollte, als in ihrer Nähe sein und ihr dienen. Anfangs hat sie darüber gelächelt, als sie bemerkte, welch einen Eindruck sie bei der ersten

zufälligen Bekanntschaft auf ihn gemacht hatte. Sie könnte noch jetzt über den sonderbaren Anfang seiner Beziehung zu ihr lächeln, wenn es ihr nicht so schwer zu Mute wäre. Es könnte jeder darüber lächeln, der es wüsste. Sie - Lisa, Tochter eines bekannten Arztes, Hörerin eines berühmten Philosophieprofessors, und er - Pawel Nikolajewitsch Platonow, Geschäftsführer in einem Uhren-Engros-~~haus~~. Sie war mehrere Male in dieses Geschäft gegangen, um sich eine Uhr auszusuchen. Da hatte es begonnen, da hatte er angefangen, sich zu bemühen, um sie zu sein, und er war immer näher und näher zu ihr hingedrungen. Seit einem halben Jahr war er nun um sie. Er hat ihr noch nie von Liebe gesprochen, er <sup>hat</sup> macht ihr keine Komplimente, er drückt ihr auch nicht die Hand mit besonderer Festigkeit. Er ist immer gleich korrekt und höflich. Wenn er kommt und geht, führt er ihre Hand kaum merklich an die Lippen. Wenn sie in Gesellschaft sind, sitzt er dabei und schweigt. Er könnte ja auch garnicht mithalten mit den klugen, geistreichen und gebildeten Reden ihrer Freunde und Bekannten. Sie vergass anfangs manches Mal überhaupt, dass er auch da war, aber dann traf ihr Auge plötzlich ihn, und sie sah, wie er da sass und unverwandt auf sie schaute. Und es ist merkwürdig: wenn sie in Gesellschaft ausgehen, sei es ins Theater, oder in einen Vortrag, oder <sup>wenn</sup> ~~machen~~ sie alle zusammen einen Spaziergang <sup>machen</sup> und sie da durstig und wird, hungrig oder müde und niemand etwas davon merkt, auch sie selbst sich dessen kaum bewusst ist, so ist er plötzlich an ihrer Seite und sorgt wie selbstverständlich für sie. Sie lächelt nicht mehr über ihn. Es liegt was Unheimliches in dieser wortlosen Hingabe. Vor Jahren hatte sich ihr einmal in der Strasse ein kleines junges Hündchen angeschlossen und war ihr nachgegangen Schritt für Schritt, wie sehr sie

sich auch bemüht hatte, es zu vertreiben. Es war ihr nachgegangen durch alle Haupt- und Nebenstrassen und hatte geduldig auf sie gewartet, wenn sie in ein Haus gegangen war. Es war dann schliesslich in ihre Wohnung mitgekommen und einige Wochen bei ihr verblieben, bis sie den Besitzer des Hündchens aufgefunden gemacht und es ihm wieder gegeben hatte. Es hatte für sie damals auch etwas Unheimliches in diesem unaufhaltsamen Nachgehen des Hündchens gelegen. -

Die Sonne wird heiss, und der Strand belebt sich. Frauen und Kinder kommen, kleiden sich aus und legen sich nackt in den Sand. Pawel Nikolajewitsch erhebt sich, grüsst und geht. Lisa nimmt auch ihre Kleider ab und legt sich in den Sand zurück. Ihr junger wohlgeformter Körper gleicht einer bronzenen Statue.

Es ist, als hätte man mit der Weissheit der Haut das Gefühl der Nacktheit verloren. In geringen Entfernungen voneinander liegen unbedeckte Männer und Frauen, aber man achtet nicht darauf. Es ist so gleichgültig, so belanglos, ob jemand hinschaut oder nicht. Die Sonne macht müde und schlaff. Man fühlt jeden Sonnenstrahl, wie er in den Körper eindringt, und es scheint, als gehöre das alles so zusammen: die glühende Sonne, das blaugrüne Wasser, der helle Sand und die dunklen nackten Körper.

Gruppen von Knaben bilden sich. Sie liegen plaudernd im Kreise, die Köpfe zusammengesteckt, die Körper strahlenförmig auseinander einen Stern bildend, oder sie spielen im Wasser mit Lachen und Schreien, und ihre bronzenen Körper leuchten im Sonnenlicht. Lisa liegt so stundenlang und denkt an nichts. Sie liegt mit geschlossenen Augen, benommen von den glühenden Sonnenstrahlen, oder sie sieht den Knaben und ihrem Treiben zu. Sie



fühlt, wie unter dieser heissen Südsonne ein Widerstand allmählich sich in ihr auflöst. Plötzlich fällt ihr in dieser inneren und äusseren Bewegungslosigkeit der Gedanke ein: warum ist sie denn eigentlich nach Eupatoria gekommen? Hat sie es denn nicht gewusst, dass es so werden müsste? Vielleicht hat sie es von Anfang an gewusst?

Sie erhebt sich erschreckt und zieht sich hastig an. Ihr schwindelt im ersten Augenblick von dem langen heissen Liegen. Eilig geht sie nach Hause, als hätte sie gleich etwas Wichtiges zu verrichten. Und wie sie zu Hause ist, da packt sie ein Zorn. Was will er von ihr? Sieht er denn nicht, dass sie so viel mehr ist, als er, so gebildet, so geistreich, so anspruchsvoll? Was gibt ihm solche Sicherheit? Was gibt ihm solches Recht Beschlag auf sie zu legen? Und wie sie keine Antwort auf all die Fragen findet, überkommt sie eine tiefe Hilflosigkeit. Warum hat sie sich denn im Frühling von dem Augenarzt Strukow abgewandt? Es ist doch alles gut und richtig gewesen. Er hat sie so gern gehabt, und er musste ihr doch auch gefallen. Aber sie hat nicht anders gekonnt. Es ist da ein dunkles Etwas in ihrer Seele gewesen, das sie zurück gehalten hat. Sie hat dann nicht gewusst, was es war. Jetzt weiss sie es plötzlich: das war er, Pawel Nikolajewitsch Platonowitsch. Es ist so gewesen, als sässe da jemand in einer dunklen Ecke und schaute unverwandt auf sie. Das hat er auch wirklich getan. Sie hat es damals nur nicht beachtet. Ruhig und gleichmässig ist er immer um sie gewesen, ohne eine Spur von Unruhe oder Eifersucht, als wüsste er es ganz genau, dass sie ihm verfallen ist. Lisa legt den Kopf auf die Arme und weint. Soll das ihr Leben sein?

Am Abend kommt Pawel Nikolajewitsch wieder. Jeden

Abend kommt er wieder, setzt sich zu ihr auf die Bank vor dem runden Blumenbeet, erzählt eine Tagesneuigkeit, macht einen Scherz, bespricht die politischen Begebenheiten oder die Geschäftslage, und Lisa erzählt auch etwas Belangloses vom Tage. Dann schweigen sie und schauen auf den Abendhimmel. Er ist voller, voller Sterne. Immer ist das grosse Dreieck über ihrem Haupte. Jeden Abend, wie sie aufschaut, sieht sie zuerst die drei hellen Sterne, die das Dreieck bilden. Sie schaut immer tiefer hinein und entdeckt mehr und mehr leuchtende Punkte. Da fällt eine Sternschnuppe in langen glänzenden Bogen. Ueber den Maulbeerbäumen wird die schmale Sichel des Mondes sichtbar. Lisa kann den Kopf nicht länger hoch halten und schaut nieder. Anfangs sieht sie gar nichts. Da ist so dunkel und glanzlos auf Erden. Nirgends ein Licht in der ganzen Umgebung. Nur aus der Gärtnerstube fällt ein armseliger gelblicher Schein, aber er macht die Dunkelheit noch empfindlicher. Und so still ist es. Die Bäume rauschen nicht. Die Vögel geben auch keinen Laut von sich. Nur hier und da zwitschert was im Schlafe auf, hier und da fällt eine saftschwere Aprikose vom Baume. Dann fühlt Lisa mit einem Mal, dass sie müde ist, und er steht auch schon auf, um „Gute Nacht“ zu sagen. Ja, es ist unheimlich, wie er in ihrer Seele liest. Aber jetzt glaubt sie, dass es wohl so sein müsse. Er führt ihre Hand an die Lippen und sagt, als sei <sup>es</sup> gar nicht anders möglich: Morgen früh warte ich an derselben Steinbank.

Die Altstadt Eupatoria liegt weit von Lissas Wohnung. Das Leben und Treiben beschränkt sich hier nur auf die breite Strasse, die am Hafen liegt, und auf die kurze Strasse am Marktplatz. Von Zeit zu Zeit macht Lisa den weiten Weg zur Stadt und mengt sich unter die Tartaren, Türken, Griechen und J<sup>u</sup>den, die ohne Eile ihren Handel treiben. Sie kann sie nur mit Mühe voneinander unter-

scheiden. Die Südsonne hat alle gleich dunkel gebräunt. Im Hafen stehen ein paar Schiffe. In ihrer Nähe tauchen aus dem Wasser ein paar braune nackte Körper auf, verschwinden, tauchen wieder auf und treiben mit Lachen, ohne müde zu werden, dieses Spiel. Lisa sieht ihnen eine Weile zu, dann geht sie in ein paar Läden gegenüber dem Wasser, kauft einige Kleinigkeiten, und kehrt wie in den Badeort zurück.

Der Sommer geht zu Ende. Das Laub wird dünn, die Blätter sind saftlos und welk. Der süsse Duft der Blumen schwindet, die Erde haucht einen herben Atem aus. Sie hat ihre Arbeit getan. Reif sind alle Früchte. Riesengrosse Melonen, Wassermelonen, Kürbisse liegen auf den Feldern und sind nur noch durch ein dünnes welkes Band mit Mutter Erde verbunden. In den zarten Akazien hängen grosse Sträusse rötlicher Schoten. Die Aprikosen und Pfirsichbäume haben ihre Früchte schon längst abgeliefert. Nur in den Maulbeerbäumen sind noch einige dunkle Beeren, doch sie sind ganz ohne Saft und Süßigkeit.

Winde gehen über den stillen Hafen von Eupatoria und über die weite Steppe. Was wirst du tun, Lisa? Du bist ein schöner junger Baum in umfriedetem Garten, aber ohne Kraft, und die Winde und Stürme werden kommen. Lisa geht und flüstert:

*C'est bien la pire peine  
de ne savoir pourquoi,  
Sans amour et sans haine,  
Mon coeur a tant de peine.*

Sie wehrt sich nicht mehr. Sie weiss: es ist vergeblich. Sie ist ihm verfallen, und wenn Pawel Nikolajewitsch Platonow fragen wird, so wird sie Ja sagen.

Einsamer Tod.

Clara Nickelson.

Lidja Aleksandrowna Petrowa fühlte sich in letzter Zeit nicht gut. Ihre Lungen waren ersichtlich angegriffen, denn sie hatte ~~häufig~~ <sup>häufig</sup> ~~die~~ Schmerzen in der Brust, war nachts schweißbedeckt und wurde oft von einem trockenen Husten gequält. Der Arzt sprach von der Notwendigkeit eines Aufenthaltes im Süden, und die einzige Tochter Olga Iwanowna, die seit zwei Jahren mit einem Eisenbahn-Ingenieur verheiratet war, redete zu einer Reise in die Krim zu. Es war November, und das Wetter in Korak war kalt, nass und trüb; der Wind krümmte das ~~knackte~~ Geäst der Bäume und wirbelte Haufen zerfetzter schwarzgewordener Blätter auf, aber dort im Süden sollte eine warme fröhliche Sonne sein, türkisblaues Meer, immergrüne Cypressen, Magnolien und Lorbeer. Das Zureden der Tochter und des Schwiegersohnes stiess auf schwachen Widerstand. Seitdem die Tochter verheiratet war, lebten sie zusammen, und Lidja Aleksandrowna hatte anfangs die Leitung des Haushalts und später die ausschliessliche Pflege des Enkels übernommen, der sich ohne jede Verzögerung zur richtigen Frist von neun Monaten nach der Hochzeit eingestellt hatte. Sie konnte so keinesfalls als lästiges Familienglied gelten. Es gab trotzdem Augenblicke, da Lidja Aleksandrowna deutlich fühlte, dass ihre ständige Gegenwart bedrückte. Sie fühlte es trotz aller Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die ihr gegenüber ausgeübt wurde, und das war der sich selbst am wenigsten eingestandene, doch der ausschlaggebende Grund, dass Lidja Aleksandrowna sich zur Reise entschloss.

denn es gab Gegengründe, welche alle die früher angeführten vollständig schlugen. Das politische Gleichgewicht des Landes schien schwer gefährdet, Wörren hatten von vielen Seiten bedrohlich begonnen, die Hauptstädte waren seit Wochen in Händen der Bolschewisten, und in den Provinzen ging auch schon hier und da ein erbitterter Kampf zwischen den Parteien. Die Gefahr lag nahe bei einer Reise nach dem Süden auf ungewisse Zeit vom Hause abgeschnitten zu werden. Doch da die Ihrigen diesem der Erwägung sich aufdrängenden Umstand weiter keine Beachtung schenkten, so schien es Lidja Aleksandrowna nicht angebracht, selbst mit diesem Argument zu kommen.

Lidja Aleksandrowna wusste nicht, ob sie selbst an diesen Beziehungen zu den Ihrigen, im besonderen zu der Tochter schuld war. Wesentlich jedenfalls nicht. Sie war ein schwerfälliger, etwas spröder Charakter, das wusste sie wohl. Ihr fehlte die Fähigkeit, in gefälliger Form das auszudrücken, wovon ihr Gemüt voll war. Alles, was sie tat, geschah mit dem gleichen trockenen Ernst. Sie verstand es nicht, ein helles Wort in die kleinen Mühseligkeiten des Lebens zu werfen. Vielleicht war es das, was die Tochter immer bedrückt hatte? Sie wusste es nicht. Sie konnte sich nur sagen, dass sie nach dem frühen Tode ihres Mannes alles für Olgas Erziehung getan hatte. Sie hatte sich selbst Entbehrungen auferlegt, um ihr die besten Lehrer zu geben. Sie hatte sich bemüht, immer gerecht, vorsichtig mit dem Tadel zu sein und sie hatte es nie erreicht, Zutraulichkeit und Herzlichkeit zu gewinnen. Ringsum war man von der Tochter entzückt. Man fand sie lieblich, geistreich, anziehend, gut. Ja, sie sah diese Tugenden der Tochter im Verkehr mit anderen Menschen auch. Doch ihr gegenüber war da eine geheime unheimliche Stelle in der Seele ihres Kindes, und aus dieser selben unaufgeklärten Stelle floss ohne jeden Zweifel das

Zureden zur Reise nach dem Süden, und nicht Sonne, Meer und Ruhe waren da ausschlaggebend.

Mit schwerem Herzen ging Lidja Aleksandrowna an die Vorbereitungen. Sie hoffte bis zum letzten Augenblick auf ein Sichbesinnen der Tochter und des Schwiegersohnes und auf eine Aenderung ihrer Meinung inbezug auf die Reise. Doch die Frist rückte unbehindert näher heran. Die Fahrkarte wurde besorgt, das Gepäck fertig gemacht, und Lidja Aleksandrowna reiste ab.

Es war ~~zum~~ <sup>das</sup> erste Mal, dass sie eine grosse Reise allein unternahm, und wie sie im Waggon sass und der Zug knirschte sie von der altgewohnten Stelle forttrug, hatte sie ein dumpfes Gefühl der Isolation. Sie liebte das Reisen nicht, es war ihr schwer, mit fremden Menschen an fremden Orten.

Als um fünf Uhr morgens <sup>nach einer stürmischen Nacht</sup> der Dampfschooner, der aus Sewastopol kam, um die hohe vorspringende Felssecke bog, lag Jalta vor ihm da zwischen den hohen Bergwänden, in Nebeldecken gehüllt noch wie im Schlafe. Der erste Sonnenstrahl zitterte vom Meeresufer über die Stadt hin. Langsam hoben sich die Nebelschichten vom Lager der Schlafenden. Das ~~bleiche~~ Grau und tiefe Dunkelgrün, beinahe Schwarz lösten sich auf in leuchtende Farben, die Kuppeln der Kirchen erglänzten in ihrem blanken Gold, die Häuser schimmerten weiss mit grünen und roten Dächern und lagen vertraulich und sicher auf den sanften Abhängen. Der Ai-Petri winkte hinter den dunklen breiten Bergkuppen hoch und leicht aus der Ferne, als sei er aus Nebeln gewoben, wie die weissen Wölkchen, die an ihm hingen, und auch das Meer lag still da, wie ermattet nach ~~der~~ dem Sturme ~~stürmischen~~ Nacht. Ein Bild des Friedens, der Ruhe und der Einkehr!

Dieser Frieden grüßte Lidja Aleksandrowna ans Herz. Das Schiff hatte eine Stunde auf der Rhede zu stehen, ehe es in den Hafen hinein konnte. Lidja Aleksandrowna lehnte die ganze Zeit über an der Brüstung und schaute unbeweglich dem langsamen Erwachen des Ortes zu. Sie fühlte, wie diese milde Harmonie sie auch allmählich in sich einbezog und etwas von der heiteren Ruhe ihrem Wegen mitteilte.

Gegen sieben Uhr trug ein junger Tartare ihr Gepäck in ein in der Nähe des Hafens gelegenes Hotel, und nachdem sie ausgeruht und sich in Ordnung gebracht hatte, ging sie in die Stadt hinein, um sich ein Zimmer zu suchen. Die Höhe lockte sie an. Sie wollte ein Fenster haben, von dem aus man weit hinaus schauen könnte. Und sie fand bald, was sie suchte. In dem grossen hochgelegenen Villenkomplex an der Gymnasiumstrasse war ein freundliches Eckzimmer frei mit dem Ausblick nach Osten und Süden. Es kostete zwar jedes Mal nicht geringe Anstrengung, bis man da oben ankam, aber war man da, so schien der Aufstieg der Mühe wert zu sein. Die Luft war mild, trug die Düfte des nahen Waldes und der weiten Gärten in sich, und der Blick ging weit über Wasser und Berge.

Lidja Aleksandrowna war die erste Zeit gleichsam ohne Gedanken. Ihr Ich schien aufgelöst zu sein in dieser Einheit von Himmel, Wasser und Bergen. Sie konnte stundenlang auf dem Balkon liegen, ohne etwas zu denken oder zu wollen. Es war zum ersten Mal eine Pause in einem Leben voll Pflichten und Kümernissen.

Ausser dem sie behandelnden Arzt, den Wirtsleuten und deren Verwandten, die fast jeden Sonntag da waren, erwarb sich Lidja Aleksandrowna keine Bekannten. Sie hatte auch sonst gar keine Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen. Es gibt wohl Leute, die da auf einer Bank am Ufer

oder beim Kirchausgange oder im Bade sich anfreunden können, aber Lidja Aleksandrowna war zu wenig mittheilhaft, zu wenig anpassungsfähig, um so leicht einen Weg zu fremden Menschen zu finden, und sie ~~was~~ selbst war zu unauffällig, schien zu abgeschlossen in sich, um von andern gesucht zu werden.

Ihre Wirtsleute waren freundliche Menschen. Sie bestanden aus Grossmutter, Schwiegertochter und Enkelkind. Die Alte war Witwe, und ihr Sohn diente noch irgendwo im Heer als Schreiber. Seit einem Jahr war man schon ohne Nachrichten von ihm. Die junge Frau war tagsüber nicht zu Hause. Sie hatte eine Anstellung in der Kanzlei der Stadtgemeinde, und der Haushalt war ganz ihrer Schwiegermutter überlassen. Die Alte war eine grosse einfache redselige Bäuerin aus der Wolgaregion, doch die Junge war schon mit Ansprüchen. Sie gab ~~an~~ ein Mädchengymnasium beendet und auch irgendwelche höheren Kurse besucht zu haben.

Sie waren freundlich zu Lidja Aleksandrowna, doch fiel es ihnen nicht schwer, es ihr gegenüber zu sein. Sie tat fast alles, was sie brauchte, selbst: sie räumte ihr Zimmer auf, wusch das wenige Geschirr, das sie benutzte. Sie bekam morgens und abends heisses Wasser zum Tee <sup>aus</sup> von der grossen Teemaschine, so viel als sie wollte und zu Mittag ass sie mit ihnen zusammen in der guten Stube. Die Gutmütigkeit ihrer Wirtsleute liess sie in ihrem tiefen Verlangen ~~von~~ <sup>nach</sup> Ruhe über manchen Mangel ein Auge zudrücken. Es sah in der guten Stube, durch welche sie immer zu gehen hatte, um in ihr Zimmer zu gelangen, zu jeder Tageszeit unordentlich und schmutzig aus, trotz der guten Möbelstücke, die da standen. Es war hier das Tätigkeitsfeld des zweijährigen Enkelkinds, eines grossen kräftigen Jungen, der am frühen Morgen mit grossem Geschrei sein Tagewerk begann. Wenn die Alte Lidja Aleksandrowna das Essen reichte, so stak ihr grosser unsauberer Daumen in der Speise. Lidja Aleksan-



drowna wandte von diesem Anblick stets den Kopf ab, denn eine Bemerkung wagte sie nicht zu machen in der Befürchtung, dass dies die guten Beziehungen beeinflussen könnte. Ja, sie wandte von allem den Kopf ab, was das stille Hinfliessen ihrer Tage stören konnte.

Trotz der Unordnung und der einfachen Lebensführung liess sich hier und da eine versteckte Wohlhabenheit im Hause spüren. Man sah, dass bei besonderen Gelegenheiten, wo es meist knapp wird, die Mittel nicht fehlten, sei es bei einer Erkrankung oder einem Familienfest. Da wurde an Medikamenten nicht gespart, da wurde gut und viel gegessen, da erschien ein schweres goldenes Armband oder ein gutes seidenes Tuch. Man vergass nie, wenn Besuch war, Lidja Aleksandrowna zu bitten, den Tee mit den Gästen zu nehmen, und Lidja Aleksandrowna sass dann in einer Ecke des grossen Sofas, weil sie nicht absagen konnte und hörte ohne Interesse zu, wie man über Lebensmittelpreise, über die Zubereitung eines Schnapses oder einer Speise redete und schaute sich nach dem Liegestuhl auf ihrem Balkon, um wunschlos auf Himmel, Berge und Wasser hinauszuschauen. So gingen einige Monate dahin. Der Winter wurde so schön, wie man ihn sich nur wünschen konnte.

Da kam es plötzlich über sie wie ein schweres Erwachen. Seltsam, wie solche Dinge plötzlich über einen herfallen! Man ahnt nichts und wird sich selbst zur Beute, seinem eigenen überkauften Ich, das scheinbar befriedigt war, kein einziges Verlangen hatte und plötzlich einen Strom von Tränen tat, voller Trauer, voller Unruhe ist und sich kein Ziel mehr findet auf den Wegen, auf denen es zufrieden gewandelt.

Lidja Aleksandrowna war es eines Tages, als erwachte sie aus tiefem Schlafe. Sie sah sich um, und sie sah, wie einsam sie war. Sie fühlte sich mit einer Schärfe, die ihr weh tat, wie abgeschnitten von der übrigen Welt. Sie

erkannte überall in der Natur Zusammenhang: das Meer gehörte zum Himmel, und die Berge gehörten zu ihnen, und die weissen Möwen, die im Sonnenschein auf dem blauen Wasser spielten, sie waren zusammen aus dem Süden gekommen und zogen zusammen weiter, und die Menschen gingen hier und dort, in Gruppen, und lachten und hatten gemeinsam zu tun, und selbst die <sup>zerlumelten</sup> abgerissenen Soldaten, die schmutzig und abgemagert durch die Strassen schlenderten, sie hatten einen Sinn. Nur da, an der Stelle, wo sie stand, da gab es einen leeren Punkt, da hörte alles auf, dahin gab es kein Band. Sie fühlte sich mit einem Male überflüssig, wie vergessen von einem Gott, und es erfasste sie das brennende Verlangen nach einer liebkosenden Hand, nach einem zärtlichen Wort. Sie war einem Kinde gleich, das nachts vom Traume erschreckt nach der Mutter ruft. So stark war in ihr dieser Schrei nach Zärtlichkeit, dass er jede andere Regung übertönte, und dass sie hilflos ihm gegenüber war, und ohnmächtig um sich schlug, wie ein Mensch in tiefem Wasser, der nicht schwimmen kann und der fühlt, wie die Wellen über ihm zusammenschlagen.

Sie begriff wohl, dass auch dort oben zu Hause nichts war, was ihr den Zusammenhang mit der Welt wiedergab und sie von der Qual ihrer Einsamkeit erlöste. Aber es war Veränderung. Die Reise gab was zu tun, man fühlte sich selbst weniger.

Eines Tages sagte sie zu ihren Wirtsleuten: „Ich fahre nach Kursk.“ Sie sahen sie erstaunt an. „Ist denn was geschehen? Wie wollen Sie reisen? Es gehen doch Kämpfe rings um den Weg. Sie kommen gar nicht hin.“

Lidja Aleksandrowna erwiderte: „Viele kommen durch. Ich muss fahren.“

Da sagte die junge Frau mitleidig: „Lidja Aleksandrowna, wenn Sie an Geld zu kurz sind, so besorge ich Ihnen eine Stelle in unserer Kanzlei. Ina Aphanassjewna geht gerade

fort. Warten Sie doch ab, bis das Reisen leichter wird oder bis man wenigstens weiss, in welchen Händen Kursk ist."

"Ich danke Ihnen, Anna Petrowna," erwiderte Lidja Aleksandrowna. "Es ist nicht das Geld. Ich habe noch genug, um ein paar Monate auszukommen, und Arbeit fürchte ich auch nicht. Aber ich muss fort, ich kann nicht länger bleiben. Ich will das Kind sehen," fügte sie hinzu. Und wie sie das sagte, eigentlich nur um einen glaubwürdigen Grund anzugeben, damit man sie in Frieden lasse, da glomm wirklich der Hoffnungstrahl auf, dass Linderung für sie vom Kinde kommen könnte. Vielleicht knüpfte es sie wirklich mit seinen schwachen Kinderhändchen an die Welt. Sie bereitete sich fieberhaft zur Heimkehr vor.

Am Sonntag waren wieder die üblichen Gäste da, der dicke Vetter Matwey Wassilitch, der am Elisabethmarkt einen einträglichen Mittagstisch hielt, seine Frau und die beiden erwachsenen Töchter, ein paar unverheiratete ältliche Basen, die viel redeten und von denen Lidja Aleksandrowna bis zum letzten Tage nicht wusste, womit sie beschäftigt waren. Am letzten Sonntag, den sie in Jalta verbrachte, musste sie mit ihnen sein; sie konnte nicht abziehen. Jetzt, da sie im Begriff stand, etwas zu tun, was ihren Zustand veränderte, war sie ruhiger.

Man begann natürlich gleich über ihre Reise zu sprechen und ihr zu raten.

"Um Gottes Willen, Lidja Aleksandrowna, hören Sie doch, was man Ihnen sagt," eiferte der dicke Gastwirt Matwey Wassilitch. "Ein Soldat war gestern bei mir, er kam gerade von der Front. Die Kämpfe gehen um Kursk. Dass Sie das wissen! Sie kommen nicht hin."

Lidja Aleksandrowna wandte den Kopf ab, um den Ausdruck des Schmerzes zu verbergen, den ihr die Ratschläge antaten. Als ob sie eine Wahl hätte und nicht genau so

zu Grunde ginge, wenn sie nicht reiste. „Es gibt Menschen, die durchkommen,“ sagte sie schwerfällig. Da mischten sich die beiden Basen gleichzeitig so lebhaft ein, dass sie einander nicht zu Worte kommen liessen. Lidja Aleksandrowna hörte gar nicht hin, um was beide wetteiferten. „Es gibt Menschen, die durchkommen,“ wiederholte sie in so starker Gleichförmigkeit, dass die Frauen verstummen, sie fühlten instinktiv, dass hinter den belanglosen Worten Lidja Aleksandrowna's sich etwas verbarg, womit es sich nicht streiten liess. Sie schüttelten alle den Kopf, schwiegen eine Weile und begannen dann von der Petroleumnot und den neuen Brotpreisen zu reden.

Am nächsten Morgen fuhr Lidja Aleksandrowna wirklich ab, und es war, als werfe sie sich in ein aufgewühltes Meer, um das andere Ufer zu erreichen. Sie wusste, dass sie darin untergehen und ertrinken könnte, aber es blieb ihr nichts anderes zu tun übrig. Die Kämpfe gingen rings um den Weg. Wie gewaltige Wogen schlugen sie hier auf und dort, verschlangen Opfer, verschwanden und brausten wieder auf. Dieses Meer wollte Lidja Aleksandrowna nicht haben und warf sie dahin zurück, woher sie gekommen war.

Eines Tages stand sie bleich, schmutzig, abgemagert, ohne Geld und ohne Sachen vor der Tür ihrer Wirtsleute. Sie wusste es selbst nicht, wie das geschehen war, dass sie hier wieder stand. Sie war wie eine Bettlerin, sie war müde und heiss, und das Blut hämmerte in den Schläfen. Man liess sie ein und erschrak. „Sie sind krank. Sie haben den Flecktyphus, Lidja Aleksandrowna. Sie können das ganze Haus anstecken!“

Wie einen leblosen Gegenstand liess sie sich ins Spital befördern und lag dort zwischen Stöhnen, Husten, Fluchen und Toben und wartete auf den einen Augenblick, der sie erlöste. Aber eines Tages warf das Spital sie auch zurück: sie hatte

nicht den Flecktyphus, sie war bloss krank am Herzen und an den Lungen, und wieder stand sie vor der Türe ihrer Wirteleute, ein Knochengestüst mit glänzenden Augen in tiefen Augenhöhlen. Man bekreuzigte sich und liess sie ein, man sah, es war zum Sterben, und so viel Menschlichkeit hatten sie noch, um einen Menschen nicht auf der Strasse sterben zu lassen.

Da lag sie nun auf dem grossen Sopha in der guten Stube und sprach kein einziges Wort. Man gewöhnte sich daran, dass sie da lag, man tat seine Pflicht; man gab ihr von der kräftigen Suppe und dem echten Tee, aber sie nahm selten etwas an. Man gewöhnte sich so daran, dass sie weiter nicht störte. Man ass zu Mittag in derselben Stube, man trank den Tee, man empfing seine Gäste und sprach über alles Mögliche. Man gewöhnte sich an ihren Husten und an ihr furchtbares Röcheln, wenn sie an Luft zu kurz kam, und man wunderte sich, dass es in einer Nacht still war. Als man am Morgen nach ihr sah, war sie tot.

Man bekreuzigte sich und beschränkte die zustehende Behörde. Doch da alles schwer in dieser trostlosen Zeit zu bewerkstelligen war und die entsprechenden Menschen und Dinge bei jeder Gelegenheit fehlten, so vergingen noch einige Tage, ehe ein Sarg gebracht wurde und man sie zur letzten Ruhestätte abholte. So lag sie noch da stumm und starr auf dem grossen Sopha in der guten Stube, mit einem Laken bedeckt, das zu kurz war und die nackten knöchigen Zehen frei liess, und man sass dabei, trank Tee mit ~~Saft~~ <sup>eingemachten Früchten</sup> und eigengebackenem Weissbrot und sprach über Petroleumnot, Brotpreise und Wetter. Man war abgehetzt und müde, wollte von Krankheit und Tod nichts mehr wissen, und wandte sich von diesem Tode ab, als wäre kein Sein da gewesen, das nun ausgelöscht war.

Eine liebliche Schöne schmiegt sich Jalta dicht zwischen Berge und Meer, das heitere Anlitz voll der über den Wassern aufgehenden Sonne zugewandt. Wie ernste schweigsame Freunde stehen die Berge in ihrem Rücken und schützen die Zarte vor rauhen Lüften des Nordens, aber das Meer spielt zu ihren Füßen wie ein starker verliebter Geselle mit all seiner Laune und all seinem Witz. Beiden vertraut sie sich gleich an, beide sind gleich ihre Freunde, Wasser und Berge. Manchmal scheint es, als hätte das Meer die Stadt vergessen. Es liegt so traumverloren, scheint weid und fern und scheint sein eigenes geheimes Leben zu führen, dann aber schlagen plötzlich Wellen an, Es ist, als erwachte es, käme zu sich und scherzte. Wie Kinder stürzen die Wellen über das Geröll am Ufer unten und, als ärgerten sie sich über das Hindernis, spritzen sie hoch auf, aber im nächsten Augenblick ist der Aerger vergessen. Sie laufen wieder an und fallen zurück. Was sind das für Flecken auf dem Wasser? Verrät das Meer seine tiefen Gründe? Nein, es sind bloss die Wolken am Himmel, die ins Wasser schauen und sich spiegeln. Sorglos scheint die Strasse am Meer mit ihren hellen reichen Läden. Welch ein Schmuck ist da und welche Stoffe und welche Früchte! Laut klingt das Lachen und Gejohle der Matrosen von den fremden Schiffen, die im Hafen liegen. Sie fühlen sich wohl hier zu Gast. Sonne, Meer und Berge! Die Strasse ist nicht lang. Doch was haben so viel Menschen zu gleicher Zeit in dieser einen Strasse zu tun? So viel Frauen mit

karmiroten Lippen und dunkelumränderten Augen und kostbaren Kleidern? Was haben sie sich so viel zu erzählen bei Kuchen und Kaffee in den Pavillons über dem Meere und in den Konditoreien der Strasse? Viel Lust muss in Jalta herrschen, viel Begierde zum Leben! Die Lust ist wie das Meer: sie spielt mit allem, was ihr in den Weg kommt, und hat Tiefen, die man nicht sieht. Was weiss man da unten in der Strasse am Meer von dem vielen Leid, das sich dort oben in den Bergen versteckt? Das Leid hat sich in die Berge geflüchtet, es ist schweigsam und ernst wie die Berge.

Doktor Boris Feodorowitsch Popow hat in den Bergen sein Haus, und seine Tore sind schon viele Jahre dem Leid geöffnet. Da liegen auf den Balkons, in Kissen gebettet, blasse Gestalten und liegen und warten, und warten mit glänzenden Augen, und über ihrem Haupt schwebt das Schwert des Schicksals. Zwischen ihnen geht alle Tage vom Morgen bis zum Abend <sup>Doktor</sup> Dr. Boris Popow wie ein Wächter für das zuckende Leben, das sein will, das nicht auslöschen will, und jeden Tag heften sich an ihn fliehende Augen in stummer Qual, als wäre er es, der Leben gibt und Leben nimmt.

Vor sechs Monaten hat <sup>Doktor</sup> Dr. Popow etwas getan, was er selber noch immer kaum fassen kann. Er hat mit seinen vierzig Jahren geheiratet. Wie ein Herbstgewitter ist die Liebe über ihn gekommen: Der Himmel ist klar, die Luft ist still. Da ballen sich schwarze Wolken zusammen und geben Donner und Blitz. Woher und wie ist es gekommen? Jetzt steht er gedankenvoll an der steil abfallenden Mauer seines Gartens zwischen schmalen dunklen Cypressen und schaut auf das Wasser, das unten am Fusse der Stadt sich hinausdehnt

in unabhsehbare Ferne. Wie ein Herbstgewitter ist es über ihn hinweggegangen. Und jetzt ist Irina Andrejewna Kaminskaja seine Frau.—Die Oktobersonne durchbricht den grauen Himmel und glüht die regenfeuchte Erde an, dass sie weissen dampfenden Atem aushaucht.—Mit einem leichten vorübergehenden Uebel war Irina Andrejewna, die angehende Sängerin von der Strasse da unten, wo die Lust herrschte, zu ihm gekommen, und da hatte es ihn ergriffen. Er erinnert sich noch ganz genau, wie sie ausgesehen hat. So stark ist die Wirkung gewesen, dass ihr Bild sich seiner Seele eingegraben hat, als sei es auf Metall gestochen, und er braucht die Erinnerung an ihren ersten Besuch nur hervorzurufen, um Einzelheiten an ihrem Bilde zu betrachten, die damals seiner Aufmerksamkeit entgangen sind. Er sieht alles an ihr, als stände sie wie damals lebendig vor ihm. Jetzt ist das Gewitter vorüber. Und was ist aus solch einer Liebe, aus solch einem Aufschlagen aller innerer Glut geworden?

Weiche Arme legen sich um seinen Hals, und er sieht in ein strahlendes Gesicht und eine metallene tönende Frauenstimme fragt: „Habe ich Dich erschreckt, Lieber? Du standest da so versunken.“ Mit ihrem grossen vollen Körper legt sich Irina Andrejewna dicht an ihn und küsst seinen Hals und seine Schultern. „Ich habe Dich so lieb, Borja, so unendlich lieb. Es hat Dich noch niemand auf der Welt so lieb gehabt, selbst Deine Mutter nicht!“ Doktor Popow zuckt unmerklich zusammen und nimmt langsam ihre Arme ab. „Ich muss jetzt gehen, Irina, Meine Kranken rufen!“ „Die Kranken und immer wieder die Kranken! Für alle hast Du Zeit und Worte. Nur für mich nicht. Als wäre ich ein Gegenstand, den Du gekauft und den Du in einen Schrank stellen kannst, wenn Du ihn nicht brauchst.“ Ihr Gesicht



zuckt, und in ihren Augen glänzen Tränen. <sup>Doktor</sup> Dr. Popow bleibt stehen und sieht sie an mit demselben langen forschenden Blick, mit dem er seit Jahren seine Kranken anschaut. Wie edel ist der Kopf geformt, wie fein ist die Linie der hohen, leicht gewölbten Stirn, die sich ununterbrochen in die Nase fortsetzt. Unter runden, feingezichneten Brauen grosse kaum, kaum hervorstechende Augen. Nur da unten an Munde hält die Lippe nicht aus. Da ist das Gesicht zu breit, und das Kinn läuft schwer in eine stumpfe Spitze aus. Da liegt es. Das hatten seine Augen übersehen. „Wie Du mich ansiehst, Boris! Höre auf! Sieh mich nicht so an! Es geht einem durch Mark und Bein!“ ruft Irina. Und dann mit einenglänzenden Blick. „Ja, ich bin schön! Wenn ich über die Strasse gehe, sehen die Leute mir nach, und ich höre ihre Bemerkungen!“ und mit einem Lachen. „Einer kam mir eben von unten bis zu unserem Hause nach und blieb einige Zeit davor stehen und wartete, dass ich heraußkommen würde. Dass man einer Frau noch nachgeht, wenn sie so aussieht wie ich.“ Sie sieht an ihrem Körper hinunter. „Alles opfere ich Dir, Boris, meine Kunst, meine Schönheit, meinen Geist. Und es scheint, als wäre Dir das alles nichts.“ Ihre Hüften sind breit geworden, Sie trägt ein Kind unter dem Herzen. Das macht ihn weich. Vielleicht ist er wirklich abweisend gegen sie?

„Komm, Irina,“ sagt er und reicht ihr den Arm.  
 „Willst Du auch ins Zimmer? Oder blie<sup>nicht</sup> bist Du/lieber im Garten? Es ist gerade warme Sonne! Sie wird Dir gut tun.“

„Nein, ich gehe mit Dir, Boris. Ich will mit Dir zusammen sein. Ich dachte den ganzen Weg nur an Dich und freute mich so sehr darauf, Dich wiederzusehen.“ Sie

hängt sich mit ihrer ganzen Schwere wieder in seinen Arm. „Küss mich doch, Borja,“ bittet sie und hält ihm den Mund hin. Er küsst sie auf die Stirn und macht sich von ihr frei. „Sei doch vernünftig, Kind,“ sagt er freundlich. „Du weißt, ich habe schwere Pflichten, lass mich gehen!“ „Bist Du auch heute wieder bei Olga Michailowna? Du bleibst dann so lange fort, und ich bin immer unruhig.“ „Das wiederholst Du mir nun jeden Tag, Irina. Und jeden Tag antworte ich Dir dasselbe. Ich mache doch die Besuche nicht zu meinem Vergnügen.“ „Ich habe schon längst von ihr gehört. Sie soll sehr klug sein und hübsch?“ fragt sie mit einem spähenden Blick. „Ja, aber jetzt ist sie sehr krank und ganz allein hier,“ erwiderte er mit einem Anflug von Ungeduld. „Vielleicht könnte ich zu ihr gehen und ihr helfen. Es wäre doch nichts dabei.“ „Ich danke Dir, Kind. Sie ist mit medizinischer Hilfe versorgt,“ sagt er abweisend. Sie hält ihn am Arm fest. „Ich war heute Morgen bei Bella Atlas auf dem Zimmer. Das Mädchen hat etwas Besonderes an sich. Sie ist so zart und zerbrechlich, wie ein Rokokkonippes. Wie krank sie auch ist, denkt sie doch immer noch daran zu gefallen. Immer in Spitzen, in seidenen Matinées und immer feines Parfüm. Ist es Dir nicht auch aufgefallen, Borja?“ „Auf Wiedersehen, Irina,“ sagt er, ohne ihr zu antworten, wendet sich um und geht.

Die Mittagsstunde ist längst da, aber der Doktor kommt noch immer nicht nach Hause. Irina Andrejewna geht nervös aus dem Esszimmer in den Garten und aus dem Garten wieder ins Esszimmer, schaut auf die grosse eichene Standuhr. Sie hat sich das Essen schon längst geben lassen. Sie ist immer sehr hungrig und wartet niemals, wenn <sup>ihr Mann</sup> ~~er~~ nicht pünktlich ist. Gabel, Messer, Teller und Brotkrumen

liegen noch unordentlich auf der Tischdecke. Sie denkt gar nicht daran, nach dem Mädchen zu läuten, dass sie den Tisch wieder in Ordnung bringe. Sie ist immer so zerstreut und vergesslich, was solche kleinen Dinge anbetrifft. Jetzt denkt sie nur daran, wo Boris so lange bleiben könnte. Sein Wartezimmer ist schon voller Patienten, und manche gehen fort und wollen am nächsten Tage wiederkommen. Um die Zeit zu vertreiben, geht sie in sein Sprechzimmer und sieht die Briefe und Papiere durch, die auf dem Schreibtisch liegen. Plötzlich fällt es ihr ein, dass er doch bei Olga <sup>Michailowna</sup> ~~Michailowna~~ ist. Der Gedanke peinigt sie. Und sie lässt auf dem Schreibtisch alles liegen, gerade wie sie es gehalten hat. Wenn dort ein Telephon wäre, würde sie anläuten. Immer diese Besuche bei jungen schönen Frauen, und sagen darf man nichts! Das nimmt er übel. Und es wird nur beständig von dem grossen Glück geredet, solch einen Mann und solch ein Heim zu haben. Ein Zorn wächst in ihr. Sie ist nicht nur auf Rosen gebettet: es gibt spitze Dornen zwischen den Blättern!—Sie steht wieder auf dem Balkon. Die Sonne ist nicht mehr zu sehen, und die Luft ist kalt. Das Meer liegt silbergrau in der steigenden Abenddämmerung mit einem silbergrauen Himmel. Da geht die Gartenpforte. Sie erkennt ihres Mannes Gestalt und seinen schnellen Gang. Dann sieht sie durch die Glastür des Balkons ihn ins Esszimmer treten, aber sie geht ihm nicht entgegen. Ein Trotz hält sie gefangen. Er ruft „Irina“, doch sie rührt sich nicht. Da läutet er nach dem Mädchen, dass sie ihm das Essen bringe. Er nimmt eilig ein paar Löffel Suppe, einige Bissen vom Braten, erhebt sich und begibt sich ins Kabinet zum Krankenempfang. Als er spät am Abend fertig ist, sitzt sie im Esszimmer und liest ein Buch. Sie hebt nicht einmal den Kopf, als er zu ihr ins Zimmer tritt. „Guten Abend, Irina,“ sagt er. „Guten Abend,“ erwidert sie und liest weiter. Er steht eine Weile da, schaut auf sie und schüt-

telt den Kopf. Er sieht blass und müde aus. „Ich habe Dich früher gerufen, Irina, als ich nach Hause gekommen bin. Warst Du nicht da?“ „Was sagst Du?“ fragt sie, als hätte sie nicht gehört. Plötzlich erhebt sie sich schnell und geht auf ihn zu mit bösem Gesicht. „Ja, ich war wohl da, aber ich war müde geworden zu warten, bis Du mit Deinen Getändel bei anderen Frauen fertig wurdest. Du scheinst manches Mal zu vergessen, dass Du verheiratet bist.“ „Ira, höre auf,“ ruft er, „Du weißt wieder nicht, was Du redest, und nachher wird es Dir leid tun, und Du wirst Dich selber schämen.“ „Das sind Ausreden, die schlagen nicht mehr an,“ Sie wird immer heftiger. „Du wirst ja auch dieses Mal gut beweisen, dass Du Recht hast, weil Du klüger bist als ich. Aber so ganz dumm bin ich auch nicht. Du kannst Deine alten Gewohnheiten nicht lassen. Mit vierzig Jahren kann man kein keusche Jüngling bleiben. Ich habe es wissen sollen.“ „Irina,“ ruft er wieder im tiefsten Anpörsel und beleidigt. Er findet keine Worte, um zu antworten. „So sag doch, warum bist Du solange bei Olga Michailowna geblieben,“ fährt die Frau nach einer minutenlangen Pause fort. „Du hättest doch sonst keinen Gang zu machen!“ „Ich will es Dir sagen - warum!“ Er sieht sie ernst an und schweigt einen Augenblick - „weil die Frau im Sterben liegt.“ Daran hat Irina Andrejewna nicht gedacht. Dieser Gedanke hat nicht einmal ihr Bewusstsein gestreift. Sie weicht ein paar Schritte zurück und ist stumm. „Das hättest Du gleich sagen sollen. Ich konnte es nicht wissen,“ sagt sie <sup>dann</sup> in verändertem Ton. Er wendet sich ab und geht in sein Kabinett zurück. Er hatte diesen Abend mit ihr verbringen wollen, nun kann er es nicht mehr. Vielleicht ist es so besser. Er wird seine wissenschaftliche Arbeit vornehmen, die er seit seiner Heirat ganz vernachlässigt hat. Jetzt wird er diesen ganzen Abend für sich haben. Er nimmt die Hefte aus der Lade, durchblättert sie, macht

Anmerkungen, neue Gedanken fallen ihm ein. Da wird die Tür geöffnet ohne vorheriges Klopfen. Irina Andrejewna steht auf der Schwelle. Er schlägt instinktiv das Heft zu. „Was verbirgst Du da vor mir?“ fragt sie halb scherzend, als wäre nichts zwischen ihnen gewesen. Er sieht finster darsin, er kann es nicht über sich bringen, mit ihr wieder zu reden. Da ist sie schon neben ihm und fasst seinen Kopf und küsst ihn in das volle, weiche, leicht ergraute Haar. „Ich bin nun einmal eifersüchtig, wenn ich jemand sehr lieb habe. Nun, verzeih mir! Es war töricht und hässlich. Sieh, in mir ist alles schon vorüber. Aber Du grollst noch. Muss man so nachtragend sein?“ Aller Trotz und alle Bosheit sind wirklich aus ihrem Gesicht geschwunden. Es ist voller Schönheit und Leidenschaft. Ihre kurzen, glänzenden, schwarzen Haare ringeln sich um Stirn und Nacken. Es ist beinahe der Kopf eines Italienerjünglings. Nur das Kinn, ja, das ist schwer und sinnlich. Die vollen bronzernen Arme legen sich um sein Gesicht. Sie hat eine besondere Art, sich mit ihrer ganzen Schwere anzuschmiegen oder mit einer Kraft an sich zu drücken, gegen die man sich mit Mühe wehren kann. „Nun, komm, komm, Borja, sei wieder gut. Denk doch, wie Du toll nach mir warst in den ersten Tagen, und jetzt, da ich Dein Kind in mir trage, ein Wesen aus Dir und mir, da tust Du, als wärest Du meiner überdrüssig.“ Er stützt die Ellenbogen auf den Tisch und vergräbt das Gesicht. „Willst Du Deine Arbeit schreiben, Boris? Lass mich Dir helfen. Ich bin doch nicht dumm und manches Mal habe ich auch einen guten Gedanken. Wenn ich Medizin studiert hätte, wäre ich gewiss ein guter Arzt geworden. Ich möchte Dir so gern in allem helfen, bei Deinen Kranken, in Deiner Wissenschaft!“

Er fühlt, wie er schwach wird und sich betören lässt. Ihre Worte sind Irrlichter. Geht man ihnen nach, findet man weder Licht noch Glanz. Er zerreisst sich innerlich. Die eine Hälfte seines Ichs sagt: Geh nicht ein, mach

Dich frei, lass Dich nicht verschlingen." Und die andere sagt: Sie ist Deine Frau, sie trägt Dein Kind unter dem Herzen. Sei grossmütig! Schenke! Im Grunde ist sie doch ein arnueliges Menschenkind. Und bist Du einmal in der Falle, drücke ein Auge zu. Geniesse, was übrig geblieben ist von der Feuerslohe.

Sie spricht die ganze Zeit weiter. Er hört kaum hin. „Ich will in allem, was Du tust, Boris, dabei sein. Könnte ich Dir nicht die Oberin ersetzen? Ich muss immer zuschauen, dass Du viel mit ihr zu reden hast. Wie lange ist sie schon bei Dir? Zehn Jahre? Und Deine Arbeit sollst Du auch nicht schreiben, ohne mich zu rufen. Ich will bei der Geburt jedes Gedankens dabei sein. Man soll nicht sagen, der berühmte Arzt hat eine Frau, sondern der berühmte Arzt hat die Frau.“ Er erhebt sich und zieht sie mit sich, wie sie gerade an ihm hängt, zu dem Sopha. Sie hält ihn mit beiden Armen umschlungen und küsst ihn auf den Rücken. Er fühlt die Wärme ihres Mundes durch die Kleidung hindurch. „Ich will Dir was <sup>singen</sup> sagen,“ sagt sie mit ihrer klingenden metallenen Stimme. Sie singt ihm ihr Lieblingslied, ein altes, schwermütiges, russisches Volkslied, und er denkt: diese Stimme war es auch, diese klingende metallene Stimme.

Sie tönt durchs ganze Haus. Der junge Assistenzarzt tritt ein und bleibt an der Tür lauschend stehen. „Welch eine Stimme,“ ruft er, als sie endet. „Warum sind Sie nicht zur Bühne gegangen, Irina Andrejewna? Solch eine Gestalt und solch eine Stimme verpflichten beinahe.“ Sie steht lachend auf und bittet ihn näherzutreten. „Ach, was habe ich nicht alles müssen und können. Sprechen Sie nicht davon! Dafür hat Doktor Popow mich geheiratet. - Ja, was haben die Professoren mir für Hoffnungen gemacht. Wie entzückt waren sie von meiner Begabung. Das alles besitzt jetzt Doktor Popow. Und glauben Sie, dass er es wertet.“

Ich muss ihn immer daran erinnern. Niemand macht mir hier den Hof. Nicht mal der Assistenzarzt, wie es doch sonst üblich ist." Sie sieht den jungen Arzt mit einem koketten Blicke an. „Irina Andrejewna," sagt dieser entzückt. „Sprechen Sie nicht so! Sie könnten zehn Verehrer an jedem Finger haben, wenn Sie es nur wollten. Sie sind die grossartigste Frau in ganz Jalta." Irina lacht. „Hörst Du es, Boris? Du hast die grossartigste Frau in ganz Jalta." Doktor Popow trommelt ungeduldig mit den Fingern auf dem kleinen runden Holztisch, der neben dem Sopha steht. Der Assistenzarzt kennt diese Bewegung. Er erhebt sich und wünscht einen guten Abend. „Wie kannst Du nur mit dem dummen Kerl so abgeschmacktes Zeug reden?" fragt Doktor Popow nervös. „So, so! Mein Lieber, bist Du auch eifersüchtig?" Und sie ist schon wieder neben ihm, hält ihn umschlungen und sieht ihn mit glänzenden leidenschaftlichen Augen an. „Wie ist das dumm von Dir! Was sind mir alle Männer. Ich weiss es ja: ich brauche nur dahinter ans Meer zu gehen, auf die Strasse am Wasser, und ich habe so viel von ihnen hinter mir, als ich will. Doch was sind sie mir alle, alle neben Dir? Wenn Du nur etwas besser zu mir wärest! So wie ich es wünscht! Das alles, was Du hast und bist, auch mir gehören würde." Sie küsst seine Hände. „Was weiss ich von Deiner Vergangenheit. Es kann doch nicht sein, dass da nicht was Starkes und Grosses gewesen ist. An einem Mann, wie Du bist, gehen Frauen nicht vorüber." Sie legt ihren dunklen Lockenkopf an sein Herz. Er fühlt, wie er unsicher wird und ihr wieder verfällt, wie die inneren Widerstände sich auflösen. Und er gibt nach und entblöset vor ihr das Beste und Kostbarste, was sein Leben gehabt hat: er erzählt ihr von der grossen, reinen, starken Liebe zwischen ihm und einer verheirateten Frau, einer Liebe, die abgebrochen werden musste, weil jenes Weib die doppelten Beziehungen nicht ertragen konnte und zugunsten ihrer Pflichten dem Glücke entsagte.

Er ist kaum zu Ende, da sieht er, was er getan hat. Irina sieht ihn mit weiten Pupillen an. „Du liebst sie vielleicht noch immer. Du liebst sie mehr als mich!“ Dieses Andenken, das er bisher vor jeder Berührung beschützt, <sup>hat</sup> jetzt hat er es preisgegeben. Wozu hat er es ihr erzählt? Ach, weiss man denn immer, warum man etwas tut? Spielen verborgene Kräfte nicht mit uns, und merkt man nicht erst, wenn es zu spät ist, dass man Spielzeug war? „Um Gotteswillen, Irina,“ sagt er verzweifelt. „Habe doch Mitleid mit meinem Opfer. Sei grossmütig!“ Irina liegt auf den Knien vor ihm. „Sag mir den Namen, Boris. Ich flehe Dich an, sag mir den Namen. Hast Du mir schon so viel erzählt, gehe bis zu Ende. Ich muss wissen, wer sie ist. Ich werde vorher nicht Ruhe haben. Ich muss mich wehren können, wenn Gefahr droht.“ Er steht auf und schüttelt sie von sich ab. Sie stellt sich ihm entgegen, hochaufgerichtet, Feind gegen Feind. — „Ich erfahre ihn doch,“ ruft sie. „Ich werde kein Mittel scheuen.“ — Er erwidert nicht mehr. Sie wird den Namen erfahren, es ist so schwer nicht, wenn man mit allen Mitteln darauf ausgeht. Irgendwo gibt es wohl einen wunder Punkt an einem Geheimnis. Weiss man denn immer, wie sicher es behütet ist? Er fühlt sich, wie geschlagen, und ohne ein Wort weiter zu erwidern, verlässt er das Zimmer. Ihm ist zu Mute, dass er sich Asche aufs Haupt streuen und in Büssergevand wandeln könnte. Er geht in den Garten hinaus in die kalte Oktobernacht. Der Wind jagt die Wolken am Himmel, eschüttelt die stolzen steifen Cypressen und die hohen Bambusrohre. Der Mond hat sich versteckt, aber eine silbern gefärbte Stelle auf der glatten Meeresfläche verrät seinen Aufenthalt. Doktor Popow weiss nicht, wohin er gehen soll. Er hat sein Haus in den Bergen verraten. In sein Haus in den Bergen hat er nichts von unten nehmen sollen! Am



Meere ist es hell. Lichter fallen aus den Fenstern der Häuser, und die grossen Bogenlampen der Strasse spiegeln sich im Wasser. Die Lust spielt mit allem, was ihr in den Weg kommt. Und nun spielt sie mit allem, was er gesammelt hat in seinen vierzig Jahren.

Er steht gedankenvoll zwischen den sich im Winde beugenden Cypressen. Er weiss, das ist das Ende. Er ist verfallen. Er ist verfallen, wie das Männchen jener Spinne, die ihr Opfer zu Tode liebt. Und er weiss: er kann jetzt nach Hause gehen und mit einem Lachen, mit einem geistreichen Wort die feindselige Stimmung brechen. Aber er ist müde, wie eine Schukel von einem Ende zum andern überzufliegen - von Liebe zu Hass, von Leid zu Lust. Sie wird ihn küssen und wird ihn verschlingen.

Erste Liebe.  
-----

Im Hause des Lederfabrikanten Abramowitz bereitete man das Abendessen mit grösserem Eifer als gewöhnlich zu. Doch jeder der daran Beteiligten tat so, als hätte man nicht im Geringsten was Besonderes vor. Frau Fanny Abramowitz nahm aus dem Wäscheschrank eines von den neuen Tischtüchern mit der Bemerkung, die alten seien schon zu abgenutzt, als dass man sie noch auf den Tisch legen könnte. Und die fetteste Gans auf dem Hofe war der Bräutigam geopfert worden, dass sie alt und fett genug sei, um geschlachtet zu werden. Wie alt und fett sollte sie noch werden? Die Köchin Chane, die seit zehn Jahren im Hause war und die Gewohnheit hatte, sich in alles einzumischen und über alles mitzureden, machte auch ein Gesicht, als fände sie weder an dem neuen Tischtuch, noch an der Gans was. Nur hier und da zuckten ihre Mundwinkel in einem unterdrückten schlauren Lächeln, aber sie wandte sich dann schnell ab und ging noch flinker an die Arbeit als <sup>zu</sup> bevor. -

Julia, die Älteste Tochter des Hauses sass mit einem Buch am Fenster im Esszimmer und kümmerte sich um nichts. Sie war ein auffallend schönes Mädchen von schlanker Gestalt mit einem elfenbeinernen Teint und grossen glänzenden graugrünen Augen, die kaum merklich schielten, was eher ein Reiz als ein Nachteil des schönen Gesichts war. Es war ein Rätsel für alle, in wen Julia geraten war. Solche Augen und solchen Teint hatte niemand in der Familie gehabt, soweit man es absehen konnte.

Marusja, die zweite Tochter, ein dünnes zartes Mädchen mit flimmernden hellen Haaren stand schweigend

an Esstisch und forate Fächer aus den frischen steifen Servietten. Es war eine Arbeit, die sie immer mit Vorliebe übernahm. Herr Abramowitsch war früher als sonst aus seinem Büro gekommen und holte aus einer Tasse seines Schreibtisches die guten Cigarren hervor, die er im letzten Sommer aus dem ausländischen Bade mitgebracht hatte. Hier und da schaute Marusja verstohlen zur Mutter, die bald im Zimmer, bald in der Küche was zu schaffen hatte, und zu Julia hin. Sie konnte über den wahren Grund der Vorbereitungen nicht im Zweifel sein. Seit einigen Tagen war der Sohn der Witwe Berkowitz, die in der Gartenstrasse den kleinen Kurzwarenhandel hatte, in der Stadt, und man konnte erwarten, dass er diesen Abend bei den Abramowitsch einen Besuch machen würde. Seine Mutter hatte am Morgen auf dem Markt so etwas angedeutet. Frau Berkowitz gehörte gewiss nicht zu den Ersten der Stadt. Man konnte sich noch gut erinnern, wie sie und ihr seliger Mann die kleine Bude auf dem Markt gehabt hatten, aber dass sie sich immer redlich ihr Brot verdient hatte, das konnte ihr niemand streitig machen. Ihre späteren Tage entschädigten sie nur wirklich für alle Kümernisse, die sie gehabt hatte, durch den Glanz, dervon ihrem Sohne Grason auch auf sie fiel. So unerklärlich, wie die Abramowitzs, die beide gewiss nicht hässlich waren, zu der ungewöhnlich schönen Tochter kamen, so war es unverständlich, wie die Berkowitz und ihr seliger Mann, die fleissige anständige Menschen waren, aber sich doch durch nichts im Besonderen ausgezeichnet hatten, die Veranlasser dieser reichen vielversprechenden Existenz sein konnten. Seine Figur, seine Manieren, sein Auftreten, dies alles schien, als hätten geübteste Erzieher und Erzieherinnen

als der Vollendung der glänzenden Erscheinung mitgewirkt. Und die Turie's und Landau's und Mayer's, die weder Geld noch Mühe gescheut hatten, um ihren Sprösslingen die Eigenschaften zu verleihen, die einen Platz im Leben sichern, verfolgten mit Erstaunen und Neid die Entwicklung des jungen Berkowitz. Die schönste Karriere stand ihm bevor. Nicht, dass man sich das bloss von ungefähr erzählte. Was kann man nicht alles erzählen! Nein, man wusste es ganz genau auf Grund von Tatsachen, dass er in Berlin die rechte Hand des berühmten Chirurgen X. war. Das konnte Herr Landau bezeugen und die Frau Mayer und Frau Reiskin und noch andere, die bei dem Professor zu tun gehabt hatten. Seit ein paar Jahren hiess es bei jeder Gelegenheit: „Frau Berkowitz hier und Frau Berkowitz da“, besonders bei denen, die Töchter im Hause hatten. Und dieser Sohn war nun auf einige Wochen zu Besuch bei der Mutter in der abgelegenen, wenn nicht gerade kleinen Provinzstadt des Ansiedlungsrayons. War es da nicht natürlich, dass man da auf irgendwelche Gedanken in Bezug auf Julie Abramowitz kam? War sie nicht in einem Alter, das die Heiratsfrage lebendig machte und das rechte Gegenstück zu ihm, die Schönste, die Klügste, die Begabteste von allen jüdischen jungen Mädchen zu M.

„Ich habe alle meine Kinder gleich lieb.“ pflegte Frau Abramowitz mit einem leichten Funkeln im Blick zu antworten, wenn man auf ihre Älteste hinvies. „Ja, Ihre Julia ist eine Vollkommenheit. Es hat die Natur alles vereinigt!“

Herr Abramowitz erwiderte meist nichts darauf, aber er lächelte ein breites zufriedenes Lächeln, das unzweideutig hiess: „Ja, es ist so, meine Julia ist die Perle von M.“ Wenn Frau Abramowitz es auch ehrlich meinte, dass sie alle ihre fünf Kinder gleich lieb hätte, und auch ganz gewiss ihr Herz mit der zweiten Tochter Marusja und den drei Knaben verwachsen war, so war es doch für sie

natürlich, dass Julia im Vordergrund des Interesses stand und alle Aufmerksamkeit zuerst ihr zu gelten hatte, als Recht ihrer Erstgeburt, ihrer Schönheit und Klugheit.

Marusja konnte ruhig und wenig beachtet im Schatten dieser Aeltesten wachsen. Sie war von Kindheit an so sehr daran gewöhnt, immer erst in zweiter Linie da zu sein, dass es ihr garnicht in den Sinn kam, es anders für sich zu wünschen und zu verlangen. Die äusseren Verhältnisse vertieften nur eine Anlage, die in ihr vorhanden war, zu innerer Abgeschlossenheit. Bücher halfen ihr eine eigene Welt aufzubauen. Sie trug aus innen die Ahnung von Liebe hervor als dem Schönsten, was das Leben bringen konnte. Wie Liebe in Wirklichkeit oft aussah, wusste sie nicht und wollte es in einer dunklen Abwehr auch garnicht wissen.

Im Hause hatte man wenig geistige Interessen. Herr Abramowitz war blond, breit, gutmütig, es liess sich nichts anderes von ihm sagen, als dass er der typische jüdische Kaufmann aus der Provinz war. Er war gewiss nicht ohne einige angeborene Intelligenz, aber im Vordergrund aller Interessen stand für ihn das Geschäft und wieder, das Geschäft, und er war überzeugt, dass alles übrige, wie Ehre, gute Heiraten der Kinder usw. Geld schon mit sich bringen würde. Seine Familie machte ihm wenig zu schaffen. Da konnte er sich ganz auf seine Frau verlassen, da ging alles nach eingeführtem Geleise. Die Wohnung war sauber, die Kinder ordentlich angezogen und gepflegt, das Menu wiederholte sich jede Woche. Am Freitag Abend gab es gelbe gefüllte Fische und Kaffee mit eigengebackenem Brot; am Sabbat zum Mittagessen gehackten Käring und gegerichte Leber, Geflügel und Obstsuppe aus getrockneten Früchten. Jeden Donnerstags Abend war allgemeines Baden, da schüttelte die Familie und Abramowitz den Schweiss aus dem Staub einer ganzen Woche von sich ab.

Die Gans knusperte und bräunte sich schon wundervoll in der Bratpfanne, und die Servietten standen steif und fleckenlos auf der glänzend weissen Tischdecke, da laute es und Doktor Berkowitz trat ein. Er hatte immer etwas Neues in der Erscheinung für die alten Bekannten in M. mitgebracht, aber dieses Mal wirkte er überraschend. Seine hohe Figur schien schlanker geworden zu sein, und das helle regelmässige Gesicht, jetzt glattrasiert, verfeinert. Das Neue an ihm flöste Respekt ein und unterdrückte die frühere Vertraulichkeit.

Er war sehr liebenswürdig, drückte Herrn Abramowitz warm die Hand, freute sich über Frau Abramowitz' frisches Aussehen, bewunderte Julia's blühende Schönheit, neckte Marusja und traste nach den Kleinen. Als sie <sup>zu</sup> Tisch sassen, sprach er lieb über seine Mutter, holte alte gemeinsame Erinnerungen hervor, erzählte von der grossen Stadt, aus seiner Praxis, von seinem Professor und alles rückte ihn auf eine Höhe und schuf ihm einen Schein.

Julia war schön und lebhaft wie immer. Nur die Mutter bemerkte, die auf alles genau hinsah, hier und da einen leisen Zug von Zerstreutheit an ihr. Sie begriff die Ursache. Ueber sie selbst kam auch eine Nachdenklichkeit: was konnte man wissen. Vielleicht war ihm die Provinz zu gering. Es gab in der Grossstadt gewiss schöne Mädchen genug. Vielleicht hatte er schon eine glänzende Verbindung. Und wie sie wieder auf Julia schaute, sah sie, dass sie den Kopf noch höher trug als sonst. Oh ja! Für den Besten war Julia immer gut genug! Als man vom Tisch aufstand, fühlten die Abramowitz aneinander eine Unsicherheit: sie wussten nicht, sollten sie freundlich tun oder sollten sie merken lassen, dass man sich zu ihnen nicht herabliess. Marusja war still wie meistens und hörte zu. Er war der glänzendste Mensch, der ihr je begegnet war. Er war Julia's Angelegenheit und hatte nichts mit ihr zu tun.

Man musste sich oft in der kleinen Stadt treffen:

auf den Spaziergängen abends im Stadtpark, bei Bekannten zu Besuch, in einem Konzert. Man wusste, dass der Doktor mehrere Stunden am Tage mit seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt war. Oefters ging er in das örtliche Krankenhaus, vollführte einige schwere Operationen, von denen die ganze Stadt lange sprach.

Wenn Julia mit ihm zusammen über die Strasse ging, sahen die Leute ihnen nach und warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu, der ungefähr hiess: „Ja, die beiden, das ist ein Paar.“ Doch für Julia war die Angelegenheit lange nicht so einfach. Je mehr sie mit dem Doktor zusammen war, umso mehr verlor sie jede Gewissheit. Er brachte ihr eine Liebenswürdigkeit entgegen, die ihr anfänglich bedeutsam erschien, die aber bei längerem Verkehr nicht wuchs, immer dieselbe glatte, gleichmässige blieb und nichts verriet. Das machte sie manches Mal ungeduldig, und sie versuchte einen kleinen herausfordernden Scherz, so weit ihr Stolz es zuließ. Er aber lächelte als Erwiderung das gleiche liebenswürdige feine Lächeln.

Warusja kümmerte sich nicht darum. Julia war beschäftigt. Es war Julia's Angelegenheit. Und als an einem Nachmittage der Doktor in den Garten kam und sie gerade am Stachelbeerstrauch beschäftigt war, erwiderte sie mit ruhigen Augen seinen Gruss und fugte gleich hinzu: „Julia ist nicht zu Hause, doch sie wird bald hier sein.“ Da sah er sie eine Weile an, kam plötzlich auf sie zu, legte die Hände um <sup>ihre</sup> ~~die~~ Hüften und drückte die Lippen auf ihre Wangen nur eine Sekunde lang, dann liess er sie frei, zog den Hut und ging fort. Und so wie sie gestanden hatte, als er sie angefasst, mit der erhobenen Hand, um eine Beere zu pflücken, so blieb sie unbeweglich, wie versteinert stehen, dann zuckte sie zusammen, wie in einem plötzlichen Schreck, fühlte, wie ihr das Blut vom Herzen fort-

strömte, wie ihr Kopf schwindelte und dann wieder eine besondere Röte ins Antlitz aufstieg.

„Was war es?“ flüsterte sie in Angst. „Was war es?“ Da war es, als fielen der Schreck fort, und langsam, langsam zog ein seltsames wonniges Gefühl über sie hin. „Es ist es! Es beginnt! Es beginnt das Schönste, was das Leben hat.“

Mit zögernden Schritten ging sie ins Haus, als hätte sie was Kostbares, was zukünftig verletzt werden konnte, zu tragen und war den ganzen Tag in einer eigentümlichen Benommenheit. Bei allem, was sie tat, hielt sie alle Augenblicke inne, um das Unbeschreibliche, Unfassbare wieder zu betrachten, wie dieser fremde Mensch auf sie zu getreten war und die Lippen auf ihre Wange gedrückt hatte, nur eine Sekunde lang, und was war nicht alles geschehen. Alles, was ihr bisher an ihm fremd geblieben war, rückte auf sie zu mit wunderbarer Vertraulichkeit. Ihres war es. Es war ein Irrtum von Julia. Julia konnte so viel anderes haben. Sie lag die ganze Nacht mit offenen Augen, starrte in die Dunkelheit und jener eine Augenblick lebte in ihr und entfaltetete sich zu einem grossen blühenden Leben.

Ihre Tage wurden ein Warten und ein Staunen.

Als er abends wieder ihr gegenüber am Tische sass und über seine Studien, seinen Professor, seine Kranken sprach, hielt Marusja den Kopf über ihren Teller gesenkt, um ihre leuchtende Röte zu verbergen und wagte nicht aufzuschauen. Sie wusste jetzt, dass alles, was er sprach, nur sie war und doch vermied sie es mehr denn je, ein Wort mit ihm zu wechseln.

Es war an einem Abend bei den Landaus, die ihren wiederkehrenden Hochzeitstag mit einem reichen Abend-



essen und vielen Menschen feierten. Alle waren da. Es fehlte niemand. Dr. Berkowitz war natürlich der Mittelpunkt, und auch um seine Mutter sass ein Kreis von Frauen. Er hielt eine hübsche Rede auf das Wohl und zu Ehren des Gastgebers. Es war ein schöner und fröhlicher Abend. Marusja sass still in einer Ecke und sah dem Treiben zu. Sie sah, wie schön Julia war, und wie alle sich um den Doktor bemühten, und sie war so ruhig und glücklich: das Schönste gehörte doch ihr.

Es war um jene Stunde, da die Müdigkeit sich schwer auf die Glieder legt, aber die Lebenslust sich von dem Fest noch nicht losreissen kann, da bat die Mutter Marusja, ihr den kostbaren Shawl aus dem Ankleideraum zu bringen. Wie sie sich durch die grossen altmodischen Zimmer dahin begab, war mit einem Mal der Doktor hinter ihr. Sie hatte garnicht bemerkt, wie er gekommen war. Ohne ein Wort zu reden, gingen sie zusammen weiter, und als sie sich im Ankleideraum auf die Zehenspitzen hob, um den Shawl aus dem Mantel zu nehmen, da umfasste er von hinten ihre schmale Gestalt, bog ihr den Kopf zurück und küsste sie auf den Mund. Und wie sie auch danach <sup>sich</sup>gesehen hatte, jetzt war es ihr so viel und stark, dass sie erschrak. „Was tun Sie?“ flüsterte sie angstvoll. „Ich küsse Dich, kleines Mädchen,“ sagte er ernst, und sonst sagten sie nichts mehr zueinander und kehrten in den Saal zurück. Er war wieder im Kreise der Schöne und der Heiterste, und Marusja sass in einer tiefen Ecke, und niemand konnte ahnen, was geschehen war.

Er kam oft zu ihnen, wenigstens ein paar Mal in der Woche. Die Abramowitzs wussten nicht, was sie denken sollten. Sein häufiges Kommen war gewiss ein Zeichen von Interesse, aber andererseits gab es keinen festen Punkt, an den man seine Hoffnungen knüpfen konnte. Er war höflich.

Julia fühlte am besten, dass da eine Grenze war, die er nicht überschritt. Und es war für ihren Stolz die erste Prüfung. Die ganze Stadt sah auf sie beide und wartete: wann wird es sein.

Aber für Marusja hatte das Leben mit einem Mal einen Glanz und einen Reichtum erhalten, von dem in dem schönsten Buch, das sie gelesen, kein Schimmer gewesen war. Wie war alles ringsum sie her voll neuer Bedeutung, Worte, Kleinigkeiten, die sie früher nichtbeachtet hatte, wie waren sie voller Beziehung. Und dass so was sein konnte, dass man wartete, wartete, dass man ganz Erwartung war, auf jedes Klingelzeichen hin horchte, auf jeden Schritt, der über die Treppe ging und alles Warten vergeblich war, aber dann, wenn das Herz so voll war, zum Brechen voll, die Tür sich doch öffnete und er eintrat und man seine Gestalt sah und seine Stimme hörte. Man war dann reicher geworden um solch ein Erleben, und abends vor dem Einschlafen konnte man sich immer wieder vorstellen, wie es gewesen war, als die Tür aufging und er eintrat und man seine Stimme hörte und hundert Mal konnte man sich diesen Augenblick vorstellen und immer mehr Kraft und Wonne hatte die Vorstellung.

Wenn er aber nun wirklich da war und sie sich im Vorzimmer oder Korridor oder im Salon trafen und niemand sonst dabei war, und seine Lippen ihre Augen, ihren Mund und ihre Hände suchten, da war es ihr auf einmal zu viel und zu schwer, und sie wünschte, er ginge jetzt fort und liesse sie allein und liesse sie von ihm träumen. Das alles geschah so einfach, beinahe wortlos. Das Einzige, was Marusja mit Mühe gefragt hatte, war nur: Warum denn ich und nicht Julia? und was er lächelnd geantwortet hatte, indem er ihre Augen küsste, war: Weil Du so bist, noch solch ein Kind, dumm!

Manches Mal, da sie sah, wie die Ungewissheit, Julien quälte und der Vater und die Mutter nicht wussten, was sie denken und tun sollten und nicht ahnten, dass die Lösung in ihren Kinderhänden lag, da fühlte sie etwas wie Schuldbewusstsein. „Wie? Es ist doch Julias? Wie nehme ich es denn? Es ist doch Julias in den Augen aller!“- Und dann: „Nein, nein, es ist mein, Julia hat es nie besessen.“

Sein Bild hatte sich unbewusst in ihr verwandelt. Wenn es ihr anfangs erschienen war, als rede er zu viel von sich und gefalle sich sehr, so sah sie das jetzt mit anderen Augen an. Weil er zu ihr hinabsteigen konnte, die noch gar nicht galt, so glaubte sie ihn nun eüher, tiefer und schlichter.

Noch ein Mal sprachen sie miteinander: er küsste wieder ihre Augen und fragte: „Dich hat noch niemand geküsst, Marusja?“ „Niemand,“ sagte sie und schlug die Augen nieder. „Willst Du, dass ich hierbleibe? Ich kann es einrichten, dass ich noch eine Zeit lang hier arbeite und mein Buch beende.“ „Nein,“ rief sie in einem Schreck, „meinetwegen nicht, meinerwegen können Sie ruhig sein,“ und mähsem und stolz fügte sie hinzu: „Sie können handeln, als binde Sie nichts.“

Es war seltsam: sie wünschte fort, dass er fortginge. Und als der Tag der Abreise da war, und eine ganze Gesellschaft auf dem Bahnhofe versammelt war, um ihn herauszuleiten, stand Marusja allein in einer Entfernung, als wäre sie nur gekommen, um zuzuschauen. Weder die Eltern, noch Julia waren da. Die Letztere hatte über Erkältung und Kopfwch geklagt. Frau Berkowitz unterdrückte ihre Tränen, und ein paar junge Mädchen hatten hochrote Gesichter, aber Marusja war es leicht ums Herz, und sie sah ihn froh und zuversichtlich an, als er auf sie zutrat und ihr fest die Hand drückte, nachdem er sich von all den Uebrigen schon verabschiedet hatte.

Als er fort war, da lebte Marusja besser und leichter, da wurde die Liebe für sie zu einem Boden, auf dem sie wuchs. Sicher und sorglos konnte sie sich entfalten und blühen, konnte sie Schätze sammeln, denn das Ziel war da, wohin sie alles zu tragen hatte. Sie pflegte Musik und las Dichter und sah den Tieren zu und freute sich der Blumen und Bäume, und sah zu, wie sie selber wuchs, wie ihre lichten feinen Haare durch die Finger flossen und die Augen einen tiefen Glanz bekamen. Da dachte sie: „Wie wird er mich wieder finden, und das alles, alles will ich ihm schenken.“

Wenn man seinen Namen aussprach, ging durch ihr ganzes Wesen jedes Mal die gleiche Erschütterung. Sie fühlte, wie sie rot und dann schneeweiss wurde. Sie war unter Menschen in einer ständigen Furcht, sich zu verraten. Und einmal geschah es wirklich, dass sie sich eine dumme unverzeihliche Blöße gab, und so schrecklich war es, dass sie glaubte, es nie vergessen zu können. Es war am Geburtstage der Tante Dina Abramowitz, als die ganze Verwandtschaft beim Abendtee versammelt war. Da fragte plötzlich eine Cousine, die neben ihr sass: „Hat man wieder was von Doktor Berkowitz gehört? Er soll nach Moskau gehen? Wie?“ Marusja fühlte, wie sie die Farbe wechselte, wie ihr der Schweiß auf die Stirn trat, und wie man sie mit Erstaunen betrachtete. Sekundenlang herrschte ein Schweigen, und ihr war es, als schlitze man mit einem Messer ihre Brust auf und betrachte ihr Herz. In der Erinnerung war Julia's verächtliches Lächeln und ein hochmütiges Heben des schönen Kopfes zurückgeblieben.

Im Hause Abramowitz erwähnte man, wie nach einer stillen Vereinbarung, selber den Namen des Doktor Berkowitz. Bald nach seiner Abreise waren ein paar Ansichtspostkarten von ihm angekommen. Julia hatte sie in Empfang genommen. Mit lässiger Gebärde las sie eine von ihnen. Belanglose Worte standen da, gleich denen, die er gesprochen. Sie warf die

Karte auf den Tisch und schaute auf die zweite, ohne sie zu berühren. Sie war für Marusja. Da schob sie die beiden Karten weit von sich fort, als wollte sie nichts mit ihnen zu tun haben. Marusja kam gerade ins Zimmer. „Da ist eine Karte für Dich,“ sagte sie nachlässig und ging hinaus. Marusja griff nach den Karten und eilte mit der teuren Beute auf ihr Zimmer. Da betrachtete sie jedes Wort, jeden Strich immer von neuem in Angst, sie könnte etwas vom kostbaren Inhalt übersehen und verlieren. Es war an sie beinahe derselbe Text wie an Julia gerichtet, aber ihr war es, als wären die Worte an sie lebendig wie aus Fleisch und Blut, als hätten sie Gestalt, und sie könnte sie fassen und betasten.

„Berkowitz hat geschrieben,“ sagte Julia beim Abendessen. „Ich habe die Karten irgendwo liegen lassen. Ich erinnere mich nicht wo.“

„Er weiss auch nicht, wo er hinaus soll,“ brauste Frau Abramowitz unbedacht auf und sah gleich erschreckt auf Julia. Julia zog die Brauen zusammen und erwiderte ärgerlich: „Ich mache mir nichts aus ihm. Vielleicht Du?“

Marusja beugte sich tief über ihren Teller, und ihr Herz zitterte.

Obgleich sie eigentlich keine bestimmte äusserliche Beziehung zu ihm unterhielt und nur hier und da ein paar offizielle Worte auf einer Ansichtspostkarte ihr in den Schooss fielen, so lebte doch Marusja in ungetrübter Sicherheit, dass diese Liebe für immer mit ihrem Leben verflochten war. Manches Mal, wenn sie ein Buch las und Untreue und Unehrlichkeit darin vorkamen, musste sie an sich denken, und es gefiel ihr, zuweilen mit dem Gedanken zu spielen, dass es ihr geschehe: sie stände irgendwo zufällig hinter einer Laube oder Zimmerwand und hörte, dass er zu irgendwem sagte, er hätte eine Zeit lang eine Blonde lieb gehabt, aber er liebe sie nun nicht mehr und liebe nun die, die

doch vor ihm stand. Und wie fürchterlich solch eine Vorstellung auch war, sie musste lächeln, dann nicht eine Sekunde lang glaubte sie, dass dieses mehr als Spiel der Gedanken sein könnte. Ihr Glück war doch, wie kein anderes. So wie ihre Liebe hatte keine andere noch begonnen. Und das Buch, das sie las, glitt aus den Händen, und Marusja erlebte wieder den unbeschreiblichen seltsamen Schauer der ersten Berührung.....

Eines Tages traf Marusja beim Nachmittagstee die Mutter und die dicke Tante Dina Abramowitz, die immer über ihre Krankheiten klagte und schon längst gestorben wäre, wenn sie sie wirklich gehabt hätte. „Um den Berkowitz braucht man sich keine ~~grosse~~ graue Haare wachsen zu lassen,“ sagte die Tante Dina gemächlich, nachdem Marusja sie begrüsst hatte und führte ein Stück der eigengebackenen Nusstorte zum Munde. „Es ist klar, warum er nicht heiratet. Ich habe es nicht glauben wollen, aber man erzählte es mir aus genauester Quelle. Oh, diese jungen Leute von heutzutage. Man hat keine Moral und kennt keine Rücksicht!“ Und sie ass ihre Torte ruhig weiter.

Marusja fiel das Glas, in das sie sich den Tee hatte einschenken wollen, klirrend aus der Hand und zerbrach in feine Splitter. „Wie kann man nur so ungeschickt sein,“ schalt die Mutter. „Eines von den guten Gläsern natürlich.“ „Ach, lass doch, Tony,“ beschwichtigte Tante Dina. „Das bedeutet Glück. Das ist auf Dein Glück, Marusjinka.“ Wenn das Glück sein sollte, so sah es seltsam aus. Marusja fegte mit blassem Gesicht die Scherben zusammen und ging auf ihr Zimmer zurück. Es war ihr plötzlich so weh ums Herz wie noch nie. Was war es doch gewesen? Was hatte die Tante Dina gesagt? Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln, um etwas zu begreifen. Ihr war, als streckte ein widerliches Ungetüm sich nach ihrem Herzen hin.

Aber dann dachte sie wieder, wie alles gewesen war und schüttelte den Kopf und sagte: „Klatsch. Wird ich mich am Ende um Klatsch kümmern.“ Und all die erwachenden Kräfte in ihr liessen schnell die kleine Erschütterung vergessen, und die Liebe blieb weiter der Boden, auf dem ihr reiche Nahrung zum Wachstum zufloss. Sie bemerkte aber nun häufig, dass die Frauen in geheimnisvoller Weise über den Doktor redeten, als sei da was Unschickliches und nichts für junge Ohren, auch schien die Berkowitz allmählich von ihrer allgemeinen Beliebtheit etwas einzubüssen. Sie lächelte darüber und machte sich nichts daraus.

Es war wieder Juni. Der Flieder blühte noch in grossen Sträussen, und der Jasmin begann sich zu öffnen. Der Himmel war von fröhlichem Blau, und alles ringsumher war voller Versprechen und Hoffnung, und die eigenen quellenden Kräfte trugen Freudigkeit und Glauben zu. Marusja ging durch das Blühen und Werden des Sommers und träumte, wie es im vorigen Jahre war, als der Flieder blühte, der Jasmin sich zu öffnen begann, und wie das Glück auf sie zugekommen war, als in den Stachelbeerstauden die reifen saftigen Beeren hingen. Und sie fühlte sich selbst und den Reichtum, den sie gesammelt hatte seit jenen Tagen und ihm hinhalten wollte auf ausgebreiteten Händen, und sie wünschte, er wäre schon da und sie könnte ihm das alles geben. Dabei beachtete sie das formlose Ungetüm nicht, dessen Walten sie hier und da fühlte: wenn die Tanten, Cousinen und guten Freunde sich versammelten und über diesen und jenen redeten und auch über ihn, um den Marusjas Leben sich jetzt rankte, wie junger edler Wein um seinen festen Stab, da wurde sie nur scheu und wortkarg und ging allem Reden aus dem Wege.

Aber eines Tages bekam das Ungetüm Form, und sie sah ihm ins Gesicht und wusste jetzt, dass es da war. Das war, als am Freitagabend zum Abendessen von gelben gefüllten

Fischen und Kaffee mit eigegebenem Käsekuchen Freunde und Freundinnen Julia's da waren und plauderten und lachten und junge Lebensweisheit auskramten. „Ihr meint, er liebt sie,“ sagte Julia. „Kann er denn überhaupt lieben, aber es passt seiner Eitelkeit, ein Verhältnis mit der Frau des einflussreichen Mannes zu haben.“ Da war der Schlag getan. Julia musste man glauben. Julia war ehrlich, sie redete nicht ohne zu wissen.

Marusja war so betäubt, dass sie garnicht wusste, wie sie den Schlag ertragen und wie sie viele Tage gelebt hatte.

Doch das Blühen und Werden ringsum, war so voll heiterer Zuversicht, und alles Schlechte und Gewissenlose schien so unwirklich, dass die Hoffnung sich langsam wieder in ihr Herz einstahl und sie glauben musste, es würde irgend wie alles wieder gut.

Sie sassen um den Mittagstisch, da erzählte die Mutter: „Ich sah heute die Berkowitz auf dem Markt. Sie erwartet den Doktor. Er ist ein guter Sohn, das muss man ihm lassen.“

Marusja's Herz stand still, und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und es war ein Glück für sie, dass die drei kleinen Brüder einen Zapf am Tische anzettelten, und Vater und Mutter mit ihnen zu tun hatten. Nur Julia's kalter spöttischer Blick lag unbarmherzig auf ihrem Gesicht.

Ganz unerwartet geschah es. Als sie am nächsten Sonnabend mit der Mutter und Julia in neuen Sommerkleidern über die grosse Strasse gingen, da standen sie plötzlich dem Doktor gegenüber. Er erzählte, dass er am Nachmittag des vorigen Tages angekommen sei.

Als ihre Blicke sich trafen, da wusste Marusja in derselben Sekunde, dass alles aus war. Und es war ihr mit einem Male, als riess das Band zwischen ihr und allen Dingen entzwei,



und sie wüsste nicht mehr, was sie bedeuteten. Sie hatten ein totes und kaltes Gesicht. Sie sah, wie eine Katze ihr gegenüber an einer Dachrinne entlang kroch. Das schien ihr langweilig und zwecklos, und der ganze schöne warme Sonntag schien auch ein Trug zu sein, hinter dem ganz etwas anderes sich verbarg. Julia und die Mutter standen neben ihr, und sie begriff nicht, wozu sie noch mit diesem schlechten fremden Menschen redeten.

Zu Hause kniete sie an ihrem Bette nieder, legte das Gesicht auf die Hände und dachte in Qual, was sie nun morgen und übermorgen tun würde; was sie nun alle Tage tun würde, wie sie nun lesen und singen und spielen würde, wenn alles erloschen und leer war und kein Ziel mehr da war, wohin sie alles zu tragen hatte.

Als er am nächsten Abend zum Essen mit noch vielen anderen Gästen da war, saß sie stumm in einer Ecke des Zimmers und horchte mit gespanntem Ohre hin: „Wo war es? Wo war die Stelle, wo die Liebe gebrochen war?“ Sie würde ihre Hand darauf legen, und sie müßte heilen und wieder ganz werden. Da hörte sie, wie er lachte und sagte: „Liebe? Sie glauben an Liebe, als eine reine selbstlose Beziehung zwischen den Geschlechtern?“ Marusja stand mühsam auf und ging in den Garten hinaus und blieb an den Stachelbeerstauden stehen, in denen die grossen reifen Beeren hingen. Es war ein heller langer Sommerabend. Der Jasmin und die Levkojen und Nelken dufteten betäubend. Aber Marusja wusste jetzt, dass dieses alles eine andere Bedeutung hatte, als Glück, eine andere wehe unbegreifliche.....

Sie stand noch unbeweglich an derselben Stelle, wo seine Lippen sie zum ersten Mal berührt hatten, als die Gäste das Haus verliessen. Er ging als letzter und schaute nach der Stelle hin, wo sie stand. Zum letzten Mal flackerte die Hoff-

nung in ihr auf, und sie sah ihn mit einem flehenden schmerz-  
vollen Blicke an. Da machte er eine Bewegung auf sie, tap-  
pend und unsicher, hielt inne, wandte sich langsam um und  
ging den andern nach.

Marusja litt lange und schwer, bis sie die  
Freude am Leben wiedergewann, und als sie den ersten und  
bittersten aller Schmerzen überwunden hatte, war sie ein  
ernster und starker Mensch.

vom Falschen zu unterscheiden  
Aus der grossen Schrift erkennt man  
folgende Eigenschaften:

- 1) Hoch hinaus vollen
- 2) Vorliebe für grosse Kreise
- 3) Vorliebe für die Spitze u. Spitze  
weniger für Details
- 4) Vorliebe für grosse Kreise, Pomp, Luxus.  
Sehr wenig für Ausführung des  
Auss. Strom u. Sauger für Details.  
(Triangel bedeutet: nicht kümmern  
um andere seiner eigener Weges)
- 5) Strom schreibt auch Optimisten,  
Pessimisten. Leute die viel vom Erfolg  
warten.

## Kleine Schrift.

Zufassungsgabe Eigenschaften.

- 1) Kurzsichtige (Man trägt)
- 2) Leute, die grübeln, lustlos, lustig, die  
sich mit mikroskop. Arbeiten befassen.
- Charakter. Kritiker.
- 3) Leute mit Familienaum.
- 4) Sparsame, einfache Menschen
- 5) Wenn Reflex aber dabei hat, so  
ist mit der Einfachheit nicht viel  
her.
- 6) Gute Beobachtungsgabe (bei  
kleiner scharfer Schrift besonders,  
bei runder weniger).
- 7) Vorliebe für den kleinen Kreis.  
Sach Frauen schreiben immer klein.

Grössere Kallus der

Klein u. Gross buchstaben.

Sind die Kleinbuchstaben fast 10 & 2000 wie  
Grossbuchstaben oder umgekehrt.

Besuch

so schließt man auf grosse Bescheidenheit  
sogar Thumel.

Sind die Grossbuchstaben auffallend  
gross u. Kleinbuchstaben <sup>klein</sup> schließt man  
auf kleinliche Bittelkeit.

Kerbrechen auf andere  
Zuwerheben.

Mittler in der Schrift ein grosser Buchstabe  
unwiderlich Krausköpfigkeit.

Zuwerheben.

g g g g  
Licht erregbar

Fortsetzung.

Schrift grösse.

Eine grosse Schrift ist jene, so die grossen  
und kleinen Buchstaben gross sind.

Gross ist jene Schrift, die über 4 Millim.  
(d. h. die Kleinbuchstaben) reicht.

Klein ist jene Schrift, so die Kleinbuchstaben  
unter 4 Mil. reichen.

Dagegen gibt es eine Menge Mittel-  
schriften.

Gross schreiben meistens Personen  
in Machtverhältnissen, Aristokraten.

Elegante grosse Schrift heisst trastorara-  
trandschrift.

Gross schreiben Leute, die hoch  
hinansollen. Störswahnartige,  
Derocaris. Es gehört nicht viel  
Künig dazu, um sich eine Grösse von

My Memoirs of Kisslowodsk.

My mother and Y left Moscow just the same day when the October revolution of the ~~began~~ <sup>Bolsheviks</sup> was beginning. Many days there was no communication with Petrograd. One only knew that something was happening there with the bolsheviks. We were prepared for the departure and we did not know what to do. I asked all my friends who knew well about political affairs. They quieted me being persuaded that order would be restored in a few days. So we really went away. A year afterwards my brother who had accompanied us to the station told me that on his return home he had heard the shooting of canons. But it was too late to call us back. The luggage was given up. In reality the train stood many hours after the named time for departure and we could very well have taken back our trunks and remained in Moscow. When the train began finally to move I fell very sad. If I had not been ashamed I should have left the train and returned. We had good places in a first coupe class of the International Sleeping Car. It was at that time not possible to go in an ordinary carriage because the soldiers were going away from the fronts and overfilling all the trains. They were sitting on the roofs and the steps, and it happened even that they threw out of the carriages the travellers and took their places. Most of the windows were broken. Our conductor was very much afraid that at the stations groups of soldiers would break into ~~our~~ our carriage and therefore the door was always kept locked. Towards the South the

2. <sup>the sky</sup>  
danger became less. And had become bluer. A warm sun was shining. Women and children with with bread stood at the stations. Chickens <sup>and</sup> ducks were offered: all these things were difficult to get in Moscou.

At Mineral-Waters we had to wait for the train for Kisslowodsk. Mineral-Waters is only a station. The place is small. There is not even a hotel. But life at the station was great and interesting. One could see here all kind of people. Smart officers with fashionable young girls. Civil gentlemen, people with pale faces who had come from a far to make the cure, <sup>among</sup> and them many orientals in their fantastical costumes. And to eat as much as one wanted! What pleasure! I was delighted with everything I saw. People around were telling us that the hotels in Kisslowodsk were crowded to excess, <sup>and</sup> it may be impossible to get a vacant apartment. It was <sup>late</sup> in the evening, and we <sup>resolved</sup> not to risk and to go at first to Pjati gorsk.

It was a starry mild night, when we arrived. The cabs which stood at <sup>the</sup> station were very large and roomy and the coachmen in picturesque russian costum. We asked to drive us to a good hotel. The first impression of the town was beautiful. I saw before me lighted by stars the faint outlines of the Mashuk and other mountains. I thought <sup>how happy</sup> (must be the people who could always live in this glorious country. The cab stopped before an hotel which appeared to me not first class. But it was late and so we entered. I was astonished at the dirtiness of the room. The <sup>hotel clerk</sup> showed us. It was a large room with windows

~~looking out on covered~~

looking out on covered balcony. The clerk told us that this was this only vacant warm room. All the other vacant ones were without stoves, As there was nothing to do we took it. The porter brought in our luggage, and we went for the restaurant for supper. When we returned it was after midnight, and I saw that there was only one sheet and a dreadful blanket on each bed. It was not possible to go to bed under such such circumstances. I rung the bell for the clerk. I told him the matter but he answered the proprietor will not give two sheets. I did not yield and proposed to pay as much as he wanted. He went to speak again with the proprietor but he came back and declared there was nothing to be done. "He is such a terrible animal. You can never do anything with him," he said.

So we were obliged to go out at night and search for another hotel. This was my first impression of the people of the Caucasus.-

Happily we found a large room in a hotel, good, the largest in it. The servants were very disconcerted at being troubled at such an late hour and were not amiable. Though the room was large there was only one bed in it and the servant to give a second bed with linen. I was so tired that I'm contented myself with a broken bedstead. But it was so cold in the unheated room that we could not sleep. The morning was brilliant and warm. Though the trees were without leaves I got nevertheless the impression of a summer day. It was so warm that I was troubled by my winter clothing. We had only one wish to rest a little, I went with a book down in the pretty little garden which was in the middle of the street beside our hotel. What a strange and happy aspect there was around! Like a bad dream appeared to me the evil things I had left behind. Young ladies in summer dresses with flowers in their hands and such a great many of officers! They appeared to be everywhere on the Caucasus in such an abundance I was

Willst du, Freund, die erhabensten  
Höhen der Weisheit erfliegen,  
Wag es auf die Gefahr hin, dass dich  
die Klugheit verlacht.  
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer,  
das dir zurück bleibt,  
Jenes nicht, wo dereinst landet  
dein mutiger Flug.

Schiller.



T

Lebens ist sicher: die Krönung Blutes, die in dem  
schrecklichsten aller Kriege ruhen werden, sie werden  
die Grenzlinie bilden für eine neue Zeit, in  
der die alten Glaubensformeln, die alten großen  
Worte überprüft ~~werden~~ und in selber, die Träger  
und Träger des Glaubensformeln und der  
Worte ~~überprüft werden~~ überprüft werden, auf  
das hier, was sie u. sie in der erst andern  
geraltigen Lebensnot gehalten haben.  
Nicht wenig ist es nicht zu prüfen, dass in  
der Grenze bemerkt, die zwischen dem  
Gewesenen und Kommenenden liegt,  
nicht schauen betrachten, um  
reineres Aderkapseln für die neue  
Wichtigkeit zu gewinnen und, wie immer, jedermann  
was unser Traum geworden sei und mit uns

zu schauen, was unser Recht sein werden soll.

Und wenn wir uns ~~in~~ in diesem Betracht herzlich fragen  
ob die Zeit, die nun hinter uns liegt, mit ihren  
berauschenden Lippen über die Materie, mit dem  
schnellen Tempo des Erlebens, des Eindruckes auf Ein-  
druck, Genuss auf Genuss geschöpft hat, ob diese Zeit  
wirklich ein unerhörtes Aufstiegs ~~unerschütterter~~  
Lebenslauf in der Menschheitsgeschichte gewesen  
sei und dem Leben eine Größe und Würde  
verleihen habe, die künftige Zeit nur durch sie  
besessen, so muss doch eingestanden werden,  
dass in der von dieser Kultur geschaffenen  
Lebensstimmung die wertvollsten weltlichen  
Ansprüche nicht <sup>immer</sup> zu ihrem Rechte gekommen  
sind.

Noch nie war eine Zeit so der Wirklichkeit zugewandt, so »irdisch« möchte man sagen, wie es unsere ist. Wohl war die antike Kultur sinnenfreudig und ist ihr Heidentum Symbol eines hohen Lebensgenusses geblieben, aber dieses Gefühl einer Wirklichkeit, die unzweifelhaft da ist, uns gegeben ist, uns einschliesst, die wir wirklich sind, wie sie, diese Bewusstseinskategorie »Wirklichkeit« war ihr fremd. Der vollendete Ausdruck dieses Lebensgeföhles, das sich an Tatsächlichkeiten knüpft, und alles Ideelle, dessen Sein nicht unmittelbar empfunden wird, als Unwirkliches deutet, ist wohl in der Theorie des historischen Materialismus gegeben, der die bewegende Ursache des geschichtlichen Geschehens in den Produktionsverhältnissen sieht. Damit ist die Souveränität einem Faktor zugesprochen, der mehr als jeder andere der praktischen Erfahrung und einer verstandesmässigen Erfassung und Zergliederung zugänglich ist. Die Theorie trägt den Stempel der Einseitigkeit wie die Zeitströmung, aus der heraus sie geboren ist. Als eine Methode der geschichtlichen Erkenntnis darf sie zu Recht bestehen und hat sie ihre Verdienste, indem sie am Leitfaden der Produktions- und Consumptionsverhältnisse, neue Gesichtspunkte eröffnet und ungekannte Combinationen der die Geschichte bildenden Kräfte aufdeckt. Sie erschöpft aber nicht das Wesen der treibenden Energieen, die in ihrer Wechselwirkung bald an

die Oberfläche des Geschehens auftauchen, bald in die Tiefe versinken, immer mitwirkend in rastloser Bewegung an dem jeweiligen Bild der Ereignisse.

Entgegen der wissenschaftlichen Erkenntnis, die den Menschen einreicht in die Gesetzmässigkeit allen Siche-reig-nens, muss doch unser Handeln so verlaufen, als ob wir frei wären. Mag unser Wille der subjektive Ausdruck sein, den die Triebkräfte im menschlichen Bewusstsein finden, wir können nicht anders als so zu ihnen Stellung zu nehmen, als ob ihre Bewegungsrichtung von uns abhinge.

Durch die gesteigerte Selbstbewusstheit des menschlichen Könnens ist jene geistige Fähigkeit in das Blickfeld gerückt und im populären Bewusstsein am höchsten gewertet, die an der Eigenart der modernen auf hochentwickelter Technik gestellten Kultur den grössten Anteil hat. Es ist der Verstand, der mit den gleichsam stabil gewordenen Elementen der Wirklichkeit arbeitet und die Steine zusträgt zum Bau eines festgefügtten Reiches auf Erden.

Es ist, als bedrohe jene verstandesmässige Zuspitzung des Daseins eine Quelle, aus der die höchsten Leistungen der Menschheit stammen. Der Verstand ist nicht schöpferisch, er bleibt bei den Erfahrungen stehen, sichtet und verbindet sie. Er kennt nur Nützlichkeitswerte, die von den Forderungen der Gegenwart und der nahen Zukunft bestimmt werden, weil sie im Gebiete der Erfahrung liegen, sich also begrifflich und be-rechnen lassen. ~~Es ist nicht die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt, sondern die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt.~~ ~~Es ist nicht die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt, sondern die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt.~~ ~~Es ist nicht die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt, sondern die Vernunft, die die Welt der Sinne festlegt.~~ Da-rum hat die nüchterne, von gefühlsmässigen Regungen befreite

Beziehung zur Wirklichkeit eine Geschäftsmässigkeit zur Folge, die immer mehr Gebiete des innern und äussern Lebens ergreift. Erwägungen praktischer Klugheit wagen sich in Sphären hinein, die ihrem tiefsten Wesen nach uninteressiert an Vorteilen materieller Natur bleiben müssen, und denen ihr Sinn und ihre Bedeutung genommen wird, indem man sie fremden Zweckendienstbar macht.

Die grosse Persönlichkeit ist es, die schöpferisch ist in ihren Erkenntnissen, welche über alle Erfahrung hinausgehen, und in ihren Taten, welche nicht nur durch vernunftmässige Motive erklärt werden.

Die höchsten Leistungen, die der Menschheit beschieden worden sind, sei es der Erkenntnis oder der Tat, sind jenem Wurzepunkt der Seele entsprungen, wo alle Wesenskräfte zusammenwirken. Was ist das *Schaffen* des Genies denn anderes als ein Setzen von nie gewesenen Werten, die sich in einem innern Schauen ihm erschliessen?

Klugheit allein macht den Menschen nicht gross. Sie lässt ihn ruhig am Boden kleben, eingeschlossen in den Kreis seiner Tagesinteressen. Erst das Ideal, das seiner Seele Spannungsweite gibt, reckt ihn auf aus seiner Kleinheit. Das Ideal ist das lockende Ziel, das seiner Sehnsucht nach *eigener* Vervollkommung und nach jener Wahrheit vorschwebt, die allem Wechsel und Widerspruch der Erscheinung zu Grunde liegt als ein Ewiges und Absolutes. Seine concrete Bedeutung liegt nicht in einer zeitlosen objektiven Gültigkeit. Es mag irrig sein und mag sich verändern, je nach dem Stande der Erkenntnis. Darin liegt seine Bedeutung, dass es den Menschen aus der Enge und Dürftigkeit seines Daseins befreit und eine Weltanschauung bauen hilft, die über den Bruchstücken des Wissens gleichsam eine ungebrochene Linie construiert.

Stark und gross sind jene Völker und jene Zeiten, die ihre Ideale lebendig empfinden. Wie ein Hauch ewiger Wahrheit und Schönheit weht es von ihren Werken.

Eine Kultur, deren Reichtum auf einseitiger Entwicklung der seelischen Kräfte beruht, läuft Gefahr die Wurzeln zu untergraben, die ihr Leben und ihr Wachstum ermöglichen. Sie bringt sich um die Wegweiser und die lockenden Ziele zu immer höherem Aufstieg. Und verfallen einer unfruchtbaren Geistigkeit, wendet sie sich materiellem Geniessen zu, dem ein gänzlicher Stillstand folgen mag. Wäre der ökonomische Faktor der alleingültige, was trüge schuld an dem Untergange so vieler Kulturen, die keinem äusseren Feinde erliegen sind? Sich selbst hätte der ökonomische Faktor aufheben müssen, läge nicht der Grund zu jenem Untergange in einem Missverhältnis der aufbauenden Kräfte.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, irgend eine Voraussage wagen zu wollen. Nur der Hinweis auf jene kraftspendende Macht des Idealismus sei gestattet in einer Zeit, in der man nur allzu geneigt ist, ihn abzutun als zwecklose Kraftvergeudung unkluger Phantasten.

Nur der unablässige Wechselstrom aus der Welt der Geistigkeit zum praktischen Leben und aus dem praktischen Leben in die Welt der Geistigkeit verbürgt das stetige Fortschreiten der Menschheit zu höherer Entwicklung. Wenn das idealistische Streben naheliegende Ziele und Interessen zu übergehen scheint, so ist das nur ein fruchtbarer Umweg, den es macht. Von oben bringt es neue Lebensimpulse und macht so das Dasein der Menschen inhaltsschwerer und farbenreicher.

Dass das Absolute, das allem Sein und Werden zu Grunde

liegt niemals begrifflich zu erfassen ist, sondern nur zu ahnen in jenen Augenblicken innern Schauens, in denen die Seele gross und weit wird, darin liegt nicht eine Schwäche, sondern gerade der Sinn des Menschentums. Aus dem Hinblicken zu dem Ideale, das in wechselnder Gestalt dem suchendem Auge immer höher entrückt, erwächst neues Sehnen und neues Wollen. Zu einem ewigen Born wird es so. Erfasste der Mensch das Ewige und Absolute, er wäre selber der Gott, den er sucht.

### Einsamer Tod.

Lidja Aleksandrowna Petrowa fühlte sich in letzterzeit nicht gut. Ihre Lungen waren ersichtlich angegriffen, denn sie hatte hier und da Schmerzen in der Brust, war nachts ~~Schweiß-schweiß~~ bedeckt und wurde oft von einem trockenen Husten gequält. Der Arzt sprach von der Notwendigkeit eines Aufenthaltes im Süden, und die einzige Tochter Olga Iwanowna, die seit zwei Jahren mit einem Eisenbahningenieur verheiratet war, redete zu einer Reise in Krim zu. Es war November, und das Wetter in Kursk war kalt, nass und trüb; der Wind krummte das nackte Geäst der Bäume und wirbelte Haufen zerfetzter schwarzgewordener Blätter auf, aber dort im Süden sollte eine warme, fröhliche Sonne sein, türkisblaues Meer, immergrüne Cypressen, Magnolien und Lorbeer. Das Zureden der Tochter und des Schwiegersohnes stieß auf schwachen Widerstand. Seitdem die Tochter verheiratet war, lebten sie zusammen, und Lidja Aleksandrowna hatte anfangs die Leitung des Haushalts ~~übernommen~~, ~~darum~~ später die ausschließliche Pflege des Enkels übernommen, ~~da~~ sich ohne jede Verzögerung zur richtigen Frist von neun Monaten (eingestellt hatte nach der Hochzeit). Sie konnte so keinesfalls als lästiges Familienglied gelten. Es gab trotzdem Augenblicke, da Lidja Aleksandrowna deutlich fühlte, dass ihre ständige Gegenwart bedrückte. Sie fühlte es trotz aller Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die ihr gegenüber ausgeübt wurde, und ~~das~~ war der sich selbst am wenigsten eingestandene, doch ~~der~~ ausschlaggebende Grund, dass Lidja Aleksandrowna sich zur Reise entschloss, denn es gab Gegengründe, welche die vorhin angeführten vollständig schlugen. Das politische Gleichgewicht des Landes schien schwer gefährdet; Wirren hatten von vielen Seiten bedrohlich begonnen, die Hauptstädte waren seit Wochen in den Händen der Bolschewisten.



## Einsamer Tod.

---

Novelle  
von  
Clara Michelson.

Ljdia Aleksandrowna Petrowa fühlte sich in letzter Zeit nicht gut. Ihre Lungen schienen ernstlich angegriffen zu sein, denn sie hatte häufig Schmerzen in der Brust, war nachts schweissbedeckt und wurde oft von einem trockenen Husten geplagt. Der zu Rate gezogene Arzt sprach von der Notwendigkeit eines Aufenthaltes im Süden, und auch ~~die~~ <sup>Frau Petrowa's</sup> einzige Tochter ~~xxxx~~ Olga Iwanowna Solotujewa, die seit zwei Jahren an einen Eisenbahningenieur verheiratet war, redete zu einer Reise in die Krim zu. Es war November, und das Wetter in Kursk war kalt, nass und trüb. Der Wind krümmte das nackte Geäst der Bäume, rüttelte an den grossen grellgemalten Strassenschildern und Fensterläden und wirbelte Haufenzerfetzter schwarzgewordener Blätter und Schmutziger Papierreste auf. Es sah in Kursk nicht fröhlich aus. Dort im Süden aber war gewiss warmer Sonnenschein, der auf türkisblauem Meer spielte, grünt Lorbeer und schlanke Cypressen, schaukelte sanft hohes Rohr.

Das Zureden des Arztes und der Tochter, der Schwiegersohn sagte gar nichts, stiess auf geringen Widerstand. Seitdem Olga Iwanowna verheiratet war, lebte die Mutter bei ihr. Was sollte auch die ältliche Frau allein noch in Tamboff, als Olga gleich nach der Hochzeit nach Kursk übersiedelte, wo der Mann als Beamter einen höheren Posten bekam. Sie konnte im Haushalte von grossem Nutzen sein, umsomehr als Olga ihren Lehrerinnenberuf nicht aufgeben wollte. Nach einem Jahr stellte ein Enkel sich ein, und da hatte Frau Petrowa vollauf zu tun. Man konnte mit Recht annehmen, dass sie nun ganz unentbehrlich geworden wäre. Aber sonderbarer Weise gab es Augenblicke

auch  
~~Es~~ ~~war~~ ~~mir~~ ~~schon~~ ~~klar~~ ~~die~~ ~~altes~~ ~~Frage~~ ~~allein~~  
 ein Tausch, <sup>als</sup> ~~als~~ ~~Blase~~ <sup>gleich</sup> <sup>noch</sup> <sup>d.</sup> <sup>Handel</sup> <sup>abzuwickeln</sup>  
 so der Mann <sup>als</sup> <sup>Recht</sup> <sup>zu</sup> <sup>haben</sup> <sup>die</sup> <sup>Worte</sup> <sup>des</sup> <sup>Rechts</sup>  
 eine Hausrolle <sup>mit</sup> <sup>seinem</sup> <sup>Wespen</sup> <sup>sein</sup> <sup>uners</sup>  
 mehr als Blau über ~~seiner~~ <sup>seiner</sup> <sup>Wespe</sup> <sup>sein</sup> <sup>uners</sup>  
 aufgeben sollte. Nach ~~dem~~ <sup>dem</sup> <sup>Jahr</sup> <sup>stellte</sup> <sup>sich</sup>  
 eine Umkehr <sup>mit</sup> <sup>ein</sup> <sup>und</sup> <sup>er</sup> <sup>hatte</sup> <sup>sein</sup> <sup>Recht</sup>  
 in <sup>den</sup> <sup>ersten</sup> <sup>von</sup> <sup>sein</sup>. <sup>die</sup> <sup>Worte</sup> <sup>von</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 dass sie <sup>mit</sup> <sup>uners</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>sein</sup> <sup>aber</sup> <sup>schon</sup>  
~~Es~~ <sup>ist</sup> <sup>es</sup> <sup>aus</sup> <sup>public</sup> <sup>de</sup> <sup>den</sup> <sup>Rechts</sup>  
 deutlich <sup>zu</sup> <sup>sehen</sup> <sup>das</sup> <sup>Recht</sup> <sup>hatte</sup> <sup>das</sup> <sup>Rechts</sup>  
 nach <sup>den</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>dem</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>bedeutete</sup>  
 Obgleich sie <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>ein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>Rechts</sup>  
 Moses <sup>hatte</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>so</sup> <sup>Rechts</sup>  
~~genau~~ <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup>  
 fort <sup>mit</sup> <sup>in</sup> <sup>den</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>Rechts</sup>  
 mit <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
~~Rechts~~ <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 aus <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 trotz <sup>der</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 der <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 aus <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
~~Rechts~~ <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>  
 nicht <sup>ganz</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup> <sup>mit</sup> <sup>sein</sup> <sup>Rechts</sup>

## Einsamer Tod.

---

Novelle  
von  
Clara Michelson.

Lydia Aleksandrowna Petrowa fühlte sich in letzter Zeit nicht gut. Ihre Lungen schienen ernstlich angegriffen zu sein, denn sie hatte häufig Schmerzen in der Brust, war nachts schweissbedeckt und wurde oft von einem trockenen Husten geplagt. Der zu Rate gezogene Arzt sprach von der Notwendigkeit eines Aufenthaltes im Süden, und auch <sup>Frau Petrowa's</sup> ~~sie~~ einzige Tochter ~~xxxx~~ Olga Iwanowna Solotujewa, die seit zwei Jahren an einen Eisenbahningenieur verheiratet war, redete zu einer Reise in die Krim zu. Es war November, und das Wetter in Kursk war kalt, nass und trüb. Der Wind krümmte das nackte Geäst der Bäume, rüttelte an den grossen grellgemalten Strassenschildern und Fensterläden und wirbelte Haufen zerfetzter schwarzgewordener Blätter und schmutziger Papierreste auf. Es sah in Kursk nicht fröhlich aus. Dort im Süden aber war gewiss warmer Sonnenschein, der auf türkisblauem Meer spielte, grünt Lorbeer und schlanke Cypressen, schaukelte sanft hohes Rohr.

Das Zureden des Arztes und der Tochter, der Schwiegersohn sagte gar nichts, stiess auf geringen Widerstand. Seitdem Olga Iwanowna verheiratet war, lebte die Mutter bei ihr. Was sollte auch die ältliche Frau allein noch in Tamboff, als Olga gleich nach der Hochzeit nach Kursk übersiedelte, wo der Mann als Beamter einen höheren Posten bekam. Sie konnte im Haushalte von grossem Nutzen sein, umsomehr als Olga ihren Lehrerinnenberuf nicht aufgeben wollte. Nach einem Jahr stellte ein Enkel sich ein, und da hatte Frau Petrowa vollauf zu tun. Man konnte mit Recht annehmen, dass sie nun ganz unentbehrlich geworden wäre. Aber sonderbarer Weise gab es Augenblicke,

## Einsamer Tod.

-----

Novelle  
von  
Clara Michelson.

Lydia Aleksandrowna Petrowa fühlte sich in letzter Zeit nicht gut. Ihre Lungen schienen ernstlich angegriffen zu sein, denn sie hatte häufig Schmerzen in der Brust, war nachts schweissbedeckt und wurde oft von einem trockenen Husten geplagt. Der zu Rate gezogene Arzt sprach von der Notwendigkeit eines Aufenthaltes im Süden, und auch ~~die~~ <sup>Frau Petrowa's</sup> einzige Tochter ~~Frank~~ Olga Iwanowna Solotujewa, die seit zwei Jahren an einen Eisenbahningenieur verheiratet war, redete zu einer Reise in die Krim zu. Es war November, und das Wetter in Kursk war kalt, nass und trüb. Der Wind krümmte das nackte Geäst der Bäume, rüttelte an den grossen grellgemalten Strassenschildern und Fensterläden und wirbelte Haufen zerfetzter schwarzgewordener Blätter und schmutziger Papierreste auf. Es sah in Kursk nicht fröhlich aus. Dort im Süden aber war gewiss warmer Sonnenschein, der auf türkisblauem Meer spielte, grünt Lorbeer und schlanke Cypressen, schaukelte sanft hohes Rohr.

Das Zureden des Arztes und der Tochter, der Schwiegersohn sagte garnichts, stiess auf geringen Widerstand. Seitdem Olga Iwanowna verheiratet war, lebte die Mutter bei ihr. Was sollte auch die ältliche Frau allein noch in Tamboff, als Olga gleich nach der Hochzeit nach Kursk übersiedelte, wo der Mann als Beamter einen höheren Posten bekam. Sie konnte im Haushalte von grossem Nutzen sein, unso mehr als Olga ihren Lehrerinnenberuf nicht aufgeben wollte. Nach einem Jahr stellte ein Enkel sich ein, und da hatte Frau Petrowa vollauf zu tun. Man konnte mit Recht annehmen, dass sie nun ganz unentbehrlich geworden wäre. Aber sonderbarer Weise gab es Augenblicke,

Glück.

Konstantinowna  
Rosa ~~Ilyyichowna~~ Feldhuhn, geborene ~~Geme~~ <sup>Katzenblausohn</sup>, war

gross und derb gebaut, hatte kurze schwarze krause Haare, die wirr und struppig ihren runden Kopf umstanden, als wäre es der Kopf eines jungen Negerweibes. Vielleicht, wenn man sich ordentlich mit ihnen beschäftigte, würdensie bescheidener und vergässen nicht, dass sie das Haupt der ehrbaren Gattin Adolf Feldhuhns, Inhaber eines gut gehenden Licht- und Seifenengrossgeschäfts, zu zieren hätten. Frau Feldhuhn trug meist zu Hause über dem Kleide eine grosse weisse Schürze, die immer aussah, als wäre grosses Reinemachen gewesen, aber auch ohne Schürze machte ihr Anzug keinen erfreulichen Eindruck: immer hing etwas an ihr, was nicht hängen sollte, immer war etwas auf oder nicht richtig zugeknöpft, immer lenkte ein an Grösse und Farbigkeit ungewöhnlicher Fleck die Aufmerksamkeit auf sich. Auf ihrem kräftigen braunen Arm sass häufig ein winziger blonder Knabe, und der Gegensatz zwischen der derben Gestalt der Frau und dem zarten Körperchen des Kindes war so augenfällig, dass man sich unwillkürlich fragte, wie denn eine so grosse Frau zu einem so kleinen Kinde käme, und man übersah so ganz, dass doch alle Kinder klein geboren werden. Ja, wenn man dann schliesslich die Bekanntschaft Adolf Iwowitch Feldhuhns machte, so war das Rätsel gelöst, so weit es sich um die Erscheinung des kleinen Moritz handelte, aber da hub in derselben Sekunde die andere Frage an: Wie kommt diese Frau zu solch einem Manne? Adolf Iwowitch war um einen Kopf kleiner als Rosa Konstantinow<sup>n</sup>a und in demselben Maasse wie diese unordentlich und unreinlich aussah, war er sauber und wohlgepflegt. Seine weichen hellblonden Haare waren glatt aus der hohen Stirn gebürstet, und der blonde

feingekräuselte Bart machte den Eindruck, als käme er geraden Weges aus der Frisierstube. Auch seine Redeweise und seine Bewegungen entsprachen der äusseren Erscheinung; sie waren ruhig, abgemessen, wenn auch gewiss voranzusetzen war, dass dieser oder jener Umstand ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochte. Da wusste man, in wen Moritzchen geraten war. )

Wie die erstaunlichsten Dinge sich in aller Einfachheit abspielen, so war auch diese Heirat zustande gekommen, als wäre sie die passendste von der Welt. Rosa Konstantinowna war seit zehn Jahren Hebamme, Masseuse und Feldscherin in Jalta und erfreute sich trotz ihrer äusseren Eigenheiten einer grossen Beliebtheit in weiten Kreisen. Ihre andauernde Jungfräulichkeit hatte schon seit langem dem Geiste mancher ihr wohlgesinnter Patientinnen keine Ruhe gelassen, bis es endlich einer von ihnen gelungen war, Adolf Lwowitsch Feldmann, den sie zufällig bei einem grösseren Einkauf von Seifen und Lichtern kennen gelernt hatte, von dem Glücke zu überzeugen, das ihm eine Heirat mit der verdienstvollen Hebamme, Masseuse und Feldscherin Rosa Konstantinowna Gans bringen würde.

Adolf Lwowitsch war aus Polen vor dessen Besetzung durch die Deutschen nach Jalta geflüchtet und hatte hier nach einiger Umschau ein eingeführtes Licht- und Seifengeschäft übernommen. Es gab unter den Flüchtlingen aus dem Norden Leute, die Adolf Lwowitsch in seinen jungen Jahren gekannt hatten, und die vorsichtig hier und da eine Anspielung fallen liessen, dass damals nicht immer alles einwandfrei bei ihm gewesen wäre. Da hätte er zum Beispiel seinen glänzenden Posten in der Manufakturwarenhandlung von Koppelman urplötzlich aufgegeben und lange Zeit nachher keine Beschäftigung gehabt; da hatte er einmal selbst ein Lederwarengeschäft eröffnet, viel Waren aufgerommen und dann

die Zahlungen eingestellt. Doch die Zeit lehrt milder über solche Dinge urteilen. In Jalta hatte man auch kein richtiges Interesse an diesen unkontrollierbaren Erzählungen, und Rosa Konstantinownas Ohr erreichten sie nicht. Sie konnte es ungestört als ein unerhörtes, unerwartetes Glück betrachten, mit ihren vierzig Jahren von einem so entzückenden Menschen zur Gattin gewählt worden zu sein. In Wirklichkeit war sie für Adolf Iwowitsch mit ihren guten Beziehungen zu angesehenen Familien, mit ihrer überschwänglichen Bewunderung seiner Persönlichkeit, mit ihrer grossen Hingabe, und nicht zum mindesten mit ihren fünftausend Rubeln, die er gerade dringend zu seinem Geschäfte brauchte, eine erwünschte Partie. Er war nur um drei Jahre jünger als Rosa Konstantinowna, und somit war es Zeit für ihn, an dauernde Werte zu denken und ein Leben, das Achtung und Vertrauen schuf, zu beginnen.

Es musste ein ehrbarer jüdischer Haushalt sein, den er gründen wollte, und wenn es auch mit dem koscheren Fleisch, dem getrennten Milch- und Fleischgeschirr und der strengen Einhaltung der Sabbataruhe im Hause, seine Schwierigkeiten hatte, zu erreichen war es doch, und Adolf Iwowitsch förderte von seiner Frau unbedingte Erfüllung seiner frommen Ansprüche und gestattete nur sich selbst gelegentlich in Geschäftsinteresse eine kleine Ueberschreitung der religiösen Satzungen. Seit ihrer Heirat und im besonderen seit dem Eintreffen Moritzchens war Rosa Konstantinowna nur wenig in ihrem Berufe tätig. Nur in äussersten Fällen erlaubte ihr der Gatte um einer alten Patientin willen, den häuslichen Pflichten eine Stunde zu rauben. Adolf Iwowitsch's Frömmigkeit war für sie eine harte Nuss. In ihrem Vaterhause in Theodosia war man sehr freigesinnt gewesen, und so waren ihre Kenntnisse der Gebräuche und Gesetze nur sehr mangelhaft. Um ihren Gatten nicht zu betrüben, wagte sie es nicht, ihm diese Unzulänglichkeit ihres Wesens einzugestehen und gab sich alle Mühe, der

ungewohnten Aufgabe gerecht zu werden. Nur Gott allein konnte es wissen, wie schwer der armen Rosa Konstantinowna die Erfüllung der an sie gestellten Forderungen bei ihrer grossen Zerstreutheit und leichten Erregbarkeit wurde. Der Sabbath musste jeden Freitagabend mit Lichtanzünden und Gebet begrüsst werden. Wenn Adolf Lwowitsch nicht dabei war, so wurde das Beten unterlassen und das christliche Dienstmädchen mit dem Anzünden der Lichter betraut. Einmal geschah es, dass Adolf Lwowitsch gerade im Augenblick solch feierlicher Ausführung des Gebetes ins Zimmer trat. Da erkannte Rosa Konstantinowna erst ihren Frevel an der Blässe ihres Mannes. Ohne eine Bemerkung abzuwarten, schwor sie, dass so was sich nie wiederholen würde. Seitdem zündete sie die Lichter immer selbst an, machte dazu Handbewegungen, die sie von ihren Nachbarinnen abgelauscht hatte und murmelte dazu undeutlich, was ihr gerade einfiel.

Noch einen Umstand, der gleichfalls ihres Gatten fromme Gefühle verletzte, hatte Rosa Konstantinowna in ihre Ehe mitgebracht. Ihre einzige Schwester Bella war getauft und an einen russischen Postbeamten verheiratet, und das Paar lebte auch in Jalta, hatte einen blossen unterernährten Jungen von drei Jahren, und verhindern konnte es Adolf Lwowitsch nicht, dass diese Verwandten zu ihm ins Haus kamen und an seinem koscheren Tische assen. Das Gehalt des Postbeamten war so klein, dass es den bescheidensten Ansprüchen nicht genügte, und Rosa Konstantinowna tat das Herz an zwei Stellen weh: um der Schwester willen, die sie lieb hatte, und die sie nicht so aufnehmen konnte, wie sie wollte, wenngleich sie ihr bei jeder Gelegenheit etwas von ihren reichlichen Vorräten in aller Stille zusteckte, - und um ihres Adolfs willen, der nun durch sie eine „göische“ Sippe hatte.



Adolf Lwowitsch' Unzufriedenheit mit den Dingen und seine Antwort auf Rosa Konstantinowna's Sünden drückte sich in Schweigen aus, in beharrlichem ~~beständigem~~ Schweigen. In der ersten Zeit hatte sie geglaubt, dass dieses Schweigen bei einem so guten und zarten Menschen wie es Adolf war, leicht zu brechen wäre, aber sie lernte bald, dass sich hinter diesem Schweigen eine stille zähe Kraft verbarg, an der ihr Lärm abprallte. Ihr, die über alles so viele und laute Worte machen konnte, wäre es gewiss leichter gewesen, er wäre wie sie. Sie war heftig, brauste auf, sagte unverantwortliche Dinge, aber alles war ohne Folgen, ging vorüber wie ein Gewitter, das die Luft reinigt. Adolf Lwowitsch' Schweigen dagegen war bedrückend, war oft unverständlich. Man wusste manches Mal nicht, woran man war, worin man gefehlt hatte und besonders noch bei einer wie sie, die häufig was tat, ohne es selber zu wissen, die immer in jagenden Gedanken war, immer schon bei einer zweiten Sache, ehe die erste getan war. Da gab es oft, was nicht das Richtige war, und vor Adolfs Schweigen hatte sie eine regelrechte Angst. Sie suchte dann mit flehendem Blick seine Augen, doch die sahen immer fort, immer nach einer andern Seite hin, wie sehr sie ihnen auch nacheilte.

Um den Ueberschwang des Gefühls in Freud und Leid ertragen zu können, brauchte Rosa Konstantinowna einen Ableiter, an dem sie sich hemmungslos auslassen konnte. Auch das war ihr gegeben. Sie fand die geduldigste, verständnisvollste Anteilnahme an ihrem Erleben bei ihrer Nachbarin Lina Borissowna Barkan, die ungefähr um dieselbe Zeit wie sie in das Haus eingezogen war.

Lina Borissowna, eine niedliche kleine Frau, teilte das Schicksal vieler. Sie war vor zweieinhalb Jahren auf einige Wochen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Jalta gekommen und war seitdem stecken geblieben. Ihr Mann, der Petrograder Rechtsanwalt Ilja Jakowlewitsch

Barkan war ihr ein paar Monate später unter grossen Gefahren nachgekommen, und nun waren sie beide gezwungen, auf unabschbare Zeit ihren Wohnsitz in Jalta festzulegen. Sie richteten sich mit den wenigen Sachen, die sie mitgenommen hatten, ein, so gut es ging. Seinen früheren Beruf musste der Rechtsanwalt an den Nagel hängen und sich mit dem beschäftigen, was in dieser schlimmen Zeit die einzige einträgliche Beschäftigung war. Was sollte die Rechtswissenschaft bei der völligen Auflösung von Recht und Ordnung? Wer konnte da entscheiden, was Recht und Unrecht war? Er kaufte und verkaufte, was sich gerade traf: Tabak, Wein, Baumwolle, Lichte, Zündnölzer. Wenngleich diese neue Tätigkeit ihm nicht sonderlich behagte, so ermöglichte sie ihm doch, seiner Frau ein sonniges warmes Zimmer und gute Nahrung zu bieten. Er selbst musste zu diesem Zwecke viel unterwegs sein und Tabak aus Theodosia nach Jalta, Gerste aus Eupatoria nach Sebastopol, Wein aus Jalta nach Noworosissk und so weiter befördern. Lina Borisowna war viel allein und in steter Angst um ihren Mann, der auf seinen Reisen verschiedenen Gefahren ausgesetzt war. Ihre Gesundheit konnte sich unter diesen Umständen natürlich nicht bessern. Es gab Wochen, da sie das Bett hüten musste, und da freute sie sich, wenn jemand Zerstreuung in die Eintönigkeit ihrer Tage brachte. Ihr häufigster Gast war Rosa Konstantinowna. Gewiss führte die letztere nicht nur der Drang sich mitzuteilen, sondern auch das Interesse für die leidende junge Frau her.

Lina Borisowna erkannte schon von weitem den schweren klopfenden Tritt. Wenn nichts Aussergewöhnliches vorlag,

so gepflegte Rosa Konstantinowna kraftvoll die Tür aufzureissen und ohne Gruss nach ihrem Befinden und Bedarf zu fragen. Darauf meldete <sup>sie</sup> ~~XXI~~, dass sie in grösster Eile sei und gleich wieder gehen müsse. Dieses „Gleich“ war aber meist nicht so böse gemeint, konnte je nach dem Thema, das angeschlagen wurde, von verschiedener Dauer sein und häufig erst dann ein erschrecktes Ende finden, wenn das Dienstmädchen mit dem schreienden Moritzchen auf dem Arm oder Adolf Iwowitsch selbst mit undurchdringlichem Gesicht die plötzlich Verschwundene holen kam. Freilich geschah es auch, dass Rosa Konstantinowna nur ihren wirren Krauskopf hereinsteckte, einen Gruss zuwarf und verschwand.

Manches Mal aber kam sie herein, sagte kein Wort, setzte sich stumm in den Lehnstuhl am Fenster, Lina Borissowna den Rücken halb zugewendet und verharrte in Schweigen.

„Was denn?“ fragte endlich Lina Borissowna.

Ein schwerer Seufzer kam.

„So sagen Sie doch! Was ist es denn?“ wiederholte Lina Borissowna ihre ungeduldige Frage.

Da platzte es aus Rosa Konstantinowna heraus. „Sie fragen noch! Bin ich denn eine Frau für ihn? Sie wissen es doch selbst! Warum fragen Sie noch? Müssen Sie sich auch über mich lustig machen?“ Sie wandte Lina Borissowna ein tief-unglückliches Gesicht zu. „Er ist so gebildet, so klug, er ist so schön,“ fuhr sie mit fast leidender Stimme fort, „und wie sehe ich aus? Wie seine Magd!“

„Was machen Sie sich denn immer fertig und quälen sich?“ beschwichtigte Lina Borissowna. „Adolf Iwowitsch liebt Sie doch. Seien Sie doch ruhig!“

„Das sagen Sie nur, um mich zu trösten. Er ist nur zu gut, er duldet, aber eines Tages wird es ihm doch über werden.“

Lina Borissowna erwiderte nicht mehr, denn sie wusste,

dass alles umsonst sein würde. Sie liess sie gewähren. Rosa Konstantinowna verfiel wieder in brütendes Schweigen, dass noch so eine Weile und ging dann stumm, wie sie gekommen war, hinaus.

Es kam auch vor, dass sie verschämt wie eine junge Braut mit gesenkten Blicken und geröteten Wangen zu Lina Borissowna eintrat, sich in den Lehnstuhl niederliess und, das Gesicht mit den Händen bedeckend, flüsterte: „Wie er mich liebt! Oh, wenn Sie wüssten, wie er mich liebt!“ Dann hob sie den Kopf und sagte mit strahlendem Gesicht: „Vierzig Jahre lang habe ich auf dieses Glück gewartet! Vierzig Jahre lang!“

Oh, die rührenden Szenen, deren Zeuge Lina Borissowna, von ihrem Balkon aus jeden Morgen und jeden Nachmittag sein konnte, wenn Adolf Iwowitzsch das Haus verliess. Was ging es Rosa Konstantinowna an, wer ihr da zuschaute und vorüberging? Da stand sie am Gartentor in ihrer langen, weiten Schürze gross und derb, wie sie war, mit dem zarten Knäblein auf dem braunen Arm.

„Moritzchen, sag auf Wiedersehen! Moritzchen, mach eine Kussband. Adolf, sieh doch Moritzchen an! Er sagt Dir doch auf Wiedersehen! Adolf, sieh, er wirft Dir eine Kussband zu! Moritzchen, sieh doch, was der Papa macht!“ Das konnte noch lange dauern, nachdem der Schatten Adolf Iwowitzsch hinter der Strassenecke verschwunden war.

Es konnte auch geschehen, dass Rosa Konstantinowna nach kurzem Gruss Lina Borissownas Zimmer betrat, sich erstarrt nach allen Seiten darin umschaute, als wäre sie zum ersten Male da und dann sagte: „Es ist mir unbegreiflich, wie es so bei Innen aussieht, sauber, gemütlich, nett, und dabei sind Sie doch leidend, bewegen sich kaum, und ich rackere mich den ganzen Tag ab und...“ Sie brach ab, fuhr mit den Händen auseinander, als hätte sie keine Worte mehr für das Unbegreifliche.

Manches Mal kam auch Adolf Iwowitsch herein. Auch er sah sich jedes Mal nach allen Seiten um und schüttelte den Kopf. Er sagte nur: „Und sie arbeitet doch den ganzen Tag!“

Was war das für eine tiefe herzerreissende Verzweiflung, wenn Adolf Iwowitsch nicht zur gewohnten Stunde nach Hause kam. Gab es denn ein Weib, das mehr litten, als Rosa Konstantinowna? Wo sah sie nicht schon im Geiste den geliebten Gatten? Hat ihn nicht ein Räuber am helllichten Tage auf dem belebten Quai über die Brüstung ins Meer geschleudert, oder ist nicht von irgendwoher ein Automobil dahengerast und gerade über Adolf hin! Was gibt es denn nicht für Ursachen in der Welt, die einen Menschen plötzlich vernichten können, wenn ihm der Tod bestimmt ist! Und Rosa Konstantinowna findet sich keine Ruh. Sie läuft zehn Mal in einer Stunde zu Iira Borissowna und von Iira Borissowna zu sich in die Wohnung und aus der Wohnung auf die Strasse und wieder denselben Weg zurück, nur in anderer Reihenfolge, bis Adolf endlich da ist und sie aufschreit vor Glück und Erregung, um in der nächsten Minute tief elend zu sein vor Schmerz, einen Mann zu haben, der an sie nicht denkt, der vergisst, dass er verheiratet ist und ein Weib hat, das Todesqualen um ihn leidet, wenn er nicht zur Zeit da ist.

Ach, ist einmal was geschehen, dass man wirklich glauben konnte, dieses spät errungene Glück ginge in Brüche. Rosa Konstantinowna begab sich eines frühen Freitagmorgens auf den Markt, um etwas ~~Gutes~~ Gutes für das Sabbathmittagessen einzuholen. Der Oktobermorgen war klar und frisch. Das Meer und die Strasse waren vom Sonnenlicht so durchflutet, dass der Glanz den Augen fast weh tat, aber das Herz voller Fröhlichkeit und Zuversicht war. Und wie sie so durch die Marktreihen mit gehobener Brust schritt und die Lebensfreude

ihr bis in die Fingerspitzen hinein prickelte, da erblickte sie ein geschlachtetes Huhn, und es schien ihr, sie hätte noch nie ein gleiches gesehen, ein Huhn mit einem so goldig fetten Hinterteil und einer Haut, dass sie sich wünschte, ihr Antlitz wäre so zart. Aber das Huhn war treif und ein treifes Huhn durfte in ein koscheres Haus nicht kommen. Doch „treif“ und „koscher“ waren ja in Wirklichkeit für Rosa Konstantinowna leere Begriffe. Und wie konnte solch ein herrliches Huhn sündig erscheinen an einem Tage, da alles gerecht und gesegnet war, da alles für seine eigene Existenzberechtigung redete, da man selber nicht wusste, warum man so glücklich war. ~~Was~~ was war da „treif“ und „koscher“ an einem leuchtenden Herbstmorgen, da ein wonniger lockender Leichtsinns aus den Tiefen des menschlichen Wesens aufstieg, und kann da ein goldig fettes Huhn nicht unwiderstehlich werden?

Rosa Konstantinowna kaufte das Huhn, kaufte noch andere wohlschmeckende Dinge und eilte nach Hause. Mit eigener Hand wollte sie alles zubereiten. Ihr Adolf sollte merken, dass es ein Sabbatessen war, ihr teurer Adolf, für den ihr nichts zu schwer war! Wie sie endlich dabei war, um dem Huhn das Messer an die Brust zu setzen, da stand er vor ihr in lebhafter Gestalt und schaute von ihr auf das Huhn und von dem Huhn wieder auf sie und war ganz blass, und seine Lippen zitterten. Als ob er nicht auf den ersten Blick an dem umgedrehten Hals erkannt hätte, dass es ein treifes Huhn war. Da war ihr, als täte ein Schlund sich auf und verschlänge den verführerischen Herbsttag und alles, was ihr Glück und <sup>ihre</sup> Freude gewesen war, und auf dem Tisch da vor ihr läge nur als kläglicher Rest ein furchtbar gelbes fettes Huhn. Da schrie Rosa Konstantinowna auf, ergriff es an den zusammengebundenen Füßen, stürzte auf den Hof hinaus und schleuderte es in einem Bogen den drei Katzen hin, die langgestreckt und träge in der Sonne lagen.

Und dann ging es zu Lina Borissowna hin.

Lina Borissowna hatte einen schlechten Tag. Sie wandte langsam ihr Gesicht von der Wand her, als sie Rosa Konstantinowna stürmisch hereinkommen hörte. Sie war an alles gewöhnt, aber wie sie sie dieses Mal in den Lehnstuhl sinken und das Gesicht mit verzweifelter Gebärde in der schmutzigen Schürze verbergen sah, da hob Lina Borissowna doch den Kopf und fragte: „Wo ist das Kind? Oder ist mit Adolf was?“ Da erhob sich die grosse derbe Gestalt. Die Haare waren wirrer als sonst, und alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. „Fragen Sie nicht!“ murmelte sie dumpf. „Jetzt ist wirklich alles aus.“ „So sagen Sie doch!“ rief Lina Borissowna nervös. Mit einem Wühlaut warf sich Rosa Konstantinowna am Bette nieder, ergriff Lina Borissownas Hände und flüsterte kaum verständlich: „Ich habe ihn betrogen.“ Lina Borissowna machte ihre Hände frei und erhob sich in sitzende Stellung. Sie sah die Frau an, als redete sie irre. Sie ging in Gedanken den ganzen Bekanntenkreis Rosa Konstantinownas durch und fand niemand, mit dem sie ihren Adolf betrogen haben könnte. Da war buchstäblich niemand da, den man verdächtigen dürfte. Höchstens vielleicht den Schauspieler, der nebenbei mit einer kleinen Frau und zwei wilden Jungen wohnte? Man erzählte von ihm, dass er weiblichen Reizen leicht unterläge. Doch Rosa Konstantinowna kannte ihn ihres Wissens nach kaum, und er müsste doch wahn-sinnig sein und sie mit ihrer Liebe zu Adolf <sup>Lwowitsch</sup> erst recht.

„Mit wem?“ fragte sie tonlos. Rosa Konstantinowna hörte garnicht hin. Sie beugte tief ihr krauses Haupt über die Hände. „Mit wem?“ fragte Lina Borissowna heftiger. „Mit dem Schauspieler?“ und sie zeigte mit dem Finger auf die Zimmerwand. Rosa Konstantinowna erhob sich und sah sie mit ihren grossen runden Augen verständnislos an. „Mit welchem Schauspieler?“ wiederholte sie die Frage. „Mit dem Huhn!“

schrte sie gellend auf. -

Lina Borissowna schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Sie sind verrückt. Lassen Sie mich, bitte, in Ruh. Ich bin müde“ und wandte sich wieder der Wand zu.

Rosa Konstantinowna reckte ihre Gestalt zu voller Höhe empor. „Sie sind meiner auch überdrüssig. Ich habe nun alles verloren und habe nichts mehr auf der Welt. Ich will nur noch von Moritzchen Abschied nehmen und dann ein Ende machen. Man hat es doch voraussagen können, dass es früher oder später so kommen würde.“ Sie sagte das alles mit der Ruhe und Würde eines Menschen, der mit allem abgerechnet hat. Lina Borissowna zog die Decke über die Ohren. Sie hatte für dieses Mal genug, sie wollte nichts mehr hören.

Am Abend war Rosa Konstantinowna wieder da. Eine leichte Röte lag auf ihren Wangen, und ihre Augen leuchteten verschämt und doch glücklich. „Er hat mir verziehen,“ sagte sie. „Er ist mir nachgegangen und hat mich <sup>zurück</sup> ~~angeden~~ ten, als ich das Ende machen wollte.“

Sie setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett und streichelte Lina Borissownas Hände. „Aber Rühner dürfen nie wieder zu uns ins Haus!“



Willst du, Freund, die erhabensten  
Höhen der Weisheit erfliegen,  
Wag es auf die Gefahr hin, dass dich  
die Klugheit verlacht.  
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer,  
das dir zurück bleibt,  
Jenes nicht, wo dereinst landet  
dein mutiger Flug.

Schiller.

Fast fürchtet man dem Prediger in der Wüste zu gleichen, will man in der <sup>2</sup>Zeit ratternder Maschinen, fauchender Schlote, der Weite spottender Blitzzüge und über Höhen lachender Luftschiffe über Idealismus und Ideale reden, da Sinnen und Trachten ganz auf die concrete Wirklichkeit eingestellt ist, und in spannendem Atem durch die berausgenden Siege über die Materie gehalten wird. Hat es Sinn bei dem beschleunigten Tempo unseres Erlebens, das Eindruck auf Eindruck, Genuss auf Genuss häuft und eilig geworden ist, wie die unterworfenen Naturkraft, die sie uns vermitteln hilft, hat es da Sinn nachdenklich zu werden, den Blick abzuwenden von dem bunten Getriebe, ihn zu versenken in die Tiefe der eigenen Seele und hinzuhorchen auf Fragen und Ahnungen, die uns ganz wo anders hinführen scheinen, als zu dem, was in der herrschenden Lebensstimmung das Ziel und <sup>der</sup> Zweck des Lebens ist ?

Durch die gesteigerte Selbstbewusstheit des menschlichen Könnens ist jene geistige Fähigkeit in das Blickfeld gerückt und im populären Bewusstsein am höchsten gewertet, die an der

Eigenart der modernen auf hochentwickelter Technik gestellten Kultur den grössten Anteil hat. Es ist der Verstand, der mit den gleichsam stabil gewordenen Elementen der Wirklichkeit arbeitet und die Steine zusammenträgt zum Bau eines festgefügtten Reiches auf Erden.

Noch nie war eine Zeit so der Wirklichkeit zugewandt, so «irdisch» möchte man sagen, wie es unsere ist. Wohl war die antike Kultur sinnensfreudig und ist ihr Heidentum Symbol eines hohen Lebensgenusses geblieben, aber dieses Gefühl einer Wirklichkeit, die unzweifelhaft da ist, uns gegeben ist, uns einschliesst, die wir wirklich sind, wie sie, diese Bewusstseinskategorie «Wirklichkeit» war ihr fremd. Der vollendete Ausdruck dieses Lebensgefühles, das sich an Tatsächlichkeiten knüpft, und alles Ideelle, dessen Sein nicht unmittelbar empfunden wird, als Unwirkliches deutet, ist wohl in der Theorie des historischen Materialismus gegeben, der die bewegende Ursache des geschichtlichen Geschehens in den Produktionsverhältnissen sieht. Damit ist die Souveränität einem Faktor zugesprochen, der mehr als jeder andere der praktischen Erfahrung und einer verstandesmässigen Erfassung und Zergliederung zugänglich ist. Die Theorie trägt den Stempel der Einseitigkeit wie die Zeitströmung, aus der heraus sie geboren ist. Als eine Methode der geschichtlichen Erkenntnis darf sie zu Recht bestehen und hat sie ihre Verdienste, in dem sie am Leitfaden der Produktions- und Consumptionsverhältnisse neue Gesichtspunkte eröffnet und ungekannte Combinationen der die Geschichte bildenden Kräfte aufdeckt. Sie erschöpft aber nicht das Wesen der treibenden Energien, die in ihrer Wechselwirkung bald an

die Oberfläche des Geschehens auftauchen, bald in die Tiefe versinken, immer mitwirkend in rastloser Bewegung an dem jeweiligen Bild der Ereignisse.

Entgegen der wissenschaftlichen Erkenntnis, die den Menschen einreicht in die Gesetzmässigkeit allen Sichereignens, muss doch unser Handeln so verlaufen, als ob wir frei wären. Mag unser Wille der subjektive Ausdruck sein, den die Triebkräfte im menschlichen Bewusstsein finden, wir können nicht anders als so zu ihnen Stellung zu nehmen, als ob ihre Bewegungsrichtung von uns abhinge.

Und wenn wir nun fragen, ist das vorhandene Kräfteverhältnis in unserer Zeit so, dass es einen unerhörten Aufstieg des Lebens bedeutete und ihm eine Grösse <sup>und Würde</sup> verliehe oder verspräche, die vergangene Jahrhunderte nie besessen, so muss eine leise zaghafte Furcht eingestanden werden, die trotz allen äusseren Reichtums und Glanzes unserer Kultur den Nachdenklichen in stiller Stunde beschleicht.

Es ist, als bedrohe jene verstandesmässige Zuspitzung des Daseins eine Quelle, aus der die höchsten Leistungen der Menschheit stammen. Der Verstand ist nicht schöpferisch, er bleibt bei den Erfahrungen stehen, sichtet und verbindet sie. Er kennt nur Nützlichkeitswerte, die von den Forderungen der Gegenwart und der nahen Zukunft bestimmt werden, weil sie im Gebiete der Erfahrung liegen, sich also begrifflich <sup>festsetzen</sup> und berechnen lassen. Dass man für sein Vaterland sterben will oder in Werken der Nächstenliebe aufgeht, hat mit dem Verstande nicht zu tun. Er gibt nicht den Impuls zu solchen Dingen. Darum hat die nüchterne, von gefühlsmässigen Regungen befreite

Beziehung zur Wirklichkeit eine Geschäftsmässigkeit zur Folge, die immer mehr Gebiete des innern und äussern Lebens ergreift. Erwägungen praktischer Klugheit wagen sich in Sphären hinein, die ihrem tiefsten Wesen nach uninteressiert an Vorteilen materieller Natur bleiben müssen, und denen ihr Sinn und ihre Bedeutung genommen wird, indem man sie fremden Zweckendienstbar macht.

Die grosse Persönlichkeit ist es, die schöpferisch ist in ihren Erkenntnissen, welche über alle Erfahrung hinausgehen, und in ihren Taten, welche nicht nur durch vernunftmässige Motive erklärt werden.

Die höchsten Leistungen, die der Menschheit beschieden worden sind, sei es der Erkenntnis oder der Tat, sind jenem Wurzepunkt der Seele entsprungen, wo alle Wesenskräfte zusammenwirken. Was ist das *Schaffen* des Genies denn anderes als ein Setzen von nie gewesenen Werten, die sich in einem innern Schauen ihm erschliessen?

Klugheit allein macht den Menschen nicht gross. Sie lässt ihn ruhig am Boden kleben, eingeschlossen in den Kreis seiner Tagesinteressen. Erst das Ideal, das seiner Seele Spannweite gibt, reckt ihn auf aus seiner Kleinheit. Das Ideal ist das lockende Ziel, das seiner Sehnsucht nach <sup>e</sup> eigener Vervollkommung und nach jener Wahrheit vorschwebt, die allem Wechsel und Widerspruch der Erscheinung zu Grunde liegt als ein Ewiges und Absolutes. Seine concrete Bedeutung liegt nicht in einer zeitlosen objektiven Gültigkeit. Es mag irrig sein und mag sich verändern je nach dem Stande der Erkenntnis. Darin liegt seine Bedeutung, dass es den Menschen aus der Enge und Dürftigkeit seines Daseins befreit und eine Weltanschauung bauen hilft, die über den Bruchstücken des Wissens gleichsam eine ungebrochene Linie konstruiert.

Stark und gross sind jene Völker und jene Zeiten, die ihre Ideale lebendig empfinden. Wie ein Hauch ewiger Wahrheit und Schönheit weht es von ihren Werken.

Eine Kultur, deren Reichtum auf einseitiger Entwicklung der seelischen Kräfte beruht, läuft Gefahr die Wurzeln zu untergraben, die ihr Leben und ihr Wachstum ermöglichen. Sie bringt sich um die Wegweiser und die lockenden Ziele zu immer höherem Aufstieg. Und verfallen einer unfruchtbaren Geistigkeit, wendet sie sich materiellem Geniessen zu, dem ein gänzlicher Stillstand folgen mag. Wäre der ökonomische Faktor der alleingültige, was trüge schuld an dem Untergange so vieler Kulturen, die keinem äusseren Feinde erliegen sind? Sich selbst hätte der ökonomische Faktor aufheben müssen, läge nicht der Grund zu jenem Untergange in einem Missverhältnis der aufbauenden Kräfte.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, irgend eine Voraussage wagen zu wollen. Nur der Hinweis auf jene kraftspendende Macht des Idealismus sei gestattet in einer Zeit, in der man nur allzu geneigt ist, ihn abzutun als zwecklose Kraftvergeudung unkluger Phantasten.

Nur der unablässige Wechselstrom aus der Welt der Geistigkeit zum praktischen Leben und aus dem praktischen Leben in die Welt der Geistigkeit verbürgt das stetige Fortschreiten der Menschheit zu höherer Entwicklung. Wenn das idealistische Streben naheliegende Ziele und Interessen zu übergehen scheint, so ist da nur ein fruchtbarer Umweg, den es macht. Von oben bringt es neue Lebensimpulse und macht so das Dasein der Menschen inhaltsschwerer und farbenreicher.

Dass das Absolute, das allem Sein und Werden zu Grunde

liegt niemals begrifflich zu erfassen ist, sondern nur zu ahnen in jenen Augenblicken innern Schauens, in denen die Seele gross und weit wird, darin liegt nicht eine Schwäche, sondern gerade der Sinn des Menschentums. Aus dem Hinblicken zu dem Ideale, das in wechselnder Gestalt dem suchenden Auge immer höher entrückt, erwächst neues Sehnen und neues Wollen. Zu einem ewigen Born wird es so. Erfasste der Mensch das Ewige und Absolute, er wäre selber der Gott, den er sucht.

DU SOLLST VATER UND MUTTER EHREN,

AUF DASS ES DIR WOHLGEHE UND DU LANGE LEBEST AUF ERDEN.

Du sollst Vater und Mutter ehren,

auf dass es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden.

Es ist später Nachmittag. Die Sonne verbirgt sich hinter den drei hohen Föhren, die vor der Veranda am Gartenzaun stehen. Durch die wachsenden Schatten in der Veranda fällt ein schmales Strahlenband in eine Ecke über den Theetisch hin weg.

Frau Goldenstein schlürft langsam ihren Thee und ,Sophie, die Tochter, spielt mit dem Löffel und lässt ihn immer wieder auf das Glas schlagen. Frau Goldenstein zuckt jedes Mal zusammen und zieht die Braunen nach oben, doch Sophie bemerkt es nicht und spielt weiter.

„Leg den Löffel weg,“ Sophie sagt endlich Frau Goldenstein.  
„Es macht mich nervös.“

Sophie sieht sie eine Sekunde lang verständnislos an, denn sagt sie, „Ach so“ und legt den Löffel auf die Untertasse.

Eine Weile sitzt sie still, dann beginnt sie mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln.

„Ich wollte dir sagen, Mama, dass es so nicht mehr weiter geht.“

„Grossmama kann länger bei uns im Hause nicht bleiben.“

Frau Goldenstein wird dunkelrot und antwortet nicht gleich, als ob sie Zeit nehmen müsste sich zu beherrschen, dann sagt sie spitz: „Wir kennen deine Ansichten darüber, meine Tochter. Doch in meinem Hause bleibt es so, wie ich es für recht finde.“

„Es handelt sich doch nicht darum, ob mein oder dein Wille ..., sondern ausschliesslich um die richtige Einsicht, und darum bitte ich dich, Mama mich nicht so ohne weiteres abzuweisen.“

„Für mich kann es sich jedenfalls um eine neue Einsicht nicht handeln.“



Mein Entschluss steht unerschütterlich fest, und es wäre mir nur sehr lieb, wenn Ihr *endlich* das zwecklose Reden über dieses Thema lassen würdet.»

Frau Goldenstein sitzt kerzengerade auf ihrem Stuhl und sieht der Tochter scharf ins Gesicht. Sophie weiss, dass jedes weitere Wort jetzt unnütz ist, aber da sie angefangen hat zu sprechen, so muss sie alles sagen, um sich von der Erregung zu befreien.

» Hast Du auch daran gedacht, dass Du einfach kein Recht hast, es zu tun. Papa ist zu gut, und Du missbrauchst seine Güte. Ich rede schon garnicht von uns Kindern; obgleich sie uns unsere ganze Kindheit vergällt hat. Wenn sie uns gequält, geschimpft und uns geflucht hat, dann wurden wir bestraft, und sie konnte es nächstens wieder tun. Ach, ich spreche garnicht davon, aber ich kann nicht sehen wie Papa leidet.»

» Hast Du schon genug gesprochen, meine Tochter. Fünfundzwanzig Jahre bist Du alt geworden. Ich hoffe, du trägst es auch weiter,» sagt Frau Goldenstein langsam mit schneidendem Spott.

Sophie schweigt. Ihr Gesicht beginnt zu zucken, als ob sie weinen wollte. Dann geht sie rasch aus der Veranda ins Zimmer.

Frau Goldenstein schlürft mechanisch ihren Tee weiter. Allmählich verliert sie ihre stolze Haltung und sitzt zuletzt ganz gebeugt über den Tisch, dabei bekommt ihr Gesicht einen hilflosen Ausdruck.

» Bist du da, meine liebe Tochter? Meine liebe Tochter, wo bist Du?»

Frau Goldenstein schreckt beim Laut der scharfen kreischenden Stimme empor.

» Ich bin hier» sagt sie endlich.» Was schreist Du so?»

Schlürfende Schritte nähern sich, und eine Greisin tritt über die Schwelle. Sie geht wenig gebückt. Schnee weisse Haare umrahmen

ein schön geformtes Greisenantlitz, dessen Ausdruck sanft und heiter, bis sie die grossen dunkelblauen funkelnden Augen aufschlägt. Da wird das Gesicht plötzlich unheimlich.

» Finde ich dich endlich, meine liebe Tochter. Ich habe dich schon so lange nicht gesehen.»

» Wieso hast Du mich lange nicht gesehen? Ich habe Dir doch erst vor einer halben Stunde den Kaffee gebracht?»

» Du irrst meine liebe Tochter,» sagt die Greisin.

» Das war gestern. Heute habe ich noch nichts getrunken. Was trinkst Du hier?» Sie legt die Hand auf die Schulter der Tochter und sieht sie freundlich lächelnd an.

Frau Goldenstein erzittert bei der Berührung und schüttelt instinktiv die Hand ab.

» Ich trinke Thee.»

» Kann ich auch Thee bekommen? Warum gebt Ihr mir niemals Thee. Ich tanze doch schon vor Hunger,»  
Ihr freundliches Lächeln verschwindet.

» Setzt dich. Du wirst auch Thee bekommen » sagt Frau Goldenstein hart.

» Den ganzen Tag habe ich nichts gegessen, und jetzt muss ich betteln, dass man mir ein Glas Thee giebt.»

» Du siehst doch, dass ich Dir den Thee eingiesse. Sei also bitte ruhig.»

Unheimlich rollen die grossen dunkelblauen Augen der Alten.

» Du sollst es erleben an Deinen eigenen Kindern, was es heisst eine Mutter hungern zu lassen.»

» Um Gottes willen, so höre doch auf. Da hast Du Thee.»

» Was ist denn wieder los?» Herr Goldenstein mit vielen Päckchen beladen, steht auf der Schwelle der Veranda.

„ Ach , Du bist es, Herrmann,“ sagt Frau Goldenstein um recht ruhig zu erscheinen.“ Ich habe Dich garnicht kommen sehen. Mama ist wieder unruhig. Wie kommt es denn, dass Du heute so früh hier bist?“

„ Es war sehr still im Geschäft, und da dachte ich, dass ich es mir ein Mal im Sommer erlauben könnte, früher herauszufahren, besonders bei dieser Hitze. In der Stadt ist es ganz unerträglich. Hier am Strande atmet man geradezu auf.“

Herr Goldenstein legt seine Päckchen langsam auf einen Stuhl ab. „ Ich möchte den Thee im Garten trinken..Sind die Kinder zu Hause?“ fragt er.

„ Guten Tag, Papachen“ sagt plötzlich die Alte,„ begrüsst Du dich garnicht mit deinem einzigen Kinde?“

„ Guten Tag, guten Tag. Ich bin müde. Lassen Sie mich , wehrt Herr Goldenstein ab.

„ Ich will auch den Thee mit dir im Garten trinken. Hast Du was dagegen?“ fragt wieder die Alte.

Herr Goldenstein antwortet nicht. Er geht in den Garten hinaus und setzt sich in einen Liegenstuhl. Die Kinder haben des Vaters Stimme erkannt und kommen einzeln aus dem Hause. Zuerst Sophie, dann der lange blasse Student Harry und zuletzt der sechzehnjährige Gymnasiast Felice. Alle drei haben auffallende Ähnlichkeit von einander. Diese Ähnlichkeit liegt aber mehr im Ausdruck als in der Form der Gesichter. Sie sind sehr blass und nervös.

Sophie geht auf den Vater zu und küsst ihn auf die Wange.

„ Guten Tag, Papa. Das ist doch gut, dass Du ein Mal früher gekommen bist. Ich denke, wenn Du wirklich wolltest, könntest Du dich oft frei machen. Es ist doch beinahe eine Sünde bei diesem wunder-vollem Wetter in der staubigen Stadt zu sein.“

» Ja , mein Kind, es könnte hier schön sein, aber es geht doch nicht so, wie Du denkst.«

Er seufzt und lehnt den Kopf müde zurück.

Drei Söhne begrüßen ihn kurz von weitem und nehmen ihre Bücher vor, die sie mitgebracht haben. Sophie setzt sich schweigend an des Vaters Seite und starrt gedankenvoll vor sich hin.

Es ist ganz still. Niemand spricht ein Wort, Von Zeit zu Zeit nur hört man, wie die Brüder die Seiten blättern. Die Luft ist regungslos, ~~als ruhte auch sie an diesem~~ warmen Sommerabend aus. Die Sonne ist tiefer gesunken und der grösse rotgoldene Ball ist ganz zwischen den drei hohen Föhrenstämmen sichtbar.

Da knirscht der Kies. Alle vier sehen auf. Die Grossmutter kommt von der Veranda her. Sie bemüht sich lautlos zu gleiten, aber der Kies knirscht.

Sie hat wieder ihr freundliches Lächeln und die bösen Augen.

» Du warst so lange fort, Papachen. Ich will mich zu dir setzen«..Sie stellt ihren Stuhl dicht neben Herrn Goldenstein.

» Ich war in der Stadt und bin sehr müde.«

» So?, in der Stadt bist Du gewesen und jetzt kommst du, um mich nach Hause zu begleiten?«.

» Ich bin zu Hause« sagt Herr Goldenstein kurz.

» Und wo bin ich denn? fragt sie weiter.

» Sie sind auch zu Hause.«

» Wo ist denn mein Haus?«

» Quälen Sie mich nicht mit Ihren Fragen. Ich bin müde.« Man merkt, wie schwer ihm jedes Wort fällt.

» Ist meine Tochter auch gekommen? Du bist doch mein lieber Schwager.

» Gehen Sie, gehen Sie zu Ihrer Tochter, quälen Sie sie.

Ich bin nicht Ihre Tochter. Mich lassen sie in Ruhe.“

„Wirst Du mich nicht begleiten?“

Er antwortet nicht mehr und nimmt eine Zeitung zur Hand.

Das Lächeln verschwindet aus dem Gesicht der Alten, und weicht dem Ausdruck heftigen Zornes.

„Wie stolz man ist. Es passt garnicht mehr zu antworten.

Der Student springt auf und schleudert seinen Stuhl zurück.

„Das verstehe ich nicht,“ murmelt er zwischen den Zähnen und geht ins Haus hinein.

„Grossmama, höre auf, Papa zu belästigen“ sagt Sophie.

Die Alte schweigt einige Augenblicke, dann zeigt sie mit dem Finger auf eine Frau, die am entgegengesetzten Ende des Gartens sitzt.

„Wer ist die Frau dort?“ fragt sie.

„Das ist die Wirtin, Grossmama.“

„Welche Wirtin ist das?“

„Grossmama, geh ins Zimmer. Das Abendbrot wird dir gereicht werden.“

„Gehst Du auch zum Abendbrot, Bettÿ?“

„Ich bin nicht Bettÿ, ich bin Sophie. Es ist für mich noch nicht bereit.“

„Dann gehe ich auch nicht. Ich werde auf dich warten.“

„Schwester Martha wird mit dir speisen. Sieh mal, dort steht sie in der Verandatür und winkt dir.“

„Soll die abscheuliche Person nur fortgehen. Ich will sie nicht sehen.“

Herr Goldenstein steht auf und trägt seinen Liegenstuhl weit von der Alten weg. Sophie und Felix gehen ihm nach und lassen sie allein zurück. Sie sieht ihnen anfangs verständnislos nach, dann schleicht sie sich ganz leise an Herrn Goldenstein heran und legt

ihm plötzlich , ohne dass er es bemerkt, den Arm auf die Schulter.  
Er zuckt zusammen.

„ Mein Gott, Sie sind es wieder. Haben Sie mich aber erschreckt

„ Erschreckt habe ich dich! Spei dreimal aus. Du bist doch  
mein lieber“ sie besinnt sich einen Augenblick, „ mein lieber  
Schwager.“

„ Was wollen Sie von mir?“

„ Du hast doch versprochen mich nach Hause zu begleiten. Ich  
weiss nicht, wo ich wohne.“

Herr Goldenstein seufzt schwer, dann erhebt er sich und begleitet  
sie ins Haus.

„ Hoffentlich geht sie bald ins Bett“ sagt er zu seiner Frau,  
nach dem Schwester Martha die Alte auf ihr Zimmer geführt hat.

„ Ich glaube nicht,“ sagt Frau Goldenstein. Sie sitzt noch  
auf demselben Platz und starrt in die Theetasse. „ Es ist doch erst  
sieben Uhr, und sie hat heute viel am Tage geschlafen.“

„ Bist Du krank , Jettchen?“ fragt Herr Goldenstein, besorgt.  
Seine Frau kommt ihm plötzlich so gealtert vor, wie sie dasitz ge-  
beugt über den Tisch mit dem sorgenvollen , farbelosem Gesicht. „ Du  
siehst so“. Er unterbricht sich. Er hatte sagen wollen; Du siehst  
so alt aus.“ Aber es hätte doch keinen Sinn gehabt.

„ Wie sehe ich aus? Warum sagst Du es denn nicht?Herrman? Sie  
seufzte so schwer, dass es fast wie ein Stöhnen klingt. „ Ich fühle  
wie das Alter an mich heranschleicht. Mir scheint oft, als wäre ich  
schon dreihundert Jahre alt und bald, bald werde ich so , wie sie  
ist.“

„ Was redest Du da, Jettchen? Es brauchen doch nicht alle so  
zu werden, wie sie ist. Aber wenn man sie zwanzig Jahre im Hause hat,  
dann ist es kein Wunder dass man so denkt.“

» Dabei ist nichts zu machen.»

Frau Goldenstein's Stimme klingt wieder hart wie Stahl, und sie sitzt straff aufgerichtet.

In diesem Augenblick wie eine Tür im Hause krachend zugeschlagen und gleich darauf hört man ein wildes Stampfen, Klopfen und Schreien.

» Mein Gott, ist die Hölle schon wieder los?» sagt Herr Goldenstein und wird blass.

Frau Goldenstein horcht hin und stürzt ins Zimmer.

Mit hilfesuchendem Blick drückt sich die Pflegerin der Alten, Schwester Martha in eine Ecke und in der Mitte der Stube steht die Alte selbst mit erhobenen Fäusten.

» Der verdammte, abscheuliche Junge» schreit sie, » verflucht soll er werden am lebendigen Leib.»

» Was fluchts Du meinem Kinde? Was hat er dir getan?»

Frau Goldenstein streckt ihr abwehrend die Hände entgegen.

» Er ist dein Sohn? So? Das habe ich doch garnicht gewusst,» sagt die Alte plötzlich eingeschüchtert.

» Warum hat man mir nicht gesagt, dass es dein Sohn ist?

» Warum hast Du ihm geflucht? Meinem Sohn hast du geflucht! Du du.» Frau Goldenstein kann nicht weiter sprechen und bricht in hysterisches Weinen aus.

» Er hat mir die Tür vor der Nase zugeschlagen.» Die Alte wird wieder wütend. »Solch eine Frechheit. Er wird schon kriegen seinen Lohn beim Allmächtigen.»

» Hör auf» schreit Frau Goldenstein. » Führen Sie sie aus dem Zimmer, Schwester Martha, ich kann sie nicht mehr sehen. Meinem Kinde hat sie geflucht!»

Harry hat die Tür seines Zimmers geöffnet und steht auf der

Schwelle.

» Man kann wahrhaftig bei Euch wahnsinnig werden.

Worüber weinst du denn Mama? Du willst es doch nicht anders haben.»

» Dir hat sie wieder geflucht, mein teures Kind» jammert Frau Goldenstein. » Darum geht alles nicht. Darum können wir nicht froh werden, weil sie immer flucht und ich kann dabei gar nichts machen.»

»Gieb sie doch fort, Mama, gieb sie in eine Anstalt, und wir werden alle froh werden.»

» Nein, niemals, mein Sohn, sprich nicht darüber. Das kann ich nie tun. Ich allein bin schuld an allem und Ihr werdet gestraft meinetwegen. Wenn ich sie fortgebe, werde ich niemals mehr Ruhe haben Das kannst Du alles nicht wissen, du bist noch jung, Harry.»

» Was soll ich denn da nicht wissen, Mama? Es ist doch so einfach. Sie weiss doch in den letzten Jahren überhaupt nicht, bei wem sie ist. Sie kennt uns garnicht mehr, und deshalb schädigst Du sie nicht , wenn Du sie fortgiebst.»

Nein, Harry, nein. Ea kann nicht sein.»

Frau Goldenstein verbirgt weinend das Gesicht in den Händen. »  
» Ich will es Dir ein Mal sagen, aber sprich nie mehr darüber. Als kleiner Knabe bist du schwer krank gewesen und da habe ich bei deinem Leben geschworen , dass ich sie lieben und achten , dass ich sie bis zu ihrem letzten Atemzuge pflegen würde. Aber das ist es doch: Ich kann sie nicht lieben. Ich habe sie immer gehasst: so lang ich denken kann, und ich hasse sie immer weiter. Ich muss mir Gewalt antun, um ihr ein freundliches Wort zu sagen. Siehst Du mein Sohn, daher kommt alles Unglück über uns.»



» Mutterchen» sagt Harry.»

» Das ist doch nur ein Wahn. Mach dich frei von ihm. Du bist nicht schuldig. Gott straft nicht, wenn man nicht schuldig ist. Du kannst sie doch nicht lieben, weil sie so schlecht ist. Sie ist immer böse und schlecht gegen alle Menschen gewesen.» -

Frau Goldenstein hört nicht was er sagt.

» Dir hat sie wieder geflucht, Harry. Euch allen hat sie geflucht. Das kann nicht gut werden.» Du sollst Vater und Mutter ehren» steht geschrieben» auf das es dir wohlergehe.....

Ich komme nie davon los...»

» Du zerbrichst daran, Mutter, und wir gehen mit zu Grunde.»

» Es kann anders nicht sein. Es wird so kommen, mein Sohn. Das ist der Fluch!»

Die Sonne ist untergegangen. Es ist dämmerig und still im Zimmer. Von Zeit zu Zeit schluchzt Frau Goldenstein leise auf. Harry kniet neben ihr, und streichelt ihr Haar. Er steht vor dem ersten tiefen Rätsel der menschlichen Seele, das er nicht zu lösen vermag.

Erste Liebe.

*Novelle von Clara Michelson*

Im Hause des Lederfabrikanten Abramowitz bereitete man das Abendessen mit grösserem Eifer als gewöhnlich zu. Doch jeder der daran Beteiligten tat so, als hätte man nicht im geringsten/was Besonderes vor. Frau Fanny Abramowitz nahm aus dem Wäscheschrank eines von den neuen Tischtüchern mit der Bemerkung, die alten seien schon zu abgenutzt, als dass man sie noch auf den Tisch legen könnte. Und die fetteste Gans auf dem Hofe war der Erwägung geopfert worden, dass sie alt und fett genug sei, um geschlachtet zu werden. Wie alt und fett sollte sie ~~noch~~ <sup>eigentlich</sup> werden? Die Köchin Chane, die seit zehn Jahren im Hause war und die Gewohnheit hatte, sich in alles einzumischen und über alles mitzureden, machte auch ein Gesicht, als fände sie weder an dem neuen Tischtuch, noch an der Gans was. Nur hier und da zuckten ihre Mundwinkel in einem unterdrückten schlaun Lächeln, aber sie wandte sich dann schnell ab und ging noch flinker an die Arbeit als bevor. -

Julia, die älteste Tochter des Hauses sass mit einem Buch am Fenster im Esszimmer und kümmerte sich um nichts. Sie war ein auffallend schönes Mädchen von schlanker Gestalt mit einem elfenbeinernen Teint und grossen glänzenden graugrünen Augen, die kaum merklich schielten, was eher ein Reiz als ein Nachteil des schönen Gesichts war. Es war ein Rätsel für alle, in wen Julia geraten war. Solche Augen und solchen ~~Teint~~ <sup>Gesichtsfarbe</sup> hatte niemand in der Familie gehabt, soweit man es <sup>über</sup> ~~ab~~sehen konnte.

Marusja, die zweite Tochter, ein dünnes zartes Mädchen mit flimmernden hellen Haaren stand schweigend

am Esstisch und formte Fächer aus den frischen steifen Servietten. Es war eine Arbeit, die sie immer mit Vorliebe übernahm. Herr Abramowitsch war früher als sonst aus seinem Büro gekommen und holte aus einer Lade seines Schreibtisches die guten Cigarren hervor, die er im letzten Sommer aus dem ausländischen Bade mitgebracht hatte. Hier und da schaute Marusja verstohlen <sup>zu Julia und</sup> ~~zur Mutter~~ <sup>hin</sup>, die bald im Zimmer, bald in der Küche was zu schaffen hatte, ~~wird aus~~ ~~Julia~~ ~~hina~~. Sie konnte über den wahren Grund der Vorbereitungen nicht im Zweifel sein. Seit einigen Tagen war der Sohn der Witwe Berkowitz, die in der Gartenstrasse den kleinen Kreuzwarenhandel hatte, in der Stadt, und man konnte erwarten, dass er diesen Abend bei den Abramowitsch einen Besuch machen würde. Seine Mutter hatte am Morgen auf dem Markt so etwas angedeutet. Frau Berkowitz gehörte gewiss nicht zu den Ersten der Stadt. Man konnte sich noch gut erinnern, wie sie und ihr seliger Mann ~~den~~ <sup>den</sup> kleinen ~~Laden~~ <sup>Laden</sup> auf dem Markt gehabt hatten; aber dass sie sich immer redlich ihr Brot verdient hatte, das konnte ihr niemand streitig machen. Ihre späteren Tage entschädigten sie nun wirklich für alle Kümernisse, die sie gehabt hatte, durch den Glanz, dervon ihrem Sohne Gerson auch auf sie fiel. So unerklärlich, wie die Abramowitzs, die beide gewiss nicht hässlich waren, zu der ungewöhnlich schönen Tochter kamen, so war es unverständlich, wie die Berkowitz und ihr seliger Mann, die fleissige anständige Menschen waren, aber sich doch durch nichts im Besonderen ausgezeichnet hatten, die Veranlasser dieser reichen vielversprechenden Existenz sein konnten. Seine Figur, seine Manieren, sein Auftreten, dies alles schien, als hatten geübteste Erzieher und Erzieherinnen

an der Vollendung der glänzenden Erscheinung mitgewirkt. Und die Lurie's und Landau's und Mayer's, die weder Geld noch Mühe gescheut hatten, um ihren Sprösslingen die Eigenschaften zu verleihen, die einen Platz im Leben sichern, verfolgten mit Erstaunen und Neid die Entwicklung des jungen Berkowitz. Die schönste Karriere stand ihm bevor. Nicht, dass man sich das bloss von ungefähr erzählte. Was kann man nicht alles erzählen? Nein, man wusste es ganz genau auf Grund von Tatsachen, dass er in Berlin die rechte Hand des berühmten Chirurgen X. war. Das konnte Herr Landau bezeugen und die Frau Mayer und Frau Riskin und noch andere, die bei dem Professor zu tun gehabt hatten. Seit ein paar Jahren hiess es bei jeder Gelegenheit: „Frau Berkowitz hier und Frau Berkowitz da“, besonders bei denen, die Töchter im Hause hatten. Und dieser Sohn war nun auf einige Wochen zu Besuch bei der Mutter in der abgelegenen, wenn nicht gerade kleinen Provinzstadt des Ansiedlungsrayons. War es da nicht natürlich, dass man da auf irgendwelche Gedanken in Bezug auf Julia Abramowitz kam? War sie nicht in einem Alter, das die Heiratsfrage lebendig machte und das rechte Gegenstück zu ihm, die Schönste, die Klügste, die Begabteste von allen jüdischen jungen Mädchen zu M.

„Ich habe alle meine Kinder gleich lieb,“ pflegte Frau Abramowitz mit einem leichten Funkeln im Blick zu antworten, wenn man auf ihre Aelteste hinwies: „Ja, Ihre Julia ist eine Vollkommenheit. Da hat die Natur alles vereinigt!“

Herr Abramowitz erwiderte meist nichts darauf, aber er lächelte ein breites zufriedenes Lächeln, das unzweideutig hiess: „Ja, es ist so, meine Julia ist die Perle von M.“ Wenn Frau Abramowitz es auch ehrlich meinte, dass sie alle ihre fünf Kinder gleich lieb hätte, und auch ganz gewiss ihr Herz mit der zweiten Tochter Marusja und den drei Knaben verwachsen war, so war es doch für sie

natürlich, dass Julia im Vordergrund des Interesses stand und alle Aufmerksamkeit zuerst ihr zu gelten hatte, als Recht ihrer Erstgeburt, ihrer Schönheit und Klugheit.

Marusja konnte ruhig und wenig beachtet im Schatten dieser Aeltesten wachsen. Sie war von Kindheit an so sehr daran gewöhnt, immer erst in zweiter Linie da zu sein, dass es ihr garnicht in den Sinn kam, es anders für sich zu wünschen und zu verlangen. Die äusseren Verhältnisse vertieften nur eine Anlage, die in ihr vorhanden war, zu innerer Abgeschlossenheit. Bücher halfen ihr eine eigene Welt aufzubauen. Sie trug aus ihnen die Ahnung von Liebe hervor als dem Schönsten, was das Leben bringen konnte. Wie Liebe in Wirklichkeit oft aussah, wusste sie nicht und wollte es in einer dunklen Abwehr auch garnicht wissen.

Im Hause hatte man wenig geistige Interessen. Herr Abramowitz war blond, breit, gutmütig. Es liess sich nichts anderes von ihm sagen, als dass er der typische jüdische Kaufmann aus der Provinz war. Er war gewiss nicht ohne einige angeborene Intelligenz, aber im Vordergrund aller Interessen stand für ihn das Geschäft und wieder das Geschäft, und er war überzeugt, dass alles übrige, wie Ehre, gute Heiraten der Kinder usw. Geld schon mit sich bringen würde. Seine Familie machte ihm wenig zu schaffen. Da konnte er sich ganz auf seine Frau verlassen, da ging alles nach eingeführtem Geleise. Die Wohnung war sauber, die Kinder ordentlich angezogen und gepflegt, das Menu wiederholte sich jede Woche. Am Freitag Abend gab es gelbe gefüllte Fische und Kaffee mit eigegebenem Brot; am Sabbat zum Mittagessen gehackten Häring und gehackte Leber, Geflügel und Obstsuppe aus getrockneten Früchten. Jeden Donnerstagn Abend war allgemeines Baden, da schüttelte die Familie Abramowitz den Schweiss ~~xxx~~ und dem Staub einer ganzen Woche von sich ab.

Die Gans knusperte und bräunte sich schon wundervoll in der Bratpfanne, und die Servietten standen steif und fleckenlos auf der glänzend weissen Tischdecke, da lautete es und Doktor Berkowitz trat ein. Er hatte immer etwas Neues in der Erscheinung für die alten Bekannten in M. mitgebracht, aber dieses Mal wirkte er überraschend. Seine hohe Figur schien schlanker geworden zu sein, und das helle regelmässige Gesicht, jetzt glattrasiert, verfeinert. Das Neue an ihm floss Respekt ein und unterdrückte die frühere Vertraulichkeit.

Er war sehr liebenswürdig, drückte Herrn Abramowitz warm die Hand, freute sich über Frau Abramowitz' frisches Aussehen, bewunderte Julia's blühende Schönheit, neckte Marusja und fragte nach den ~~Knaben~~<sup>zu</sup>. Als sie Tisch sassen, sprach er lieb über seine Mutter, holte alte gemeinsame Erinnerungen hervor, erzählte von der grossen Stadt, aus seiner Praxis, von seinem Professor und alles rückte ihn auf eine Höhe und schuf ihm einen Schein.

Julia war schön und lebhaft wie immer. Nur die Mutter ~~bemerkte~~<sup>bemerkte</sup>, die auf alles genau hinsah, ~~hier~~<sup>hier</sup> und da einen leisen Zug von Zerstreutheit an ihr. Sie begriff die Ursache. Ueber sie selbst kam auch eine Nachdenklichkeit: was konnte man wissen. Vielleicht war ihm die Provinz zu gering. Es gab in der Grossstadt gewiss schöne Mädchen genug. Vielleicht hatte er schon eine glänzende Verbindung? Und wie sie wieder auf Julia schaute, sah sie, dass sie ~~den~~<sup>diese</sup> Kopf noch höher trug als sonst. Oh ja! Für den Besten war Julia immer gut genug! Als man vom Tisch aufstand, rühlten die Abramowitz aneinander eine Unsicherheit: sie wussten nicht, sollten sie freundlich tun oder sollten sie merken lassen, dass man sich zu ihnen nicht herabliess. Marusja war still wie ~~gewöhnlich~~<sup>gewöhnlich</sup> und hörte zu. Er war der glänzendste Mensch, der ihr je begegnet war. Er war Julia's Angelegenheit und hatte nichts mit ihr zu tun.

Man musste sich oft in der kleinen Stadt treffen:

auf den Spaziergängen abends im Stadtpark, bei Bekannten zu Besuch, in einem Konzert. Man wusste, dass der Doktor mehrere Stunden am Tage mit seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt war. Oefters ging er in das örtliche Krankenhaus, vollführte einige schwere Operationen, von denen die ganze Stadt lange sprach.

Wenn Julia mit ihm zusammen über die Strasse ging, sahen die Leute ihnen nach und warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu, der ungefähr hiess: „Ja, die beiden, das ist ein Paar.“ Doch für Julia war die Angelegenheit lange nicht so einfach. Je mehr sie mit dem Doktor zusammen war, umso mehr verlor sie jede Gewissheit. Er brachte ihr eine Liebenswürdigkeit entgegen, die ihr anfänglich bedeutsam erschien, die aber bei längerem Verkehr nicht wuchs, immer dieselbe glatte, gleichmässige blieb und nichts verriet. Das machte sie manches Mal ungeduldig, und sie versuchte einen kleinen herausfordernden Scherz, so weit ihr Stolz es zuließ. Er aber lächelte als Erwiderung das gleiche liebenswürdige feine Lächeln.

Marusja kümmerte sich nicht darum. Julia war beschäftigt. Es war Julia's Angelegenheit. Und als an einem Nachmittag der Doktor in den Garten kam und sie gerade am Stachelbeerstrauch beschäftigt war, erwiderte sie mit ruhigen Augen seinen Gruss und fügte gleich hinzu: „Julia ist nicht zu Hause, doch sie wird <sup>zurück</sup> ~~bald hier~~ sein.“ Da sah er sie eine Weile an, kam plötzlich auf sie zu, legte die Hände um <sup>ihre</sup> ~~die~~ Hüften und drückte die Lippen auf ihre Wange nur eine Sekunde lang, dann liess er sie frei, zog den Hut und ging fort. Und so wie sie gestanden hatte, als er sie angefasst, mit der erhobenen Hand, um eine Beere zu pflücken, so blieb sie unbeweglich, wie versteinert stehen, dann zuckte sie zusammen, wie in einem plötzlichen Schreck, fühlte, wie ihr das Blut vom Herzen fort-

strömte , wie ihr fast schwindelte und dann wieder eine brennende ~~schöne~~ Röte ins Antlitz aufstieg.

„Was war es?“ flüsterte sie in Angst. „Was war es?“ Da war es, als fiel der Schreck fort, und langsam, langsam zog ein seltsames wonniges Gefühl über sie hin. „Es ist es! Es beginnt! Es beginnt das Schönste, was das Leben hat.“

Mit zögernden Schritten ging sie ins Haus, als hätte sie was Kostbares, was ~~zuckert~~ verletzt werden könnte, zu tragen und war den ganzen Tag in einer eigentümlichen Benommenheit. Bei allem, was sie tat, hielt sie alle Augenblicke inne, um das Unbeschreibliche, Unfassbare wieder zu betrachten, wie dieser fremde Mensch auf sie zu getreten war und die Lippen auf ihre Wange gedrückt hatte, nur eine Sekunde lang, und was war nicht alles geschehen! Alles, was ihr bisher an ihm fremd geblieben war, rückte auf sie zu mit wunderbarer Vertraulichkeit. Ihres war es. Es war ein Irrtum von Julia. Julia konnte so viel anderes haben. Sie lag die ganze Nacht mit offenen Augen, starrte in die Dunkelheit, und jener eine Augenblick lebte in ihr und entfaltete sich zu einem grossen blühenden Leben.

Ihre Tage wurden ein Warten und ein Staunen. Als er abends wieder ihr gegenüber am Tische sass und über seine Studien, seinen Professor, seine Kranken sprach, hielt Marusja den Kopf über ihren Teller gesenkt, um ihre leuchtende Röte zu verbergen und wagte nicht aufzuschauen. Sie wusste jetzt, dass alles, was er sprach, für sie war und doch vermied sie es mehr denn je, ein Wort mit ihm zu wechseln.

Es war an einem Abend bei den Landaus, die ihren wiederkehrenden Hochzeitstag mit einem reichen Abend-



essen und vielen Menschen feierten. Alle waren da. Es fehlte niemand. Doktor Berkowitz war natürlich der Mittelpunkt, und auch um seine Mutter sass ein Kreis von Frauen. Er hielt eine hübsche Rede auf das Wohl und zu Ehren des Gastgebers. Es war ein schöner und fröhlicher Abend. Marusja sass still in einer Ecke und sah dem Treiben zu. Sie sah, wie schön Julia war, und wie alle sich um den Doktor bemühten, und sie war so ruhig und glücklich: das Schönste gehörte doch ihr.

Es war um jene Stunde, da die Müdigkeit sich schwer auf die Glieder legt, aber die Lebenslust sich von dem Fest noch nicht losreissen kann, da bat die Mutter Marusja, ihr den kostbaren Shawl aus dem Ankleideraum zu bringen. Wie sie sich durch die grossen altmodischen Zimmer dahin begab, war mit einem Mal der Doktor hinter ihr. Sie hatte garnicht bemerkt, wie er gekommen war. Ohne ein Wort zu reden, gingen sie zusammen weiter, und als sie sich im Ankleideraum auf die Zehenspitzen hob, um den Shawl aus dem Mantel zu nehmen, da umfasste er von hinten ihre schmale Gestalt, bog ihr den Kopf zurück und küsste sie auf den Mund. Und wie sie auch danach geseht hatte, jetzt war es ihr so viel und stark, dass sie erschrak. „Was tun Sie?“ flüsterte sie angstvoll. „Ich küsse Dich, kleines Mädchen,“ sagte er ernst, und sonst sagten sie nichts mehr zueinander und kehrten in den Saal zurück. Er war wieder im Kreise der Schönste und der Heiterste, und Marusja sass in einer tiefen Ecke, und niemand konnte ahnen, was geschehen war.

Er kam oft zu ihnen, wenigstens ein paar Mal in der Woche. Die Abranowitzs wussten nicht, was sie denken sollten. Sein häufiges Kommen war gewiss ein Zeichen von Interesse, aber andererseits gab es keinen festen Punkt, an den man seine Hoffnungen knüpfen konnte. Er war höflich.

Julia fühlte am besten, dass da eine Grenze war, die er nicht überschritt. Und es war für ihren Stolz die erste Prüfung. Die ganze Stadt sah auf sie beide und wartete: wann wird es sein.

Aber für Marusja hatte das Leben mit einem Mal einen Glanz und einen Reichtum erhalten, von dem in dem schönsten Buch, das sie gelesen, kein Schimmer gewesen war. Wie war <sup>her</sup> Alles ringsum sie her voll neuer Bedeutung; Worte, Kleinigkeiten, die sie früher nichtbeachtet hatte, ~~wie~~ waren sie voller <sup>ungeheurer</sup> Beziehung! Und dass so was sein konnte, dass man wartete, wartete, dass man ganz Erwartung war, auf jedes Klingelzeichen hinhorchte, auf jeden Schritt, der über die Treppe ging und alles Warten vergeblich war, aber dann, wenn das Herz ~~so~~ voll war, zum Brechen voll, die Tür sich doch öffnete und er eintrat und man seine Gestalt sah und seine Stimme hörte. Man war dann reicher geworden um solch ein Erleben, und abends vor dem Einschlafen konnte man sich immer wieder vorstellen, wie es gewesen war, als die Tür aufging und er eintrat und man seine Stimme hörte, und hundert Mal konnte man sich diesen Augenblick vorstellen, und immer mehr Kraft und Wonne hatte die Vorstellung.

Wenn er aber nun wirklich da war und sie sich im Vorzimmer oder Korridor oder im Salon trafen und niemand sonst dabei war, und seine Lippen ihre Augen, ihren Mund und ihre Hände suchten, da war es ihr auf einmal zu viel und zu schwer, und sie wünschte, er ginge jetzt fort und liesse sie allein und liesse sie von ihm träumen. <sup>Abend</sup> Das alles geschah so einfach, beinahe wortlos. Das Einzige, was Marusja mit Mühe gefragt hatte, war nur: Warum denn ich und nicht Julia? und was er lächelnd geantwortet hatte, indem er ihre Augen küsste, war: Weil Du so bist, noch solch ein Kind, dämum!

Manches Mal, da sie sah, wie die Ungewissheit, Julia quälte und der Vater und die Mutter nicht wussten, was sie denken und tun sollten und nicht ahnten, dass die Lösung in ihren Kinderhänden lag, da fühlte sie etwas wie Schuldbewusstsein. „Wie? Es ist doch Julia? Wie nehme ich es denn? Es ist doch Julia in den Augen aller!“ - Und dann: „Nein, nein, es ist mein, Julia hat es nie besessen.“

Sein Bild hatte sich unbewusst in ihr verwandelt. Wenn es ihr anfangs erschienen war, als rede er ~~er~~ viel von sich und gefalle sich sehr, so sah sie das jetzt mit anderen Augen an. Weil er zu ihr hinabsteigen konnte, die noch gar nicht galt, so glaubte sie ihn ~~noch~~ edler, tiefer und schlichter.

Noch ein Mal sprachen sie miteinander: er küsste wieder ihre Augen und fragte: „Dich hat noch niemand geküsst, Marusja?“ „Niemand,“ sagte sie und schlug die Augen nieder. „Willst Du, dass ich hierbleibe? Ich kann es einrichten, dass ich noch eine Zeit lang hier arbeite und mein Buch beende.“ „Nein,“ rief sie in einem Schreck, „meinetwegen nicht, meinerwegen können Sie ruhig sein,“ und mühsam und stolz fügte sie hinzu: „Sie können handeln, als binde Sie nichts.“

Es war seltsam: sie wünschte fast, dass er fortginge. Und als der Tag der Abreise da war, und eine ganze Gesellschaft auf dem Bahnhofe versammelt war, um ihn herauszubegleiten, stand Marusja allein in einer Entfernung, als wäre sie nur gekommen, um zuzuschauen. Weder die Eltern, noch Julia waren da. Die Letztere hatte über Erkältung und Kopfweg geklagt. Frau Berkowitz unterdrückte ihre Tränen, und ein paar junge Mädchen hatten hochrote Gesichter, aber Marusja war es leicht ums Herz, und sie sah ihn froh und zuversichtlich an, als er auf sie zutrat und ihr fest die Hand drückte, nachdem er sich von all den Uebrigen schon verabschiedet hatte.

Als er fort war, da lebte Marusja besser und leichter, da wurde die Liebe für sie zu einem Boden, auf dem sie wuchs. Sicher und sorglos konnte sie sich entfalten und blühen, konnte sie Schätze sammeln, denn das Ziel war da, wohin sie alles zu tragen hatte. Sie pflegte Musik und las Dichter und sah den Tieren zu und freute sich der Blumen und Bäume, und sah zu, wie sie selber wuchs, wie ihre lichten feinen Haare durch die Finger flossen und die Augen einen tiefen Glanz bekamen. Da dachte sie: „Wie wird er mich wieder finden? Und das alles, alles will ich ihm schenken.“

Wenn man seinen Namen aussprach, ging durch ihr ganzes Wesen jedes Mal die gleiche Erschütterung. Sie fühlte, wie sie rot und dann schneeweiss wurde. Sie war unter Menschen in einer ständigen Furcht, sich zu verraten. Und einmal geschah es wirklich, dass sie sich eine dumme unverzeihliche Blöße gab, und so schrecklich war es, dass sie glaubte, es nie vergessen zu können. Es war am Geburtstage der Tante Dina Abramowitz, als die ganze Verwandtschaft beim Abendtee versammelt war. Da fragte plötzlich eine Cousine, die neben ihr sass: „Hat man wieder was von Doktor Berkowitz gehört? Er soll nach Moskau gehen? Wie?“ Marusja fühlte, wie sie die Farbe wechselte, wie ihr der Schweiß auf die Stirn trat, und wie man sie mit Erstaunen betrachtete. Sekundenlang herrschte ein Schweigen, und ihr war es, als schlitze man mit einem Messer ihre Brust auf und betrachte ihr Herz. In der Erinnerung war Julia's verächtliches Lächeln und ein hochmütiges Heben des schönen Kopfes zurückgeblieben.

Im Hause Abramowitz erwähnte man, wie nach einer still-  
<sup>abweisenden</sup> len Vereinbarung, selten den Namen des Doktor Berkowitz. Bald nach seiner Abreise waren ein paar Ansichtspostkarten von ihm angekommen. Julia hatte sie in Empfang genommen. Mit lässiger Gebärde las sie eine von ihnen. Belanglose Worte standen da, gleich denen, die er gesprochen. Sie warf die

Karte auf den Tisch und schaute auf die zweite, ohne sie zu berühren. Sie war für Marusja. Da schob sie die beiden Karten weit von sich fort, als wollte sie nichts mit ihnen zu tun haben. Marusja kam gerade ins Zimmer. „Da ist eine Karte für Dich,“ sagte sie nachlässig und ging hinaus. Marusja griff nach den Karten und eilte mit der teuren Beute auf ihr Zimmer. Da betrachtete sie jedes Wort, jeden Strich immer von neuem in Angst, sie könnte etwas vom kostbaren Inhalt übersehen und verlieren. Es war an sie beinahe derselbe Text wie an Julia gerichtet, aber ihr war es, als wären die Worte an sie lebendig wie aus Fleisch und Blut, als hätten sie Gestalt, und sie könnte sie fassen und betasten.

„Berkowitz hat geschrieben,“ sagte Julia beim Abendessen. „Ich habe die Karten irgendwo liegen lassen. Ich erinnere mich nicht wo.“

„Er weiss auch nicht, wo er hinaus soll,“ brauste Frau Abranowitz unbedacht auf und sah gleich erschreckt auf Julia. Julia zog die Brauen zusammen und erwiderte ärgerlich: „Ich mache mir nichts aus ihm. Vielleicht Du?“

Marusja beugte sich tief über ihren Teller, und ihr Herz zitterte.

Obgleich sie eigentlich keine bestimmte äusserliche Beziehung zu ihm unterhielt und nur hier und da ein paar offizielle Worte auf einer Ansichtspostkarte ihr in den Schooss fielen, so lebte doch Marusja in ungetrübter Sicherheit, dass diese Liebe für immer mit ihrem Leben verflochten wäre. Manches Mal, wenn sie ein Buch las und Untreue und Unehrlichkeit darin vorkamen, musste sie an sich denken, und es gefiel ihr, zuweilen mit dem Gedanken zu spielen, dass es ihr geschehe: sie stände irgendwo zufällig hinter einer Laube oder Zimmerwand und hörte, dass er zu irgendwem sagte, er hätte eine Zeit lang eine Blonde liebgehabt, aber er liebe sie nun nicht mehr und liebe nun die, die

dotz vor ihm stand. Und wie fürchterlich solch eine Vorstellung auch war, sie musste lächeln, dann nicht eine Sekunde lang glaubte sie, dass dieses mehr als Spiel der Gedanken sein könnte. Ihr Glück war doch, wie kein anderes. So wie ihre Liebe hatte keine andere noch begonnen. Und das Buch, das sie las, glitt aus den Händen, und Marusja erlebte wieder den unbeschreiblichen seltsamen Schauer der ersten Berührung.....

Eines Tages traf Marusja beim Nachmittagstee die Mutter und die dicke Tante Dina Abramowitz, die immer über ihre Krankheiten klagte und schon längst gestorben wäre, wenn sie sie wirklich gehabt hätte. „Um den Berkowitz braucht man sich keine ~~grauen~~ grauen Haare wachsen zu lassen,“ sagte die Tante Dina gemächlich, nachdem Marusja sie begrüßt hatte und führte ein Stück der eigengebackenen Nusstorte zum Munde. „Es ist klar, warum er nicht heiratet. Ich habe es nicht glauben wollen, aber man erzählte es mir aus genauester Quelle. Oh, diese jungen Leute von heutzutage. Man hat keine Moral und kennt keine Rücksicht!“ Und sie ass ihre Torte ruhig weiter.

Marusja fiel das Glas, in das sie sich den Tee hatte einschenken wollen, klirrend aus der Hand und zerbrach in feine Splitter. „Wie kann man nur so ungeschickt sein,“ schalt die Mutter. „Eines von den guten Gläsern natürlich!“ „Ach, lass doch, Fany<sup>v</sup>,“ beschwichtigte Tante Dina. „Das bedeutet Glück. Das ist auf Dein Glück, Marusjinka.“ Wenn das Glück sein sollte, so sah es seltsam aus. Marusja fegte mit blassem Gesicht die Scherben zusammen und ging auf ihr Zimmer zurück. Es war ihr plötzlich so weh ums Herz wie noch nie. Was war es doch gewesen? Was hatte die Tante Dina gesagt? Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln, um etwas zu begreifen. Ihr war, als streckte ein widerliches Ungetüm sich nach ihrem Herzen hin.

Aber dann dachte sie wieder, wie alles gewesen war, und schüttelte den Kopf und sagte: „Klatsch! Wird ich mich am Ende um Klatsch kümmern.“ Und all die erwachenden Kräfte in ihr liessen schnell die kleine Erschütterung vergessen, und die Liebe blieb weiter der Boden, auf dem ihr reiche Nahrung zum Wachstum zufloss. Sie bemerkte aber nun häufig, dass die Frauen in geheimnisvoller Weise über den Doktor redeten, als sei da was Unschickliches und nichts für junge Ohren, auch schien die Berkowitz allmählich von ihrer allgemeinen Beliebtheit ~~ab~~ einzubüssen. Sie lachelte darüber und machte sich nichts ~~aus~~ daraus.

Es war wieder Juni. Der Flieder blühte noch in grossen Sträussen, und der Jasmin begann sich zu öffnen. Der Himmel war von fröhlichem Blau, und alles ringsumher war voller Versprechen und Hoffnung, und die eigenen quellenden Kräfte trugen Freudigkeit und Glauben zu. Marusja ging durch das Blühen und Werden des Sommers und träumte, wie es im vorigen Jahre <sup>gewesen</sup> war, als der Flieder blühte, der Jasmin sich zu öffnen begann, und wie das Glück auf sie zugekommen war, als in den Stachelbeerstauden die reifen saftigen Beeren hingen. Und sie fühlte sich selbst und den Reichtum, den sie gesammelt hatte seit jenen Tagen und ihm nichthalten wollte auf ausgebreiteten Händen, und sie wünschte, er wäre schon da und sie könnte ihm das alles geben. Dabei beachtete sie das formlose Ungetüm nicht, dessen Walten sie hier und da fühlte: wenn die Tanten, Cousinen und guten Freunde sich versammelten und über diesen und jenen redeten und auch über ihn, um den ~~ihre~~ <sup>ihre</sup> Leben sich jetzt rankte, wie junger edler Wein um seinen festen Stab, da wurde sie nur scheu und wortkarg und ging allem Reden aus dem Wege.

Aber eines Tages bekam das Ungetüm Form, und sie sah ihm ins Gesicht und wusste jetzt, dass es da war. Das war, als am Freitagabend zum Abendessen von gelben gefüllten

Fischen und Kaffee mit eigegebenem Käsekuchen Freunde und Freundinnen Julia's da waren und plauderten und lachten und <sup>ihr</sup> ~~ihre~~ Lebensweisheit auskramten. „Ihr meint, er liebt sie,“ sagte Julia. „Kann er denn überhaupt lieben, aber es passt seiner Eitelkeit, ein Verhältnis mit der Frau des einflussreichen Mannes zu haben.“ Da war der Schlag getan. Julia musste man glauben. Julia war ehrlich, sie redete nicht ohne zu wissen.

Marusja war so betäubt, dass sie garnicht wusste, wie sie den Schlag ertragen, und wie sie viele Tage gelebt hatte.

Doch das Blühen und Werden ringsum, war so voll heiterer Zuversicht, und alles Schlechte und Gewissenlose schien so unwirklich, dass die Hoffnung sich langsam wieder in ihr Herz einstahl und sie glauben musste, es würde irgendwie alles wieder gut.

Sie sassen um den Mittagstisch, da erzählte die Mutter: „Ich sah heute die Berkowitz auf dem Markt. Sie erwartet den Doktor. Er ist ein guter Sohn, das muss man ihm lassen.“

Marusja's Herz stand still, und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und es war ein Glück für sie, dass die drei kleinen Brüder einen Zank am Tische anzettelten, und Vater und Mutter mit ihnen zu tun hatten. Nur Julia's kalter spöttischer Blick lag unbarmherzig auf ihrem Gesicht.

Ganz unerwartet geschah es. Als sie am nächsten Spinnabend mit der Mutter und Julia in neuen Sommerkleidern über die grosse Strasse gingen, da standen sie plötzlich dem Doktor gegenüber. Er erzählte, dass er am Nachmittag des vorigen Tages angekommen sei.

Als ihre Blicke sich trafen, da wusste Marusja in derselben Sekunde, dass alles aus war. Und es war ihr mit einem Male, als risse das Band zwischen ihr und allen Dingen entzwei,



und sie wüsste nicht mehr, was sie bedeuteten. Sie hatten ein totes und kaltes Gesicht. Sie sah, wie eine Katze ihr gegenüber an einer Dachrinne entlang kroch. Das schien ihr langweilig und zwecklos, und der ganze schöne warme Sommertag schien auch ein Trug zu sein, hinter dem ganz etwas anderes sich verbarg. Julia und die Mutter standen neben ihr, und sie begriff nicht, wozu sie noch mit diesem schlechten fremden Menschen redeten.

Zu Hause kniete sie an ihrem Bette nieder, legte das Gesicht auf die Hände und dachte in Qual, was sie nun morgen und übermorgen tun würde, was sie nun alle Tage tun würde, wie sie nun lesen und singen und spielen würde, wenn alles erloschen und leer war und kein Ziel mehr da war, wohin sie alles zu tragen hatte.

Als er am nächsten Abend zum Essen mit noch vielen anderen Gästen da war, sass sie stumm in einer Ecke des Zimmers und horchte mit gespanntem Ohre hin: „Wo war es? Wo war die Stelle, wo die Liebe gebrochen war?“ Sie würde ihre Hand darauf legen, und sie müsste heilen und wieder ganz werden. Da hörte sie, wie er lachte und sagte: „Liebe? Sie glauben an Liebe, als eine reine selbstlose Beziehung zwischen den Geschlechtern?“ Marusja stand mühsam auf und ging in den Garten hinaus und blieb an den Stachelbeerstauden stehen, in denen die grossen reifen Beeren hingen. Es war ein heller langer Sommerabend. Der Jasmin und die Levkojen und Nelken dufteten betäubend. Aber Marusja wusste jetzt, dass dieses alles eine andere Bedeutung hatte, als Glück, eine andere wehe unbegreifliche.....

Sie stand noch unbeweglich an derselben Stelle, wo seine Lippen sie zum ersten Mal berührt hatten, als die Gäste das Haus verliessen. Er ging als letzter und schaute nach der Stelle hin, wo sie stand. Zum letzten Mal flackerte die Hoff-

nung in ihr auf, und sie sah ihn mit einem flehenden schmerz-  
vollen Blicke an. Da machte er eine Bewegung auf sie, <sup>zu</sup> tap-  
pend und unsicher, hielt inne, wandte sich langsam um und  
ging den andern nach.

Marusja litt lange und schwer, bis sie die  
Freude am Leben wiedergewann, und als sie den ersten und  
bittersten aller Schmerzen überwunden hatte, war sie ein  
ernster und starker Mensch.

AR 25 196

1/13

CLARA MICHELSON COLLECTION

Archives

1/13 Manuscripts, undated

## B e g e g n u n g   u n d   W i e d e r s e h e n .

Von Clara Michelson.

Sonniger Märztag. Leichter Ne<sup>e</sup>bel liegt über der noch winterkalten Erde da draußen am pariser Boulevard. wo die Häuserreihen zu Ende sind. Breites Gelände, für Ausstellungszwecke bestimmt, zieht sich weithin.

In riesigen roten Buchstaben prangt auf weißen leinenen Schildern die Einladung zur Grossen Landwirtschaftlichen Ausstellung. Ich spüre beim Anblick dieser Buchstaben Heugeruch, Kuhstallduft.... Ferne Erinnerungen tauchen auf an Landleben, Felder, Weiden, Herden .....

Ich gehe hinein. Ein Gewirr von Tierstimmen tönt mir entgegen. Bellen und Blöken, Grunzen und Muhen erfüllt die weite Halle. In engen Käfigen drehen sich Schäferhunde hin und her, krampfen die Pfoten an die Gitterstäbe, wedeln, bellen, heulen. Es scheint, als riefen sie einem zu: "Macht auf das Gitter! Ein Hund ist kein Stalltier. Wir brauchen Fr<sup>ei</sup>heit! Wir wollen jagen, wir wollen springen. Macht auf das Gitter!"

Ängstlich und verschüchtert stehen dagegen die Schafe. Eng aneinander gedrückt, Körper an Körper, mit geschorener rosiger Haut und einem Viereck von Wolle auf der rechten Hüfte, bilden sie einen Halbkreis.

Ziegen schauen trotzig um sich an ihrem Stand; Ziegen aus hohem Alpenland mit flachen Gesichtern und langen, kunstvoll gewundenen Hörnern, die dicht am Schädel anliegen, und Ziegen aus der Ebenen mit gestreckten Köpfen und kurzen emporgerichteten Hörnern.

Und Schw<sup>e</sup>ine sind da! Spassige Tiere mit kurzem Körper auf kurzen Beinchen, mit kurzer, faltig zusammengedrückter Schnauze. Und Schweine sind da mit langem Körper und höheren Beinen und langer Schnauze. Aber alle sind sie fett, fett und sind müde von ihrem Fett. Sie liegen auf Stroh mit ihren gepflegten rosigen Körpern, schlafen und grunzen im Traume. Doppelte Unbewusstheit! Leidloses Dasein! Sollte man euch darum beneiden?

Ich gehe weiter und komme zu den Kühen. Welch überraschende Mannigfaltigkeit in Grösse, Farbe und Form, als ob sie nicht alle zu derselben grossen Familie

Rind gehörten: Kühe groß von Gestalt und wunderbar weiß, Kühe mittlerer Größe und schwarz mit weißen Flecken, dunkle Zwergekühe kaum größer als ein Bernhardiner. Alle stehen sie mit übervollem schwerem Euter, Tiere, die etwas Schmerzliches erlebt ~~erlebt~~ haben. Ihr vorwurfsvoller Blick scheint zu bitten: " Zieht endlich die Milch ab! Ich vergehe an ihr. Das unendlich Liebe habt <sup>mir</sup> ihr fortgenommen."

Und wenig weiter stehen die Genossen der Lust. Stiere, Stiere.... Wie die Kühe verschieden in Form und Größe. Aber einer steht da, riesig groß mit wundervoll herrlichen Gliedern von <sup>z</sup>schneeiger Weiße. Ein König unter all diesen Tieren! Welch Ebenmaß und welche Schönheit der Formen! Und welche angesammelte Kraft, gespannt bis aufs äußerste, bereit loszubrechen in wilder Brunst, bereit zu rasen, zu stossen, zu stampfen..... Er trägt eine grüne Krone auf dem Kopfe. Guirlanden schmücken seinen Stand, und weiße Leinenschilder mit weithin leuchtenden roten Buchstaben künden seinen Ruhm:

" Mit dem ersten Preise gekrönter Stier".

Eine Woche später gehe ich durch die engen Straßen der Stadt und komme auf einen kleinen Platz hinaus. Es ist warm. Viel schwatzendes Volk ist vor den Türen. Neben dem Eingang in den Fleischerladen hängt abgehäutet der riesenhafte Körper eines Rindes. Ein weißes leinenes Schild zeigt mit roten Buchstaben an: " Hier wird der in der Großen Landwirtschaftlichen Ausstellung preisgekrönte Stier aufgeteilt und verkauft."

Ich sehe kein Fleisch mehr, keinen köstlichen Rinderbraten. Ich sehe arme, elende Überreste eines herrlichen Geschöpfes. Blühendes Leben vergewaltigt, hingemordet. Und zum ersten Male graut mir vor Beefsteak, Wurst, Suppenfleisch.... und vor mir selber.

B e i m A l t h ä n d l e r .

Von Clara Michelson.

Das Lütewerk an der Eingangstür schellte schrill, eine ältere blaßblasse Frau betrat mit einem Paket unter dem Arm den Laden.

Der Inhaber, ein altmodisch aussehender Mann, eilte aus dem nach hinten gelegenen Wohnraume herbei, musterte mit raschem Blick die Eintretende und erwiderte kaum merklich ihren Gruß. Augenscheinlich erwartete er nicht viel von ihr.

"Ich bringe einen Gegenstand zum Verkauf, einen messingenen Wandleuchter," sagte sie zaghaft und begann mit ungeschickten Fingern das Paket aufzumachen. "Es ist Weihnachten, da wird sich vielleicht ein Liebhaber dafür finden. Seit Generationen ist der Leuchter in unserer Familie. Es fällt mir nicht leicht, mich von ihm zu trennen. Mir ist, es als böte ich ein Stück von mir selbst an. Dabei benutze ich ihn schon längst nicht mehr."

Der Händler nahm ungeduldig den ~~Leuter~~ Leuchter aus dem Papier.

"Was verlangen Sie für ihn?" unterbrach er die Frau, die weiterreden wollte.

"Ach, ich weiß es nicht. Ich verlasse mich ganz auf Sie."

"Aber ich bitte Sie," erwiderte der Mann schroff. "Sie müssen mir doch annähernd sagen, was Sie für das Ding haben wollen."

Die Frau zog sich zusammen. Ihr Gesicht wurde blasser und schmaler. "Ich kenne die Preise nicht. Sie werden mir sicher kein Unrecht tun. Wenn es nicht dringend wäre, würde ich ihn nicht hergeben."

Der Händler betrachtete den Wandleuchter prüfend von allen Seiten, drehte ihn hin und her, schwang ihn auf und ab.

"Nun, wenn Sie durchaus wollen, werde ich Ihnen einen Preis machen," sagte er schließlich. "Aber dann, liebe Frau, greifen Sie zu. Ich will nichts an ihm verdienen. Ich sehe, daß Sie Geld zum Fest brauchen, und möchte Ihnen gern einen Gefallen erweisen."

"Wieviel geben Sie?" fragte die Frau leise.

Er nannte eine Summe. Es war ein kleiner Teil von dem, was er für den Wandleuchter zu erhalten hoffte.

Die Frau senkte tief den Kopf.

"Das ist sehr wenig. Ich habe gedacht, daß er mehr wert wäre." Ihre Stimme war fast tonlos.

"Wie Sie wollen, Frau. Sie können ja auch woanders versuchen." Und ohne ihre Antwort abzuwarten, begann er den Leuchter wieder einzupacken.

Die Frau legte die Hand aufs Paket.

"Gut, behalten Sie ihn."

Sie nahm noch einmal den Wandleuchter in die Hand und tastete ihn mit zitternden ~~Händen~~ ab Fingern ab. Es war der Abschied. Um ihre Mundwinkel zuckte es heftig.

"Sie bekommen einen guten Preis, liebe Frau, und können fröhliche Weihnacht feiern," tröstete sie der Händler.

Er zählte das Geld ab. Sie steckte es hastig ein und verließ den Laden. Das Läutewerk schellte wieder, bis die Eingangstür sich geschlossen hatte. Der Althändler begab sich in den Wohnraum zurück.

Es wurde still im Laden.

Der Wandleuchter sah sich in seiner neuen Umgebung um, obwohl er unbequem auf den Rücken lag, seine drei Arme der Decke entgegengestreckt. Ein leichter Modergeruch, gemischt mit Lavendelduft, Pfeffer- und Naphtalingeruch drängte sich ihm auf. Merkwürdige Dinge hingen an den Wänden, lagen und standen herum und übereinander. Er konnte nicht begreifen, wozu sie hier versammelt waren. Sie waren ganz verschiedenartig, und das einzig Gemeinsame an ihnen schien zu sein, daß sie alle insgesamt Gerümpel waren. Verbraucht und überflüssig. Da hing ein verrüsteter Säbel, den kein Mensch mehr heutzutage als Waffe benutzen würde. Dort lag, dicht neben einem zerfetzten Seidenschawl behutsam auf einem Sofa ausgebreitet, ein fadenscheiniges Nachthemd.

Der messingene Wandleuchter hatte vieles in seinem Leben gesehen, besonders in der ersten Zeit seines Daseins, da er beständig in Betrieb gewesen, da er ein wichtiger Lichtspender gewesen und man die Petroleumlampe noch garnicht vorausgesehen hatte. Solche Dinge, wie sie herumlagen und standen, hatte es viel zu jener Zeit gegeben: solche hohen Kommoden, solche vergoldeten Stühle mit handgewebten Bezügen, solche bemalten Tassen... Ja ja, die hatte es gegeben.... Aber sie waren alt und morsch geworden, und man hatte sie allmählich hinausgeworfen. Sie hatten neuen Dingen Platz machen müssen, die bequemer und zeitgemäßer waren. Und hier sammelte man mit Bedacht diese Gegenstände, die einst was waren, diese Schatten ihrer Selbst.

Was wollte man mit ihnen beginnen? Mit diesem lächerlichen Federkiel, mit der geplätzten Kaffeetasse, mit dem fadenscheinigen Nachthemd? Und zu welchem Zweck hatte man ihn mitten unter sie gestellt?

"Wer seid ihr?" rief er aus. Er vermochte nicht länger an sich zu halten. "Mit wem habe ich die Ehre beisammen zu sein?" Er führte die altmodische höfliche Salonsprache. "Ich bin ein vornehmer messingener Wandleucher und habe manches Seltsame und Überraschende mit meinen drei Kerzen beleuchtet, doch in einer solchen Gesellschaft habe ich mich noch nie befunden. Und ~~am~~ möchte immer gern wissen, mit wem man es zu tun hat."

"Ich bin der Schreibtisch eines Ministers, der mächtiger war als der König," knarrte der gewundene, mit Bronzebeschlägen verzierte Mahagonischreibtisch, auf dem der Wandleucher lag. "Ich habe über Leben und Tod entschieden. Ich! Sieh nur meine Schubladen und Lädchen an. Es ist nicht so einfach, sie zu öffnen. Und von meinen Geheimpfächern ahnst du überhaupt nichts. Ich war der treueste Verbündete des großen Ministers. Was wir beide wußten, wußte sonst niemand!"

"Ich bin der Becher einer schönen Frau," tönte wie eine Glocke ein Becher aus rotem Golde. "Süßen Wein bot ich gierigen Lippen dar und berauschte zu tollen Taten."

"Du meinst vielleicht, ich sei ein einfacher Gänsekiel?" unterbrach den Becher, der noch vieles erzählen wollte, die gelbe häßliche Kielfeder. "Was sollte ich auch anderes von dir erwarten? Könntest du denn je die erhabenen Gedanken fassen, die ich aufs Papier gebracht und der Menschheit für alle Zeiten geschenkt habe? Die Hand eines großen Philosophen hat mich geführt. Die Hand ist nicht mehr da. Die Hand ist entschwunden wie ein Traum. Wo ist sie hin? Nur ich bin noch da, seine alte Kielfeder. Und du meinst, ich sei ein einfacher häßlicher Gänsefederkiel, den man hinauswerfen müßte?"

"Rühr mich nicht an, rühr mich nicht an!" surrte der zerfetzte Seidenschawl. "Ich schwinde dahin, ich löse mich auf. Es ist wahr: alles ist wie ein Traum. Nichts bleibt zurück. Welch eine herrliche Stimme und welch einen weißen Nacken hatte sie! Und weiche zärtliche Hände! Niemand strich über mich hin wie sie. Sie war eine große berühmte Schauspielerin, und ~~an~~ welchen Triumph habe ich auf der Bühne miterlebt. Nun vergehe ich wie sie. Rühr mich nicht an, rühr mich nicht an!"

"Ich bin das Nachthemd einer Königin," wisperte das fadenscheinige Nachthemd. "An mir haftet noch der Geruch ihres Leibes. Wer eine feine Nase hat, kann ihn spüren. Man wechselte damals nicht Wäsche wie heutzutage. Das Hemd hing lange und innig an Körper. Oh, ich könnte Geschichten erzählen, Geschichten..... Aber ich schweige..... ich schweige..... Ich verrate nichts."

"Wer seid ihr denn?" rief der Wandleucher aufgeregt. "Ihr seid und seid doch nicht. Und ich selbst? Ich weiß nicht mehr, was ich bin! Ich war einmal ein Wandleucher. Bin ich es noch oder bin ich es nicht mehr?"

"Erinnerungen sind wir," wisperte das fadenscheinige Nachthemd.



"Spuren sind wir von Zeiten, die sich aufgelöst haben," flüsterte der zerfetzte Seidenschawl.

"Wir sind die Vergangenheit, welche die Gegenwart geschaffen," knatterte der Schreibtisch des großen Ministers." Die Gegenwart sollte daran denken und bescheidener sein." In diesem Augenblick begann das Läutewerk an der Eingangstür wieder heftig zu klingeln. Ein Herr trat ein. Er <sup>war</sup> groß, schlank, elegant. Der Althändler eilte herbei und verneigte sich tief vor ihm.

"Womit kann ich dem Herrn dienen?" fragte er verbindlich.

"Ich sammle siebzehntes Jahrhundert," erwiderte dieser langsam und sah sich aufmerksam im Laden um. "Was kostet zum Beispiel dieser Armsessel?" Er streckte eine lange weiße gepflegte Hand aus. "Und bürgen Sie für seine Echtheit?"

Der Althändler drehte den Stuhl um.

"Bitte, hier lesen Sie den Namen der Werkstatt. Ich habe nur echte Sachen, und meine Preise sind mäßig. Wenn Sie sich auch noch diesen Wandleucher ansehen wollten..... Ein ganz herrliches Stück. Eignet sich vorzüglich als Weihnachtsgeschenk. Unzweifelhaft siebzehntes Jahrhundert. Der Stuhl, der Wandleucher, vielleicht auch noch diese Landschaft..... Und Sie befinden sich mitten im fernem Zeitalter."

"Ja, das ist es, was ich liebe," sagte der vornehme Herr versonnen. "Seiner Zeit entfliehen, untertauchen in eine andere, die einem gemäßer ist.... Ich hätte im siebzehnten Jahrhundert geboren werden sollen. Ich passe in das unsrige nicht hinein. Ich halte mit seinem rasenden Tempo nicht mit..... Es ist so laut, so schreierisch. Also gut. Wieviel wollen Sie für die drei Gegenstände?"

Sie wurden schnell handelseinig.

"Und Sie schicken sie mir noch heute, nicht wahr?"

Der Althändler verbeugte sich zustimmend vor dem guten Kunden. "Ganz gewiß, noch heute."

Der Herr blieb noch einmal vor dem Wandleucher stehen.

"Reinstes siebzehntes Jahrhundert, wahrhaftig! Was du wohl alles beleuchtet haben magst," sagte er sinnend, wie zu sich selbst. Und er genoß im voraus sein Weihnachtsfest: bei Kerzenschein im Lehnstuhl sitzen.... am Kamin vor knisterndem Feuer.... in das Spiel der Flammen schauen..... ein altes Buch in der Hand.... untertauchen in Erinnerungen.... sie lebendig werden lassen.... sie zum Erlebnis werden lassen...."

Dann fuhr er empor. "Also bitte, so bald als möglich. Guten Abend."

"Guten Abend, mein Herr, guten Abend."

Das Läutewerk schellte.

## G l ü c k .

Von Clara Michelson.

Frau Dwoira Kaddisch war eine beliebte Persönlichkeit in Janischki. Man brachte ihr Interesse entgegen wegen ihres ansprechenden Wesens und noch mehr wegen ihres für ein frommes litauisch-jüdisches Städtchen ungewöhnlichen Schicksals. Nachdem sie fünfzehn Jahre in friedlicher Ehe mit dem Kalbfelhändler Benzion Kaddisch gelebt, hatte dieser ihr eines Tages erklärt, daß er ihre Schwester, die Feldscherin Chawa Potasch liebe und sie zu heiraten beabsichtige. Frau Kaddisch Inneres krampfte sich bei dieser unerwarteten Mitteilung schmerzlich zusammen, äußerlich jedoch blieb sie ruhig, so ruhig, daß es dem Manne, der erwartet hatte, auf Tränen, Vorwürfe, ja auf Verwünschungen zu stoßen, unbehaglich zumute wurde und er nicht recht wußte, was zu denken. Ihre stille Antwort - "Tue, was du für recht hältst" - brachte ihn so sehr aus der Fassung, daß er sich beinahe entschuldigt und den Rückzug angetreten hätte. Aber Benzion Kaddisch gehörte zu denen, die vielmehr geschoben wurden, als daß sie selbständig gingen, und da Chawa Potasch die energischere von den Schwestern war, entwickelte sich die Angelegenheit in der bereits eingeschlagenen Richtung weiter. Die fünfzehnjährige, von ganz Janischki bis dahin für glücklich gehaltene Ehe wurde auf Grund beiderseitigen Einverständnisses gelöst, Benzion Kaddisch und Chawa Potasch siedelten unverzüglich nach einer andern Stadt über, nahmen den lutherischen Glauben an und heirateten.

Frau Dwoiras Kummer, der sich nach außen hin nicht löste, wirkte umso verheerender nach innen. Ein sich steigerndes schweres Herzleiden zwang sie sehr bald zu Ruhe und Untätigkeit. Die Sympathien von Janischki waren auf ihrer Seite. Der einzige Vorwurf, der ihr gemacht wurde, war höchstens, daß sie zu wenig um ihre Ehe gekämpft und zu leicht nachgegeben hatte. Jedenfalls konnte die öffentliche Meinung des Städtchens sich lange nicht beruhigen, ob solcher gottlosen Verletzung der geheiligten Sitte, und machte die gute bescheidene Frau Dwoira zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Sie saß meist im breiten bequemen Lehnstuhl und freute sich über jeden Besuch, der sie von ihren traurigen Gedanken ablenkte. Zwei Bücher lagen ihr immer zur Seite, in denen sie zu ihrer Erbauung blätterte, der Korban-Mincho Schider und das Maasse-Buch, das Demut und Unterwürfigkeit dem Manne gegenüber als höchste Frauentugend lehrte.

Ihr häufigster Gast war Sjuna Honigmann, die mit Mann und Kind im Nachbar-  
hause wohnte. Es war eine große derbknochige Frau mit kurzen schwarzem  
Kraushaar, stumpfer Nase und breiten, vollen Lippen. Auf ihrem Arm trug sie  
ein winziges Knäblein, das den größten Gegensatz zu ihr bildete. Sein Gesichtchen  
war auffallend fein und zart, die Haut weiß und dünn, das Haar flachsblond und  
seidig. Unwillkürlich drängte sich beim Anblick der beiden die Frage auf:  
"Wie kommt diese Frau zu solchem Kind?"

Und als erriete Sjuna Honigmann das Erstaunen, das sie hervorriefen, preßte  
sie das Knäblein an sich, drückte den vollen breiten Mund in das seidige Flachs-  
haar und murmelte halblaut: "Ganz wie er! Sein Mund, seine Augen, sein Haar!  
Vierzig Jahre lang habe ich auf dieses Glück gewartet!"

Wenn man dann auch ihn kennen lernte, den sie nie mit Namen nannte und der einen  
wichtigen Bestandteil dieses Glückes bildete, wiederholte man unwillkür-  
lich mit leiser Ergriffenheit: "Ganz wie er!"

Herr Honigmann war neben ihr schwächlich, feinknochig, mit zierlichen Händen und Füßen, mit  
feinen, ein wenig leidvollen Zügen - ein ~~ausgesprochen~~ Heiland stark verkleiner-  
ten Formats - . Und es erschien natürlich, daß die schwarze derbknochige Frau  
ihn nicht beim Namen nennen mochte. Auch saß er sauber und gepflegt aus, wie  
aus dem Ei gepellt, während sie einen unordentlichen Eindruck machte. Da hing  
an ihr ein Faden, ein Wäschebandzipfel, dort war etwas falsch zugeknöpft, und  
immer strömte ein leiser Geruch von ihr aus nach Zwiebeln, Knoblauch oder an-  
dern Dingen.

Seitdem es zum Frühling ging, nahm Frau Kaddisch jeden Morgen pünktlich um  
acht Uhr, wenn er sich ins Geschäft begab, vom geöffneten Fenster aus an  
einer rührenden Familienszene teil. Frau Honigmann begleitete nämlich mit dem  
Knäblein auf dem Arm den Gatten vor die Haustür, und ein Abschiednehmen und  
Grüßen begann, das ~~keineswegs~~ nicht enden wollte.

"Davidchen, mach dem Pappa winkewinke ..... Davidchen, wirf dem Pappa Kuß-  
händchen zu!..."

"Lieber Pappa, dreh dich doch um nach deinen Davidchen!"

Herr Honigmann war schon längst außer Blickweite, da stand noch Sjuna Honigmann  
versonnen auf den Stufen vor der Haustür, den winzig zarten David auf dem Arm,  
und murmelte:

"Mach dem Pappa winkewinke " und "Dreh dich doch nach deinen Davidchen um!"

Es geschah auch, daß Sjuma Honigsmann allein zu Frau Kaddisch hereinkam um die Stunde, wenn Davidchen schlief. Man sah es ihr an, daß ein Kummer sie schwer bedrückte und sie sich mitten aus der Arbeit herausgerissen, um ihr Herz zu erleichtern. Sie hatte die große blaue Arbeitsschürze um, ihre Züge waren schlaff, die Mundwinkel hingen müde herab, der Blick war matt. Sie schien um Jahre gealtert.

"Was ist los?" fragte Frau Kaddisch besorgt.

Die große Frau ließ sich auf den ersten besten Stuhl fallen.

"Es ist alles nichts wert," stieß sie mit schwerem Seufzer hervor.

"Warum denn? So plötzlich! Hat er was verbrochen? -

"Er? Was verbrochen? Welch eine Idee von Ihnen, Frau Kaddisch! Aber er ist so fein! Er ist so weiß und schön. Und ich bin so schrecklich schwarz und knochig. Ich paß nicht zu ihm, Frau Kaddisch. Er hätte mich nicht heiraten dürfen, Frau Kaddisch. Und ich bin auch älter als er."

- Hat er Ihnen was gesagt, Sjuma? Warum quälen Sie sich mit so unnützen Gedanken? -

"Er! Er wird was sagen! Aber ich hab doch Augen im Kopf zu sehen! Gott mein Gott, was gäb ich dafür, wenn ich jünger und weißer werden könnt! Ich will mir garnichts einreden. Aus Liebe hat er solch eine Schönheit nicht geheiratet! Er hat mein Geld gebraucht, um sich selbständig zu machen, und da hat er es nun!"

- Mitunter jedoch schlich sie herein, sich verlegen umblickend, ob nicht jemand Fremdes im Zimmer wäre, kniete dann wortlos an Lehnstuhl der Freundin nieder und barg verschämt in deren Schoß den Kopf.

Frau Kaddisch ließ sie gewähren, sie hatte Geduld, sie konnte warten. Leise strich sie mit ihrer weichen Hand über das wirre schwarze Haar, bis ein Flüstern begann.

"Wie er mich liebt, Frau Kaddisch! Wie er mich liebt! Ich hätte nie gedacht, daß er so leidenschaftlich sein könnte!"

Und verschämt, gesenkten Blickes, schlich sie wieder hinaus.

~~XXXXXXXXXX~~

Einmal fragte Frau Kaddisch: "Sagen Sie, Sjuma, er ist doch so fromm, und Sie sind ganz anders aufgewachsen. Bei Ihnen zuhause hat man von Jüdischkeit

nichts gehalten, ~~soviel mir bekannt ist~~. Und er ist doch so fromm, er trägt nicht mal ein Taschentuch am <sup>Sabbath</sup> ~~Sabbath~~. Fällt es Ihnen nicht schwer die Heiligkeit der Feiertage einzuhalten und die vielen Regeln von koscher und treife?" Sjuma Honigmann schlug die runden schwarzen Augen mit einem fast schmerzvollen Blick zu ihr auf.

"Was reden Sie, Frau Kaddisch? Wem soll was schwer fallen? Mir? Für ihn? Gibt es überhaupt sowas in der Welt, das ich für ihn nicht tun würde? Und wenn ich hundert mal am Tage Licht benschon und sämtliche Ochsen der Erde salzen und weichen müßte!"

Aber eines Tages torkelte die Frau herein wie betrunken. Sie schwankte nach allen Seiten und griff, einen Halt suchend, bald nach der Türklinke, bald nach einer Stuhllehne, zuletzt sogar nach dem großen Gummibaum, der der Hausfrau Stolz war. ~~Zur Wohle für die Pflanze griff sie vorbei, doch sie verlor damit ihr Gleichgewicht und sank an eines Ruhebett ~~langsam~~ langsam nieder.~~ <sup>platt</sup> ~~langsam~~ <sup>lie</sup> Der schwere massige Körper schüttelte sich in lautlosen Schluchzen. Ein großes Unglück mußte geschehen sein; so hatte sie sich noch nie benommen. Frau Kaddisch atmete schwer. Ihr krankes Herz vertrug keine Aufregung. Sie konnte nur mit Mühe fragen:

"Was ist passiert? Ist <sup>ihm</sup> was zugestoßen oder Davidchen?"

Die Frau auf dem Fußboden schüttelte sich lautlos weiter.

Frau Kaddisch hielt es dieses Mal nicht aus. "Andere Leut haben auch Nerven! Wenn Sie nicht reden wollen, dann machen sie, daß Sie gehen!"

Da schrie Sjuma Honigmann in wilder Verzweiflung auf.

"Ich muß sterben! Mir bleibt nichts anderes mehr übrig. Mein armes unglückliches Kind, mein Davidchen!"

Mühsam stand stand Frau Kaddisch auf und machte die wenigen Schritte bis zu ihr hin.

"Was ist geschehen, Sjuma? So machen Sie doch endlich den Mund auf!" Sie legte beschwörend die Hand auf den schwarzen Krauskopf.

Zögernd wandte das tränennasse Antlitz sich ihr zu.

"Ich habe ihn betrogen," sagte die Frau ~~mit~~ starren Blicks. "Was bleibt mir übrig, als zu sterben?"

Frau Kaddisch' Arme fielen herab, und sie wich ein paar Schritte zurück. Ihr kamen Zweifel, ob die Person auch richtig bei Verstande wäre, denn eher konnte

sie sich vorstellen, daß der Mond auf die Erde fiele, als daß die Frau ihren Mann hinterginge.

"Sjuna, Sie sind krank. Ihre Nerven sind überreizt. Gleich kommt meine Kusine Dobra Fradkin. Ich werde sie bitten einen Arzt zu ~~heela~~ holen. Legen Sie sich inzwischen hin und nehmen Sie Baldrian."

"Ich will keinen Menschen sehen!" schrie Sjuna Honigmann und erhob sich rasch. "Sorgen Sie für mein mutterloses Kind, Frau Kaddisch, und verlassen Sie es nicht, wenn e r wieder heiratet!"

Ein neuer Strom von Tränen ergoß sich über das dunkle gedunsene Gesicht. Frau Kaddisch stand noch immer da wie verloren. Es ging ihr nicht ein, was die Frau zusammenredete.

"Mit wem, Sjuna? Mit wem? Wie haben Sie nur sowas fertiggebracht bei Ihrer großen Liebe zu i h m ?"

Ja so unzuverlässig waren die Menschen. Hatte sie ihrem Benzion nicht auch voll vertraut? Und hatte er sie nicht betrogen mit ihrer eigenen Schwester? Konnte man eine schwerere Enttäuschung erleben? War es eigentlich nicht genug, um an niemand mehr zu glauben, auch an Sjuna Honigmann nicht, die so tat, als betete sie ihren Mann an, was sie jedoch nicht hinderte, ihn an den ersten besten hergelaufenen Kerl zu verraten.

"Sjuna, mit wem? Ich beschwöre Sie! Sagen Sie mir schon die ganze Wahrheit! Mit wem haben Sie ihn hintergangen? Ich sehe niemand! Mit dem blonden Fleischerjungen, der Ihnen täglich das koschere Fleisch bringt? Er sieht so gesund und männlich aus. Aber es wäre ja zu gemein! Und wann und wo? Oder vielleicht gar mit dem Schneider, dem lehmnen Golem, der Ihnen den Mantel verpfuscht hat?"

"Mit welchem Fleischerjungen?" fragte Sjuna verständnislos und macht-e die etwas hervorstehenden runden Augen weit auf. "Und mit welchem lehmnen Golem?"

"Mit dem Hahn!" gellte sie und riß sich die Bluse auf der Brust entzwei.

Frau Kaddisch hielt sich mit beiden Händen an der Bettkante fest.

"Jetzt hab ich aber genug von Ihnen, endgültig genug! Ich will Sie nie mehr sehen! Wagen Sie nicht, den Fuß über meine Schwelle zu setzen. Sie sind vollkommen verrückt! Ein böser Geist, ein Ruach ist in Sie gefahren! Gehen Sie nach Karpowice zum Zaddik! Bitten Sie ihn, daß er den Ruach aus Ihnen hinaustreibt. Aber mich lassen Sie gefälligst in Ruhe! Ich bin eine kranke Frau."

Sjuna Honigmann suchte unter diesen Worten zusammen wie unter Peitschenhieben.

"Sie haben ganz recht, Frau Kaddisch. Ich verdiene kein Mitleid. Alles, was Sie sagen, ist noch viel zu mild. Deshalb will ich auch sterben. Ich hab

ihm einen Brief hinterlassen und ihm darin gewünscht, mit einer andern, die besser zu ihm paßt, glücklich zu werden."

Man hörte Schritte im Hausflur. Frau Honigmann raffte ihr Tuch, das liegen geblieben war, vom Boden auf und stürzte hinaus.

In tiefer Erregung blieb Frau Kaddisch zurück. Sie machte sich Vorwürfe, zu hart gegen die Frau gewesen zu sein. Wer weiß, was sie nun anstellen wollte! Mit mehr Güte und Geduld hätte sie sie vielleicht vor einer neuen Torheit bewahrt. Wohin sollte sie jetzt laufen mit ihrem kranken Herzen? Und niemand kam, den sie hätte bitten können, in der Sache etwas zu unternehmen. Die Schritte, die sie vorhin gehört, waren an ihrer Tür vorbeigeeilt. Ihr Mädchen hatte sich, ausgerechnet <sup>(an diesem Tage, um Erlaubnis gebeten)</sup> ~~hingehalten~~ zur Schneiderin gehen zu dürfen, und die unpünktliche Dobra Fradkin dachte nicht daran zu erscheinen. Jeder verlorene Augenblick erhöhte Frau Kaddisch' Unruhe. Hilflos bewegte sie sich im Zimmer hin- und her und beugte sich dazwischen aus dem offenen Fenster, um nach einem rettenden Engel auszulugen, als sie ihren Namen hinter sich rufen hörte. Er war es, blasser, zarter, zerbrechlicher als je. Mit seinem leichten, fast unhörbaren Schritt war er gekommen.

"Wissen Sie nicht, wo meine Frau hin ist?" fragte er mit bebender Stimme. Er hielt in der Hand einen Brief, geschrieben mit großen <sup>h</sup>schmierigen Buchstaben. "Ich wollt schon selbst nach Ihnen laufen, Herr Honigmann, aber mein Herz hält garnichts mehr aus. Weiß Gott, was die Frau im Schilde führt. Sie ist immer gleich so schrecklich aufgeregt. Ich fürcht, sie ~~ist~~ <sup>ist</sup> zum Fluß hinuntergegangen. Voriges Jahr hat sich die verrückte Schammeste auch hineingestürzt." Herr Honigmann hörte ihre abgerissene <sup>Rede</sup> bis zu Ende nicht an. Den Brief wie eine Fahne mit vorgestrecktem Arm schwingend, lief er weiter auf die Suche nach seiner Frau.

Gegen Abend kam Frau Honigmann herein mit Davidchen auf dem Arm. Sie hatte ihr weißes Hochzeitskleid an, das, viel zu eng geworden, über der Brust und den Hüften spannte. Stille Seligkeit leuchtete auf dem dunklen Gesicht.

"Alles ist wieder gut," sagte sie. "Er hat mir verziehen. Er ist mir nachgekommen an den Fluß. Denken Sie doch, Frau Kaddisch. Ich saß auf einem Stein und weinte. Das Wasser war so dunkel und kalt, und ich konnt mich nicht entschließen hineinzuspringen. "Sei nicht meschugge und komm nachhaus," hat er gesagt. Und von der Sache kein einziges Wort!"

"Wie ist denn das gewesen mit dem Hahn? fragte Frau Kaddisch zögernd. Sie sprach nicht gern über unsittliche Dinge, und sie wollte das wiedergewonnene Glück <sup>auch an</sup> <sup>weiterhelfen</sup> auch keineswegs <sup>nicht mit Verweigerung</sup> beeinträchtigen, aber die Angelegenheit erschien ihr doch zu seltsam und unverständlich.

"Ach so! Mit dem Hahn? Es scheint mir schon so ewig lange her zu sein, und es ist doch erst heut früh geschehen. Das war so gekommen. Es war ein solch herrlicher warmer Morgen, <sup>und</sup> Ich fühlte mich so glücklich mit ihm und Davidchen. Sie wissen ja, wie sehr ich mich immer von allem hinreißen lasse. Das Wetter, die Luft machten mich vollends verrückt. Ich <sup>hat</sup> ~~fühlte~~ ein Bedürfnis in mir was zu begehnen, was besonders Gutes. Mir kam vor, daß es nichts Böses, nichts Unreines auf der Welt gab. Ich ließ Davidchen bei der Goj und ging auf den Markt, um auch schon zu morgen, zu Schabbes einzukaufen. Ich schaute alles an, die ersten grünen Gurken, die zarten Salatblättchen, die Radieschen und Rettiche, die lebenden Fische, und ich dankte für alles Gott in meinem Herzen. Wie gern füll ich Fisch und Häsel, Frau Kaddisch! Wie ein anderer Klavier spielt oder Bilder malt! Da sah ich nun an einer Schür geschlachtete Hühner hängen und darunter ein Händel... Keiz, sowas Frisches und Köstliches, <sup>sowas</sup> ~~das~~ Appetitliches mit einem sarten goldgelben Hintern hatt ich mein Lebtag nicht gesehen. Ich stellte mir <sup>vor</sup> wie ich das Häsel füllen und wie es i h m und Davidchen schmecken würd. Ich schwör Ihnen, Frau Kaddisch, bei allem, was mir heilig ist, ich hatt an koscher und treife vergessen. Es war mir wie heres herausgefallen aus dem Sinn. So bin ich nun einmal. Ich kann nicht an alles gleichzeitig denken. Überhaupt, wie gesagt, wenn der Frühling kommt, werd ich jedes Mal ein bisschen meschugge. Ich kauf das Händel, bring es nachhaus, lasse es ruhig auf dem Küchentisch liegen. Wieviel Uar es ist, weiß ich natürlich auch nicht. Und wer kommt herein? Ausgerechnet! Und sieht das Händel mit dem umgedrehten Hals? Natürlich e r ! Was sieht e r nicht? E r sieht immer gleich alles und denkt auch an alles. Nicht so wie ich! E r sieht jeden RiB und jeden Fleck. Was tut er nun? Er sagt kein einziges Wort, verz~~icht~~ <sup>ieht</sup> keine Miene, faßt das Händel mit spitzen Fingern, trägt es in den Hof hinaus und wirft es den Katzen hin. Da erst ging mir ein Licht auf. Dann kommt er zurück, nimmt Mantel und Hut und geht fort. Ohne Mittagessen! "Glauben Sie mir jetzt, Frau Kaddisch? Es war richtig zum Sterben!"

Dann schaute sie das winzige Knäblein auf ihrem Arm an.

"Ganz er! Sein Mund, seine Augen, seine Haare! Unberufen! Vierzig Jahre lang habe ich auf dieses Glück gewartet!"



Die Mutter saß allein im Speisezimmer und löffelte zerstreut an der Nachspeise. Von Zeit zu Zeit horchte sie auf. Endlich fiel unten die Haustür ins Schloß. Mit schwerm Schritt polterte es die Treppe hinauf. Dann klopfte und läutete es gleichzeitig. Lilli kehrte aus der Schule heim. So kehrte sie jeden Tag heim, mit geräuschvollem Gruß und einem Haufen von Neuigkeiten.

"Mach nicht solchen Lärm," sagte die Mutter leise. "Alice hat sich hingelegt. Ihr ist wieder garnicht gut."

"Ach Gott, ewig das Stillesein ihretwegen. Das ist doch zu langweilig. Wird sie denn nie gesund sein?" Sie dämpfte nur wenig die Stimme.

"Kannst du wirklich nicht leiser reden. Wieviel mal muß man's dir sagen?"

"Ich sehe schon. Sie hat wieder was Besseres zu essen bekommen. Junges Hühnchen! Und Trauben als Nachspeise. Ich möchte auch lieber krank sein und immer nur gute Sachen bekommen!" Sie zeigte mit dem Finger auf ein schon benutztes Gedeck. "Und sage ich dir, Mutti. dieses Kleid ziehe ich nicht mehr an, und den abscheulichen Hut setze ich auch nicht mehr auf. Alle Mädchen lachen mich aus. Warum muß ich denn immer nur ihre alten Sachen tragen? Ihre Kleider passen mir nicht. Ich bin viel größer und stärker als sie. Ich will auch einmal ein neues Kleid bekommen!"

"Schäme dich, Lilli, so zu reden. Als ich klein war, zog ich an, was man mir gab. Ich hätte gut ausgesehen, wenn ich solche Reden geführt, wie du. Ich hatte zwei Schwestern vor mir und zwei nach mir. Und die Kleider gingen durch die Schwesternreihe, bis sie zerfielen. Nicht auf das Kleid kommt es an, sondern auf das reine gute gütige Herz. Es ist sündhaft zu beneiden und beständig unzufrieden zu sein."

"Mutti, aber mir schmeckt nun einmal die Graupensuppe nicht. Ich möchte auch Hühnerbouillon und junges Hühnchen essen!"

"So sei doch endlich still! Vater und ich haben gleichfalls Graupensuppe und Schmorfleisch gegessen. Du weckst mir mit deinem Geschrei das Kind auf. Es ist nicht mehr zum Aushalten mit dir."

Die Tür zum angrenzenden Zimmer öffnete sich auch schon, und ein blaßes Mädchen, ~~erxehian~~ ~~anfdrxxxSchwälix~~ bedeutend kleiner und schmaler als Lilli erschien auf der Schwelle. Das Äußere der beiden Kinder war auffallend verschieden: Lilli groß, dunkel und breitschulterig, mit derben Zügen und ungelinken schwerfälligen Bewegungen., Alice, blondlockig, feingliedrig mit dem Gesicht eines leidenden Engels. Und während Lillis Anzug, tatsächlich etwas komisch wirkte durch den Schnitt, der verriet, daß er nicht für sie angefertigt worden, und durch die angesetzten Teile, die wenig mit dem Ganzen harmonierten, paßte Allices schlichtes braunes Kleid mit dem weißen Krägelchen und den weißen Manschetten gut zur zierlichen Gestalt.

"Mutter, Lilli hat mich aufgeweckt. Und ich will auch garnicht mehr schlafen. Wenn sie nachher zum Spielen auf die Straße hinuntergeht, so gehe ich mit."

"Mein gutes Kind, das ist ganz ausgeschlossen. Noch heute hat der Doktor darüber gesprochen. Nichts ist dir so schädlich wie das Laufen. Du erhitzt dich dabei, und das ist das

Gefährliche. Du weißt ja übrigens auch aus Erfahrung, daß nichts Gutes aus deinem Spiel auf der Straße entsteht, und es immer nur mit Tränen endet."

"Aber Mutti, so hör doch! Ich kann nicht immer liegen und stille sein. Es ist schrecklich. Oder Lilli soll gleichfalls zuhause bleiben. "

" Fällt mir garnicht ein, Ahretwegen zuhause zu bleiben. Das fehlte noch gerade. Alles hat sie <sup>ohnehin</sup> schon besser als ich. Weil sie ein Schwächling ist und nichts mitmachen kann, deshalb sollte ich nicht hinuntergehen?" schrie Lilli.

" Mach deine Schularbeiten und scher dich davon, daß man einmal Ruh von dir hat!" Tröstend umfaßte die Mutter Alice. " Komm ,mein gutes Kind, hör garnicht hin, was sie da redet. Morgen ist dein Geburtstag. Da wirst du zwölf Jahre alt , und Vater hat dir was Wunderschöne schönes zum Geschenk vorbereitet. Aber Ich will's nicht verraten. Etwas, das du dir sehnlich gewünscht hast."

" Was hat Vater ihr zum Geburtstag besorgt?" fragte Lilli feindselig und ~~trat näher~~ <sup>trat näher</sup> auf "Am Ende die rote Ledertasche, die ich für mich haben wollte. Sie hing ~~heute~~ <sup>heute</sup> im Schauenfenster nicht mehr, als ich heut vorüberkam." Ihr Gesicht verzog sich vor Erregung.

Die Mutter ergriff einen Handspiegel und hielt ihn ihr vor, "Schau dich mal an! So siehst du aus, wenn du wütend bist. Wie ein kleiner Teufel!"

Lilli stieß die Hand der Mutter fort. Das Gesicht, das ihr da im Spiegel entgegenstarrte, war abscheulich, ~~und~~ sie haßte es, und es war ihr unerträglich, daß es ihr Gesicht sein sollte. Sie sah Alice an, die hell , zart , reizend war, und stampfte wild mit dem Fuße auf.

" Wenn sie morgen die Tasche bekommt, die ich mir gewünscht habe, so zerreiße ich sie in Fetzen. Ich verbrenne sie, daß auch nicht eine Spur von ihr übrigbleibt!"

Damit stürzte sie hinaus, polterte die Treppe hinab, und ihre hohe laute Stimme war bald unter den andern Kinderstimmen herauszuhören.

Am nächsten Morgen lag auf dem Geburtstagstisch die schöne rote Ledertasche, von der Lilli tagelang geschwärmt hatte. Bevor sie sich zu der vollendeten Tatsache äußern konnte, warnte der Vater sie mit scharfen kurzen Worten: " Wenn du wags auch nur das Geringste an der Tasche anzurichten, wirst du was erleben."

Lilli wich zurück vor dieser Front, die sich um Alice bildete, doch Haß und Trotz wuchsen in ihrer Seele.

Jeden Abend faltete Lilli vor dem Einschlafen die Hände und betete: " Lieber Gott, mach mich gut und fromm, daß ich in den Himmel komm!" Mit diesen Worten kam täglich der Umschlag, stellten sich Schuldbewußtsein und Reue ein. Denn Lilli wußte genau, was Gut- und Frommsein bedeutete. <sup>genügend</sup> ~~Genügsam~~ oft hatte sie es im Verlaufe ihres zehnjährigen Lebens zu hören bekommen Gut- und Frommsein hieß Eltern und Lehrern aufs Wort gehorchen. hieß friedlich mit seinen Geschwistern leben, alles gern mit ihnen teilen, ihnen Gutes gönnen, das man selbst nicht bekam, hieß bescheiden sein, sich nicht vordrängen, antworten, wenn man gefragt wurde, hieß stets die Wahrheit sagen, auch wenn es unbequem war, und sich überhaupt anständig und sittsam benehmen. Noch manches konnte Lilli anführen, was notwendig wäre, um <sup>aus</sup> zu Gottvater und

Christi ins Himmelreich zu kommen. Nur wenn der Tag glatt und ohne Schwierigkeiten abgelaufen war, murmelte sie <sup>das Gebet</sup> es ruhig her, und schlief darauf ein. Doch <sup>das</sup> geschah selten. Viel häufiger sagte sie es aufgeregt und flehend her, denn viel häufiger hatte sie am Tage was Schlechtes angerichtet, hatte grad das Gegenteil davon getan, was sie <sup>abends</sup> so sicher als das Gute wußte. Und gescholten und schuldbeladen, des elterlichen Gutenachtkusses verlustig, betete sie heiß und leidenschaftlich: "Lieber Gott, mach mich gut und fromm, daß ich in den Himmel komm/", fügte eigene, sich aufdrängende Worte hinzu in der Art, wie: "Lieber Gott, glaub mir doch, Es ist so schwer gut zu sein. Warum hilfst du mir nicht, da ich dich so flehentlich darum bitte. Du weißt doch am besten, wie sehr ich es sein möchte, damit man mich ebenso lieb habe wie Alice. Aber die Wut und die Schlechtigkeit, kommen <sup>schon</sup> ~~immer~~ über mich, ehe ich noch nachgedacht....."

Allein es half kein Gebet, kein noch so fester Vorsatz. Täglich begann der Kampf aufs neue und wurden seine Formen erbitterter. Lilli war eine der Größten und Kräftigsten ihrer Klasse. Ihr Kleid und ihr Mantel waren zu eng und zu kurz, <sup>dann</sup> Es waren der abgelegte Mantel und das vorjährige gute <sup>Kleid</sup> ~~Kleid~~ Alicens, nur für sie zurechtgestutzt. Dabei war Alice um gute anderthalb Jahre älter als Lilli. Sie war von jeher zart gewesen, es war, als müßte man ihr Leben beständig irgendwelchen dunklen lauernden Mächten abringen. Sie ging nicht zur Schule, sie bekam Privatunterricht. Man sparte sich selbst etwas Gutes von Munde ab, um ihr was besonders Leckereres zu kaufen und war glücklich, wenn sie sich erbitten ließ ~~davon~~ es zu sich zu nehmen. Mit gierigen, weit aufgerissenen Augen umschlang Lilli die Köstlichkeiten, die ihrem mächtigen Appetit ~~vor~~ enthalten wurden. Nur ganz selten, wenn etwas nachgeblieben ~~war~~ <sup>war</sup> und schon lange herumgestanden hatte, durfte sie auch davon schmecken.

Eines Tages, als Lilli wie gewöhnlich aus der Schule heimkehrte, trat die Mutter ihr an der Tür entgegen

"Sei still," flüsterte sie. "trample nicht so." Sie war sehr rot im Gesicht, und ihre Augenlider waren geschwollen. "Es geht Alice schlecht. Der <sup>Arzt</sup> muß jeden Augenblick wiederkommen. Hole selbst das Essen aus der Küche."

"Ich bin heute eingeladen, Mutti, zu der Friedel. Sie hat Geburtstag. Ich darf doch hin. Und gib mir Geld, daß ich ihr ein kleins Täfelchen Schokolade kaufe."

Die Mutter sah sie an mit langem Blick. Um ihre Lippen zuckte es. Sie erwidert/e: "Also gut, geh. Erwinnere mich nachher, dir das Kleingeld zu geben. Alice ist sehr krank."

Lilli schürzte den vollen roten Mund. Wann <sup>war</sup> denn Alice nicht sehr krank? Was war denn dabei Besonderes? Von ihr wurde ja immer so viel Aufhebens gemacht. Es wäre ganz schön auch einmal für kurze Zeit krank zu werden und so im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, und sich mit guten Dingen anzuessen. Sie hatte kein Mitleid für Alice. Sie selbst tat sich viel mehr leid. Jetzt mußte sie zu Friedels Geburtstag. Was sollte sie da anziehen? Wieder ein umgemachtes Kleid von Alice! Und wie sah ihr graues Moireetäschchen aus? Die Ecken waren zerfetzt, der Verschuß hielt nicht, der eingeklebte Spiegel war abgefallen und zerbrochen. Für sie war ja das Billigste vom Billigen gut genug. Und Alice besaß die wunderschöne rote Ledertasche, die sie nicht trug, weil sie keine Geburtstage mitmachen durfte. Sie einmal

und beriechen. !Leder roch so gut. Niemand würde was davon merken, Sie waren ja alle bei Alice. , weil die so krank war. Vorsichtig zog sie <sup>die oberste</sup> ~~Alices~~ Schublade aus der Kommode, darin wohlgeordnet Alices Sachenlagen. Im rechten vord<sup>er</sup>en Winkel leuchtete die rote Ledertasche. Sie nahm sie heraus, tastete sie ab, beschnupperte sie, öffnete sie, <sup>faßte</sup> ~~zog~~ das witzige rote Portemonnaie ~~heraus~~ an, befühlte das helle Seidenfutter, betrachtete die Tasche lange und zärtlich. Lange und zärtlich betrachtete sie die Tasche. Welch ein Vergnügen müßte es sein mit ihr auszugehen, sie in der Straßenbahn zu öffnen und wieder zu schließen! Alle Leute würden auf sie schauen und sie mit Respekt behandeln. Da kam der Gedanke geschlichen: Was wäre schon, wenn ~~ich~~ <sup>mir sie sich</sup> die Tasche für den Geburtstag ausleihe? Und die alte häßliche graue verschlissene Tasche zuhause ließe? Wem geschähe dabei ein Unrecht? Keiner Menschenseele! Alice, die so krank war, ging nicht aus, blieb auch, weil dort die Luft besser war als in ihrem gemeinsamen Stube im Wohnzimmer gebettet. Und wenn sie Alice bitten würde, ihr doch die Tasche für wenige Stunden zu leihen, würde <sup>nur</sup> ~~sich~~ <sup>allgemeines</sup> ein Wehgeschrei erheben werden. Nein es war schon bequemer die Sache in aller Heimlichkeit abzumachen.

Alles ging wundervoll glatt. ~~Alles~~ Die Mädchen waren entzückt von der toten Ledertasche. Lilli stand im Mittelpunkt und mußte Rede und Antwort stehen, wann und von wem sie sie bekommen habe. Und Lilli hatte sich <sup>so</sup> ~~so~~ hineingefühlt <sup>in die Lage</sup> ~~in die Lage~~ und sie genossen. Sie hatte von einem Onkel erzählt, der nach langer Zeit zum Besuch gekommen wäre und allen schöne Geschenke mitgebracht hätte. Die Mädchen hörten ernsthaft zu, ~~und~~ lachten diesmal nicht <sup>nicht</sup> über ihr Kleid und ihren Mantel, <sup>und ihres Hals, der ihr nicht stand,</sup> Ungewohnte Unruhe empfing sie zuhause. Eine Krankenschwester mit ~~mit~~ weißer Haube und ~~und~~ rotem Kreuz am Schürzenlatz kam aus dem Wohnzimmer heraus, wo Alice lag, Die Mutter lief hin und her mit kalten und heißen Gummibeuteln. ~~xxxxxxx~~ Sie schien Lilli nicht zu sehen. ~~Die~~ ~~Tasche~~ Erst ~~als~~ sie ihr ein drittes Mal begegnete, sagte sie kurz: Vater hat mit dir zu sprechen. Lilli war nicht erschreckt. Die rote Ledertasche lag ruhig an ihrem Ort, und niemand hätte ihr Fehlen bemerkt haben können. Gewiß handelte es sich um eine ihrer anderen tausend Sünden.

Zum Abendessen kamen Vater und Mutter an den Tisch. Bei Alice blieb die Krankenschwester. Die Mutter hatte rote geschwellenen Augen und das volle rote Gesicht des Vaters war jetzt blaß und faltig. Irgendwie schien er entblößt seiner männlicher Würde und Sicherheit. Etwas Hilfloses lag in seiner Haltung, in seinem scheuen Blick. Es war ~~ihre~~ Lilli peinlich ihn so zu sehen. Beide Vater und Mutter aßen so gut wie nichts. . Sie machten eigentlich nur so, als ob sie es sen würden. . Lili entging es nicht, wie sie an ihrem Bissen würgten. Nur sie nutzte die Gelegenheit aus und nahm sich Riesenportionen von von den eingelegten Häringen ~~u~~ und dem Chokoladenpudding. Aber dann, nachdem sie sich sich so vollgegessen wurde ihr diese Bhandlung, das völlige Nichtbeachtetwerden unheimlich. Sie hustete und räusperte sich laut. Sie stützte die Stirn schwer auf den Arm, als täte ihr der Kopf weh. Doch man wandte den Kopf nicht nach ihr hin. Das wurde ihr zuviel, das konnte sie nicht ertragen. Sie dachte nicht an die rote Tasche. Alles, was vor sich ging, erschien ihr mit einem Male dunkel schicksalhaft Laut und heftig fing sie zu weinen an. Das Weinen war von jeher ihre letzte Zuflucht, wenn nicht mehr wo ein <sup>nach</sup> ~~wo~~ aus wußte.

Da fuhr der Vater auf, unüberlegt, unbeherrscht, aus seinem alle Sicherungen überflutendem Weh." Du schlechtes, du bösestes aller Kinder. Sie hat die rote Tasche noch einmal sehen wollen, noch einmal hat sie sie in der Hand halten wollen. Du hast sie entwendet in deiner Gier und Eitelkeit. Jetzt Trag sie jetzt, nimm alle ihre Sachen. Alice stirbt, sie braucht sie nicht mehr. "

Lilli starrte ihn mit großen entsetzten Augen an. Ihr breiter starker Rücken beugte sich. Alice war immer kränklich gewesen, aber Kranksein war nicht Sterben. Der Großvater und die Großmutter, die vor zwei Jahren bald hintereinander beerdigt worden, waren so gut wie überhaupt nicht krank gewesen. Der Großvater war beim Mittagessen umgefallen, und die Großmutter die ohne den Großvater nicht mehr hatte leben wollen wurde schwächer und schwächer und war eines Morgens, als man nach ihr sah, tot. Aber wie kam Alice darauf zu sterben. Sie war doch nicht alt und runzlig. Sie hatte so vieles vor. Sie hatte erst vor kurzem das rosa Seidenkleid und die schwarzen Lackschuhe bekommen.

Alice lag im Wohnzimmer aufgebahrt, eine große wundervolle wächserne Puppe. Weiße kühle Alpenveilchen schmückten ihre zarte Brust. Menschen kamen, schauten sie still an und weinten.

"Vielleicht ist es besser so," hörte sie die Leute an der Bahre sagen." ~~Das Leben ist hart~~ Sie war zu <sup>gut</sup> gut für dieses harte häßliche Leben."

Mit schweren unsicheren Schritten ging auf Lilli auf ihre Stube zurück. Sie öffnete die oberste Schublade der Kommode, in der wohlgeordnet Alices Sachen lagen. Neben der roten Ledertasche leuchteten die bunten Armbänder und Halsketten die viel schöner waren als die ihren und ihr soviel Herzenskummer <sup>breitet</sup> bereiteten, ~~Mützen~~ Handschuhe und Strümpfe; seidene Schleifen und viele niedliche Sächelchen, die ihr versagt gewesen waren, da. Das alles war nun ihr völlig preisgegeben. Sie konnte das alles nehmen und sich damit behängen. Niemand würde es ihr <sup>wider</sup> verwehren. Es war, als hätte Alice, müde des ewigen Streites, ihr die Sachen hingeworfen und wäre selber fortgegangen, ein Gottesengel, der den Tand nicht mehr benötigte. Aber es war seltsam: die Sachen lockten sie nicht mehr. Sie hatten vollkommen <sup>jeder</sup> jeden Reiz und Sinn verloren. <sup>Der Kampf mit Alice, auf den ihr kleines Leben sich aufgebaut, hatte aufgehört. Inmitten einer Leere stand eine neue scheue Lilli, die im Gefühl einer leisen dumpfen Schuld Angst haben wird vor jedem Kampf und jeder Erfüllung eigenen neuen Verlangens.</sup>

*Sie fühlte sich selber wie verloren  
Lilli Alice war zu gut in dieses Leben, sagte die Leute. Aber sie wollte leben,  
weil sie war also ~~fast~~ fast ~~ja~~ ja ~~schon~~ schon weil sie schlecht war.  
Leben mit Schuld beladen, mit einer Lebenslast, weil der sie nicht  
fertig wurde.*

## Der Mann und die Fliege.

Märchen von Cläre Michelsen.

Es war einmal ein Mann, der sich durch nichts Besonderes auszeichnete. Er war nicht klüger und nicht besser als die meisten Männer, und die Menschen gingen achtlos an ihm vorüber.

Eines Tages jedoch geschah es, dass eine grosse summende Fliege ihm ins Nasenloch hineinflog und darin sitzen blieb. Das Nasenloch war geräumig, und die Fliege konnte sich's bequem machen. Dem Manne dagegen war sie lästig. Sie störte ihn beim Atmen und kitzelte ihn. Er versuchte sich ihrer durch Schnauben und Schütteln zu entledigen. Allein sie sass fest und schien sich in der neuen Behausung gut zu gefallen. Sie wendete sich nach rechts und nach links auf ihren dünnen Beinchen und summete nach Herzenslust.

Dem armen Manne blieb nichts übrig als sie zu ertragen und sich an sie zu gewöhnen. Unwillkürlich hob er die Nase so hoch er konnte, um besser zu atmen.

Im selben Augenblick ging eine Frau an ihm vorüber.

"Oh", sagte sie sich, "dieser Mann trägt die Nase so hoch und macht summ-summ-summ. Ihm ist wohl was Ausserordentliches widerfahren. Vielleicht hat er einen Schatz gefunden."

Und sie machte die Frau, die neben ihr ging, auf ihn aufmerksam:

"Nicht wahr? Es ist gut einen Mann zu kennen, der einen Schatz besitzt."

Sie wünschten ihm einen guten Tag und sprachen über das Wetter.

So konnten sie ihn auch fragen, wie er hiesse und wo er wohne. Der Mann trug die ganze Zeit über die Nase hoch und machte summ-summ-summ.

Zuhause beeilten sich die beiden Frauen zu erzählen, was ihnen Ungewöhnliches begegnet wäre.

Der Ehegatte der einen verzichtete auf sein Nachmittagsschläfchen und machte sich eilig auf den Weg zum vermeintlichen Besitzer eines Schatzes, um ihm ein Geschäft anzubieten. Aber wie gross war sein Ärger, als er bei ihm den Ehegatten der andern Frau vorfand, der ihm gleichfalls ein Geschäft vorschlug und so gut wie handelseinig mit ihm geworden war. Zum Glück war das letzte Wort noch nicht gesagt, und so konnte auch er noch seine Sache vortragen.

Der Mann mit der Fliege in der Nase wurde stutzig. Er fand es merkwürdig, dass ihm, den doch bisher niemand beachtete, gleich ein vorteilhaftes Geschäft um das andere angeboten wurde. Deshalb beschloss er keines von beiden anzunehmen und abzuwarten.

"Meine werten Herren," sagte er. "Ich danke euch für euer Vertrauen und eueren Eifer. Ich will die Angelegenheit erst überschlafen."

"Unser Geschäft ist ihm nicht gut genug," sagten sich die zwei, als sie draussen waren. "Das hätten wir uns denken können. Es ist nicht einfach mit einem Manne zu tun zu haben, der den Kopf so hoch trägt und summ-summ-summ macht."

Die Kunde von ihm verbreitete sich rasch in der Stadt.

"Welch kluger und vornehmer Mann," hiess es bald ringsum. "Dass man nicht schon längst auf ihn aufmerksam geworden ist!"

Von allen Seiten kam man zu ihm. Die Vorschläge, die man ihm

machte, wurden immer glänzender. Alle wollten mit ihm zu tun haben. Man rechnete es sich zur Ehre an, wenn er freundlich mit einem war. Väter und Mütter boten ihm ihre heiratsfähigen Töchter zur Frau an.

Der Mann mit der Fliege in der Nase war nur kurze Zeit über die sich ihm so unerwartet zuwendende Gunst der Menschen erstaunt. Er fand es bald ganz in der Ordnung, denn es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht ~~man~~ geneigt wäre sich für etwas Ausserordentliches zu halten.

Er wurde reich. Er wählte sich eine schöne Frau, er bekam prächtige Kinder. Er trug die Nase hoch und machte summ-summ-summ. Sein Ruf drang bis zum König. Der König brauchte wieder einmal einen neuen Ratgeber. Der frühere war gerade in Ungnade gefallen. Und so liess der König unseren Mann zu sich kommen.

"Das ist mir der Richtige," sagte er sich, als er ihn erblickte.  
"Auf einen <sup>1</sup>sochen Ratgeber warte ich schon lange. Vor ihm wird das Volk Respekt haben."

So wurde der Mann mit der Fliege in der Nase nächst dem König der wichtigste Herr im Lande. Er hatte jetzt alles, was ein Mensch sich zu wünschen vermag, und er zweifelte nicht daran, dass es ihm von rechtswegen zukam.

Eine <sup>e</sup>graume Zeit ging alles zum besten. Da - eines Morgens, als er mit dem König eine wichtige Besprechung hatte, musste er plötzlich heftig niesen. Dabei fiel ihm steif und schwarz die Fliege aus der Nase und blieb auf einem Aktenstück regungslos liegen. Sie war tot.

"Was ist das?" rief der König peinlich berührt und bog sich zurück.



Die tote Fliege auf dem Aktenstück war wirklich hässlich. Auch vertrug der König nicht, wenn in seiner Gegenwart geniest, gegähnt oder gehustet wurde. Er sah seinen Ratgeber streng ob solcher Pflichtvergessenheit an. Dieser sass da stumm wie die Fliege und liess die Nase hängen.

Nichts ist aber für einen königlichen Ratgeber gefährlicher als die Nase hängen zu lassen. Wie muss es um die Dinge im Lande bestellt sein, wenn er die Nase sinken lässt und stumm ist wie eine tote Fliege? Solch einen Ratgeber kann auch der beste König nicht brauchen. Und dieser König war nicht grad der beste. <sup>Dieser König</sup> Er stand auf und winkte: " Er kann gehen!"

Da wankte der Mann zur Tür hinaus. Die Nase hing ihm tief herunter, und er sah keinen Menschen an.

Die Kunde von seinem Fall verbreitete sich noch schneller, als die von seinem Aufstieg. Überall, wohin er ging und wo er stand, zischelte man: - Seht, wie er die Nase hängen lässt und summ-summ-summ macht er auch nicht mehr. Es ist nicht der Mühe wert mit ihm zu tun zu haben. -

Es entstand im Lande eine Verwirrung, deren Ursache man ihm zuschob. Alle wandten sich von ihm ab.

Da stürzte sich der Mann vor Verzweiflung aus dem Fenster hinaus und das Fenster fiel aus dem Haus hinaus und das Haus fiel aus dem Boden hinaus und der Boden fiel aus dem Land hinaus und das Land fiel aus der Welt hinaus, und das alles geschah wegen einer Fliege, die sich in der Nase eines gewöhnlichen Mannes festgesetzt hatte.

Der Tausendfrankschein.

Von Clara Michelson.

"Adieu, Coco! Sei nicht traurig. Die zehn Tage sind bald um."

"Adieu, Liebstes, sei nur vorsichtig und laß dich mit niemand ein!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Odette beugte sich leicht aus dem geöffneten Fenster hinaus. Ein paar Handküsse ..... Und Henri, sein weißes wehendes Taschentuch und das Bahnhofsgebäude entschwanden ihren Blicken.

Sie sah sich in ihrem Abteil zweiter Klasse um. Außer ihr war bloß eine Dame da. Odette legte Hut und Mantel ab und machte sich's bequem. Die ganze Bank stand zu ihrer Verfügung. Dann sah sie sich die Dame an, die am Fenster ihr gegenüber saß. Sie war jung, hübsch wie sie selbst und blond, während sie brünett war. Odette hielt das Schweigen nicht lange aus.

"Fahren Sie auch nach Paris?" fragte sie.

Die andere schien auf die Anrede nur gewartet zu haben. Sie lächelte verbindlich und wurde gleich sehr gesprächig.

"Ja, ich fahre nach Paris und Sie wohl auch. Ich bin bereits mehrere Stunden unterwegs. So allein im Kupee zu sitzen ist langweilig und ein wenig unbehaglich. Zu zweien ist's angenehmer. Hoffentlich steigt niemand mehr ein, und wir bleiben ungestört."

"Ich fahre einkaufen," erzählte Odette strahlend. "Und Sie am Ende auch?"

"Das ist ja zu komisch," freute sich die Reisegefährtin. "Natürlich fahre ich einkaufen. Ich bin geborene Pariserin und seit drei Jahren in der Provinz verheiratet. Mein Mann hat mir vor der Hochzeit versprechen müssen, daß ich mindestens alle zwei Jahre nach Paris reisen darf, um mich anzuziehen. Wer weiß, ob ich mich sonst entschlossen hätte ihn zu nehmen."

" Ich bin zwar keine geborene Pariserin," erwiderte Odette, " aber vielleicht grad deshalb, weil ich mich dort nie dauernd, sondern immer nur vorübergehend aufgehalten habe, ist Paris das Ziel meiner Sehnsucht geworden. Ich beneide alle diejenigen, die dort wohnen dürfen. Sie kommen mir wie höhere Wesen vor. Schon die Bewegung in den Straßen ist hinreißend, die vielen Autos, das viele Licht, die schönen Frauen und das Bewußtsein, daß man zu ihnen gehört und sein Teil zu allem beiträgt! Wie herrlich ist das alles! Und ich mit meinem Temperament bin verurteilt in einem Nest zu leben! Was hat man da? Man putzt und ordnet endlos sein Heim, spielt mit dem Kind, das nebenbei gesagt eine ausgezeichnete Wärterin hat; macht von Zeit zu Zeit Autofahrten, trifft immer dieselben Bekannten, um sich gegenseitig anzuöden.... Es ist ein Glück, daß ich von Zeit zu Zeit nach Paris darf. Haben Sie vielleicht eine Ahnung, was man in diesem Jahre trägt?"

"Flaschengrün ist die große Mode. Die Farbe müßte Ihnen glänzend stehen. Ihre Augen haben ja einen reizenden grünlichen Schimmer." -

" Mein Mann sagt immer, er hätte mich wegen meiner Augen geheiratet. Doch Ihre blauen Augen sind nicht weniger schön. Blaue Augen haben etwas Beruhigendes...."

So kamen sie ins schönste Plaudern. Jede Regung, jeder Einfall fand unmittelbaren Widerhall.

" Ich sammle leidenschaftlich alte Spitzen. Und Sie?"

- Ich habe Chantilly-Spitze noch von meiner Urgroßmutter her. Ein Wunder an Feinheit! Ich schwärme auch für altes Porzellan. Und Sie? -

" Ich lasse mir zu jedem Geburtstag eine Sèvresstasse schenken....."

Zwei Falter flattern im Sonnenschein von Blume zu Blume. So leicht ist ihr Gespräch. Wohin der Duft sie zieht, da lassen sie sich nieder und nippen vom Kelche. Offenherzig, wie Menschen zueinander sind, die der Zufall zusammengebracht und die er gleich wieder auseinander bringen wird, vielleicht für immer, erzählen sie sich von allem, auch vom Allerintimsten .....

Überrascht fahren beide auf, als der Schaffner meldete:

" In einer halben Stunde sind wir in Paris. Meine Damen, Ihre Fahrkarten, gefälligst?"

"Gott, wie schnell die Zeit verfliegen ist!" rief Odette und erhob sich. "Ich hätt's nie gedacht. Ich muss auf einen Augenblick verschwinden. Wollen Sie so gut sein, inzwischen auf meine Sachen acht zu geben."

Selbst ihre Handtasche ließ sie zurück, hatte sie doch das Gefühl, als kennten sie sich seit Jahren.

"Nun bin ich an der Reihe, und Sie sind der Wächter," sagte die junge Frau, als Odette wiederkam.

Auch sie ließ ihre Handtasche zurück. Es war so natürlich.

Odette wollte sich noch rasch schön machen. Sie nahm Lippenstift und Puderdose zur Hand, erblickte dabei ihre niedliche neue Geldtasche und bekam Lust ihr kleines Kapital anzusehen und nachzuzählen. Da musste vor allem der schöne, noch ganz unbenutzte Tausendfrankschein sein; das übrige Geld hatte sie in kleineren Scheinen. Aber wo war er? Warum ließ er sich nicht sehen? Ihre Finger wurden unruhig und zerrten die Papiere auseinander. Sie wühlte den Inhalt der Handtasche um und um. Der Schein blieb unauffindbar. Ein schrecklicher Gedanke kam ihr. Hatte sie nicht vorhin ihre Handtasche zurückgelassen? Alle Geschichten über bestrafte Vertrauensseligkeit fielen ihr ein, die sie je gehört hatte, und dasselbe Wesen, das ihr eben noch reizend und liebenswert erschienen, verwandelte sich in ihrer Vorstellung in ein gefährlich tückisches Geschöpf.

Was würde ihr Mann sagen, wenn er es erführe? Er hatte sie noch im letzten Augenblick vor Unvorsichtigkeiten gewarnt. Nie mehr würde er sie allein fahren lassen. Nun war die ganze schöne Reise verdorben. Was sollte sie mit dem wenigen Geld in Paris? Henri um andere tausend Frank bitten? Bei seiner Sparsamkeit wäre es ein aussichtsloses Unternehmen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Daß gerade ausgerechnet ihr sowas passieren mußte. Ihr Blick blieb an der Handtasche der anderen haften. Oh die Schlaue! Absichtlich hatte sie wohl ihre Tasche liegen lassen, damit auch nicht die leiseste Spur eines Verdachtes aufkäme. Ohne sich länger zu besinnen, ergriff Odette die fremde Handtasche und öffnete sie. Richtig! Da lag in

einem Abteil vielfach zusammengefaltet der Tausendfrankschein. Sie faßte ihn mit spitzen Fingern und steckte ihn zu sich. Dann legte sie die Tasche an ihren Ort zurück.

Wenige Minuten darauf zeigte sich die Reisegefährtin im Türrahmen und lächelte sie fröhlich an.

"Wir sind gleich da," sagte sie. "Ich bin ganz aufgeregt. Wollen wir uns nicht verabreden, meine Liebe. Es wäre doch so nett, wenn wir uns mal treffen würden. Vielleicht ginge es morgen abend um sechs im Café de la Régence. Es ist ein gemütlicher Ort und leicht zu erreichen."

Odette konnte ihr nicht ins Auge schauen. Das heuchlerische Lächeln, nun sie wußte, was dahinter steckte, war ihr widerlich. Sie machte sich mit ihren Sachen zu schaffen. Die Unverfrorenheit dieser Person war unfäßbar.

"Ich ~~bedauere~~ bedauere," erwiderte sie kühl. "Ich werde wohl kaum Zeit dazu haben." Ein paar Sekunden war es still, dann sagte die andere ebenso kühl:

"Das Bedauern ist ganz meinerseits, Madame."

Der Zug lief in die Bahnhofshalle ein. Sie gingen mit steifem Gruß auseinander und verloren sich im Gewühl.

Der Strudel des pariser Lebens riß Odette mit sich fort. Neue Eindrücke stürmten auf sie ein. Geist und Willenskraft waren in Anspruch genommen, um aus der Fülle des Gebotenen das Richtige für die Einkäufe zu wählen. Sie kam garnicht dazu an das häßliche Reiseerlebnis zurückzudenken.

Eine neue reizvolle Odette, nach letzter Mode frisiert und gekleidet, trat die Heimreise an.

"Coco wird Augen machen," freute sie sich. "Und wie werden die Freundinnen mich beneiden."

Die Rückfahrt schien kein Ende nehmen zu wollen, so langsam ging die Zeit dahin. Henri erkannte sie beinah nicht, als sie ihm aus dem Kupeefenster zuwinkte.

" Odette, Liebste, bist du es wirklich?"

Er war entzückt.

" Nur begreife ich nicht, wie du mit dem Gelde ausgekommen bist. Ich habe erwartet, daß du telegrafieren würdest. Da du es nicht tatest, umso besser."

" Warum habe ich denn telegrafieren sollen?" fragte sie und machte große Augen.

" Warum? Komisch, daß ich es dir sagen muß. Nun weil du den Tausendfrankschein auf deinem Toilettentisch hast liegen lassen! Auch in deinen <sup>o</sup>Pstkarten hast du nichts davon erwähnt. Umso besser, umso besser! Ich habe das Geld für die nächste Reise aufgehoben."

Odettes Knie wurden schwach. Ihre Arme fielen schlaff herab. Sie starrte ihn an mit erblaßtem Gesicht.

Die Diebin war sie.

## Die Stadt in den Wolken.

Von Clara Michelson.

Grete wuchs - ein Mädchen unter lauter Knaben. Und die Knaben waren wild und kampfeslustig. Sie rotteten sich mit Kameraden zu Banden zusammen und spielten laute und derbe Spiele. Sie balgten sich, kletterten auf Zäune und Dächer, fielen, verletzten sich, schimpften und taten alles in einem Übermaß an Energie. Grete spielte mit. Es war natürlich. Sie wurde in die Spiele hineingezogen wie ein Stuhl, ein Tisch, eine Bank oder sonst ein Gegenstand, der ihnen für ihre Zwecke verwendbar erschien. Nichts war vor den Spielen der Knaben sicher. Grete rannte, kletterte, sprang, machte alles mit. Doch manchmal war es, als läge ein kaum merkliches Zögern in ihrer Haltung. Je größer sie wurde, um so häufiger geschah es. Es begann zu heißen: "Mädchen! Mädchen! Sie kann es nicht!" Und dann kam hinzu: "Mädchen! Schande! Schande! Mädchen!" Rücksichten kannte man nicht. Es entstand eine Spannung. Ein Ton von Feindseligkeit gesellte sich zum Spott. Die Knabenhände streckten sich ihr entgegen, formten "lange Nase", die Zeigefinger fuchtelten, und die Gesichter schnitten verächtliche Grimassen.

Die Stadt, in der sie lebten, lag in der Nähe der Meeresküste, und die Kinder verbrachten die großen Sommerferien alljährlich am Strande. Es kamen dahin auch viele Fremde aus entfernten Gegenden, und es herrschte am Meeresufer ein reges und fröhliches Leben.

Grete war so zwölf Jahre alt geworden. Sie war von zierlicher Gestalt und hatte ein weiches rundes Kindergesicht. Sie war in ihrem Sein mit allen Dingen noch verwoben. Wenn sie spielte, war sie im Spiel. Wenn sie übers Feld schritt, war sie Teil der wogenden Halme. Sie ging ganz auf in allem, was sie tat und schaute. Alles war für sie naturgegeben, konnte nicht anders sein, und ihr Ich lag eingesponnen mitten in der Welt.

In diesem Sommer ließen sich die Knaben besonders übermütig an. Ihre Einfälle schienen kein Hindernis zu kennen. Sie waren völlig aus Rand und Band, und ihr Spott wurde schärfer und feindseliger denn je.

Eines Morgens zeigte sich Leben in dem bescheidenen Häuschen, das sich in nächster Nachbarschaft ihres geräumigen Hauses befand. Die Läden an den Fenstern waren geöffnet. Am Eingang zur Veranda hingen freundliche Gardinen. Vorhänge bewegten sich. Rauch stieg aus dem Schornstein. Die Kinder waren neugierig zu erfahren, wer da wohl eingezogen wäre. Bald trat ein schlanker Junge über die Schwelle und sah sich die neue Umgebung an. Er mochte um wenig älter sein, als Gretes großer Bruder. Eine Dame mit feinem stillem Gesicht folgte ihm.

Grete kletterte mit den Knaben auf Berge aufgestapelter Bretter und Balken, die für den Bau eines neuen Hauses bestimmt waren, balancierte wie eine Seiltänzerin auf ihnen herum und entwand sich geschickt den auf sie abgezielten Puffen und Stößen.

Der fremde Junge kam näher und lächelte die Kinder freundlich an. Bald war er mit ihnen bekannt und nahm an ihren Spielen teil. Aber alles, was er tat, war anders als bei den Brüdern und ihren Kameraden. Dieselben Spiele wurden ruhiger und sinnvoller, wenn er mit dabei war, und die Grobheit der Knaben legte sich merklich in seiner Gegenwart.

Er war der erste Junge, der Grete mit "Fräulein" und "Sie" anredete, der die Hand hinhielt, um ihr beim Klettern und auch beim Balancieren behilflich zu sein. Er begleitete sie, wenn sie Besorgungen fürs Haus zu machen hatte, und nahm ihr einen Teil der Pakete ab, was es auch sein mochte, ob Schuhe vom Schuster, ob Zwiebel und Mohrrüben vom Gemüsehändler oder Brot vom Bäcker. Überhaupt war nichts mehr an ihr, das irgendwie beschämend gewesen wäre, und das "Schande! Mädchen!" verstummte in seiner Gegenwart wie eine abgetane Kinderei. Zuweilen blieben sie stehen, horchten auf eine Vogelstimme hin oder sahen sich den seltsam gewachsenen Stamm eines Baumes an. Er wußte unvergleichlich mehr als Grete und ihre Brüder.



Er erzählte ihr von der großen Stadt, in der er lebte, von seinen Lehrern, von Büchern und Dichtern, die er liebte. Sie gingen auch zusammen über die mit Kiefernwald bedeckten Dünen zum Strand hinunter, und ihr Blick, von der Enge plötzlich befreit, glitt hin über den weiten Horizont des Meeres.

Die Abende wurden merklich dunkler und kühler. Winde schüttelten die Bäume. Die ersten Blätter fielen nieder. Der Nachthimmel war nicht mehr einförmig blaß wie in den ersten Sommerwochen. Immer leuchtender traten die Sterne aus der unendlichen Tiefe hervor. Grete und der Junge aus dem Nachbarhäuschen trafen sich nach dem Abendessen in einem stillen Winkel des Gartens abseits vom Lärm der Knaben. Das erste Mal war's wie zufällig, und sie schwiegen zuerst verlegen. Dann geschah es wie nach stummer Verabredung. Er zeigte ihr die Sterne, deutete auf die Figuren, die sie bildeten, nannte ihre Namen, erzählte vom Entstehen und Vergehen geheimnisvoller Welten. Und Grete schaute und schaute..... Erstes Ahnen von der Größe und Unergründlichkeit des Seins durchzitterte sie, und ihre eigene kleine Welt wuchs hinaus über die Brüder, die Familie.....

Die Ferien gingen zu Ende. Der Junge sollte am nächsten Morgen abreisen und wollte vom Meere Abschied nehmen. Er bat Grete ihn zu begleiten. Die Sonne war nicht zu sehen, und der Himmel von dunklen blauschwarzen Wolken überzogen. Die See lag unbewegt da wie in dumpfer Erwartung kommenden Sturmes. Aber an einer Stelle über Wasser war die Wolkendecke durchbrochen, und wie in weiter Ferne schimmerte durch den Riß hindurch auf weißem Fundament eine leuchtende Stadt. Deutlich zeichnete sich der Kirchturm am hellgrünen Hintergrunde ab. Zacken und Kuppeln von Palästen, krauses Laub von Gärten waren klar zu erkennen. Häuser, Straßen <sup>†</sup>siegen an einer Anhöhe empor. Alles rosiggolden leuchtend! Eine Möglichkeit! Ein Versprechen! Fern, leicht, unerreichbar wie ein Traum! Hinter schweren dunklen Wolken.....

Die Kinder faßten sich bei den Händen.

"Eine wundervolle Stadt!" flüsterte Grete.

"Unsere Stadt!" sagte der Junge ebenso leise.

Sie standen Hand in Hand, bis ~~der Riß~~ in den Wolken sich schloß. Aller Glanz war erloschen. Kalt wehte es vom Wasser her. Der Sturm setzte ein.

Grete band einen Strauß aus Astern und Georginen und überreichte ihn der Mutter des Jungen, als die beiden, zur Abreise gerüstet, aus dem Hause traten.

"Wir werden diese Blumen zum ewigen Andenken bewahren," sagte der Junge und nahm sie der Mutter behutsam aus der Hand.

Grete stand noch an der Gartenpforte, als sie längst außer Sicht waren. Dann ging sie auf ihr Zimmer, setzte sich auf den Bettrand und saß unbeweglich da. Sie hörte durch das geöffnete Fenster das Toben der Brüder und ihrer Kameraden, ihren lauten rücksichtslosen Spott. Eine noch nie empfundene Traurigkeit erfüllte sie. Die Welt erschien ihr leer und fremd. In dieser ersten, ihr selbst noch unfaßbaren Bedrängnis löste sich ihr kleines Ich von den Dingen los und wurde ein Einzelwesen. Es wurde Grete - Grete, die sich einsam fühlte und in ihrem gewohnten Lebenskreise voll schmerzlicher Sehnsucht war. Ihre Tage wurden ein Warten auf Unbestimmtes.

Es langte wohl ein Brief auf ihren Namen an, aber Grete erhielt ihn nicht. Er wurde unterschlagen. Wie kam auch ein zwölfjähriges Mädchen dazu mit einem Jungen zu korrespondieren? Was sollte denn daraus werden? Eine Ansichtskarte an den ältesten Bruder folgte. Er zeigte sie ihr und lachte höhnisch.

"Du mußt antworten," sagte Grete ungeachtet seines Spottes.

Aber er antwortete nicht.

So verwischte sich die Spur.

Viele Männer traten ihr näher, und sie lernte viele Städte kennen. Aber von jedem neuen Erlebnis blieb immer eine leise Enttäuschung zurück, als wäre ein Gelübde nicht eingelöst, eine Verheißung nicht erfüllt worden.

## S p a z i e r g a n g   i n   P a r i s .

Von Clara Michelson.

Dämmerung.... Langsam verlischt der Tag und zögernd naht die Nacht heran. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis überträgt sich plötzlich auf mich selbst und löst eine Stimmung von Unbestimmtheit und Unschlüssigkeit aus. Ich werde unruhig, und es treibt mich hinaus zu der Dämmerung, um gemeinsam mit ihr den Zwiespalt zu lösen.

Meine Gasse führt auf den grossen Platz mit dem Löwendenkmal. Rasseln und Tuten tönt mir entgegen. Die Cafés sind schon erleuchtet. Stimmengewirr und Tanzmusik schallt aus dem Inneren der Lokale herüber.

Einen Augenblick bleibe ich zögernd stehen. Nein, das lärmende Treiben lockt mich nicht. Mich zieht's in jene breite stille Strasse, die ich noch nie gegangen bin und an der der geräuschvolle Strom von Menschen und Wagen ohne Beachtung vorüberzieht. Kein fremdes frühes Licht stört dort die Dämmerung.

Der Himmel ist einförmig fahl. Nur der Mond schwebt wie ein winziges verlorenes Wölkchen über dem Häusermeer.

Wie breit doch die Strasse ist! Als wäre sie für feierliches Geschehen geschaffen. Alte hohe Kastanien säumen zu beiden Seiten den Bürgersteig. Die Stille ist seltsam. Ein Geheimnis scheint dahinter zu stecken.

Das Gemäuer der Steinhäuser wird von einem Eisengitter unterbrochen. Es umschliesst einen wohlgepflegten Garten. Geruch von feuchter Erde und Pflanzensäften schlägt aus ihm entgegen. Ich verlangsame meinen Schritt und ziehe ihn tief in mich ein, diesen Geruch, der mich an Sommerabende erinnert in der Ebene, am Meere, in Bergen.

Doch ihr seid ja auch da, ihr hohen alten Kastanien, die ihr so liebevoll die

Strasse säumt! Zeigt ihr nicht Frühling, Sommer, Herbst und Winter an? Doch schon in des Sommers Mitte seht ihr welk und farblos aus, ihr armen Bäume, gleich Menschen, die vor der Zeit alt und runzlig geworden sind. Nicht der freie Wind der Wiesen und Felder fährt durch euere Kronen. Wolken von Staub, Miasmen, Spänen und Fetzen ~~schleichen über euch hin~~ <sup>gehen über euch hin</sup>. Ihr aber steht geduldig auf euerem Posten. Immer mit demselben Eifer enthüllt ihr im Frühling euer zartes Grün, um nach kurzem Blühen zu erstarren.

An der nächsten kleinen Querstrasse beginnt eine hellgraue Mauer sich hinzuziehen, und als wäre die Mauer nicht hoch genug, um die Abgeschiedenheit hinter ihren Wänden zu gewährleisten, ist breites, grün gefärbtes Holzgeflecht auf sie <sup>o</sup>gestzt worden. Ich biege in die Gasse ein und bleibe vor dem en<sup>g</sup>en Pförtchen mit dem Glockenzuge stehen. Kein Wort, keine Spur verrät, was die Mauern bergen. Die ganze Umgebung scheint wie ausgestorben. Niemand zeigt sich, den man um Auskunft bitten könnte. Auch die gegenüberliegenden Häuser sehen aus, als wären sie tot. Kein Zeichen von Leben dringt aus dem verwitterten Gemäuer, aus den glanzlosen Fenstern. Da schwingt ein Glöcklein seinen hohen zitternden Ton in die Dämmerung hinaus. Nun ahne ich, was hinter der Mauer sich birgt. Ein Kloster ist es. Aus dem lebendigen Leben Geflüchtete suchen hier Frieden. Doch seid ihr da in Sicherheit hinter den Mauern? Habt ihr euch nicht selber mitgebracht mit aller Angst und allem Widerstreit, die in euch sind?

Ich bin nun ganz, ohne es zu merken, von der breiten stillen Strasse abgewichen und irre in den ärmlichen Gäßlein umher. Die Ladenbesitzer kramen ohne Eile ihre spärliche Ware von den Auslagetischen ein und bleiben dazwischen untätig stehen, um einen kleinen Schwatz mit Hausbewohnern oder Nachbarn abzuhalten. Ein rotes Eckhaus aus Backsteinen lenkt meine Blicke auf sich. Es passt im Styl so wenig zu seiner einförmig grauen Umgebung. Ich trete näher und lese über dem hohen Portal: "Für tuberkulose Erkrankungen der Luftwege." Eine alte morsche Mauer

schließt sich an das schöne rote Haus an. Nirgends ist darüber gesagt, ob die Mauer zum Haus gehört. Nur die häßliche graue Pfütze unter der von der Zeit arg mitgenommenen ~~Mauer~~ Pforte strömt einen starken Karbolgeruch aus.

Wie merkwürdig heißt doch die Gasse, in die ich jetzt einkehre. Rue de la Santé! Straße der Gesundheit! Wo sitzt der Spaßvogel, der mit menschlichen Dingen seinen Scherz zu treiben liebt? Ich erblicke eine dunkle düstere Wand. Sie ist so hoch, <sup>B</sup> dass sie kein Holzgeflecht wie andere Mauern braucht. Ein Modergruch, der den Atem benimmt, treibt von ihr fort. Aber so leicht kommt man da nicht los. Die Mauer dehnt sich die ganze Gasse <sup>entlang</sup> ~~hindurch~~, und an der nächsten Ecke gewahre ich, daß sie ein riesengroßes Viereck bildet. Da bin ich wieder in der breiten, mit Kastanien bepflanzten Straße, von der ich ausgegangen. Ich durchquere den Fahrdamm und entdecke hinter der hohen Mauer aus der gewonnenen Entfernung ein düsteres Gebäude aus dem gleichen dunkelgrauen Gestein. Zahllose vergitterte Fensterchen starren wie blinde Augen in das wachsende Abenddunkel. Ist nirgends ein weißes Gesicht, das sich an die Scheibe ~~presst~~ preßt? Lange stehe ich da und kann den Blick nicht losreißen. Das Geheimnis dieser Straße hat sich mir erschlossen.

Der Mond ist strahlend und feierlich geworden, der Himmel tief und sternklar, und grausiger erscheint die Wand mit den blinden Fensterscheiben.

Paris, Stadt des Geistes, Stadt der Tat, Stadt der Lust! Was du verbrochen am Geiste, in Taten, in Lüsten, das trägt der <sup>(deines Lebens)</sup> Strom ~~hierher~~ und verbirgt es hinter hohen verschwiegenen Mauern.

Auf dem Platze mit dem Löwendenkmal ist das Leben in vollem Gange. Musik an jeder Straßenecke. Alle Tische in den Cafés dicht besetzt. Autos rasen von allen Seiten her. Lichter flimmern, glitzern, leuchten, daß man den Mond und die Sterne vergißt.

## Das WUNDERKIND.

Von Clara Michelson.

Dem Damenschneider Feiwel Fligeltaub will's und will's in den letzten Jahren nicht gelingen. Er zieht aus einer Gegend in die andere und hofft, daß es an der neuen Stelle besser gehen würde. Aber jeder Umzug wird ihm von vornherein zum Abstieg, denn er zieht immer weiter vom Zentrum fort, wo er angefangen hat. Feiwel Fligeltaub ist als junger Bursche ~~nach Paris gefl.~~ aus Russisch-Polen nach Paris geflüchtet, um den Häschern des Zaren zu entgehen, die nach ihm fahndeten. Er hat bald nach seiner Ankunft die Pewsners kennen gelernt, die gleich ihm aus Russisch-Polen stammten, und ihre Tochter Slowa geheiratet. Dafür haben sie ihm zu dem schönen Geschäft in der Rue Rivoli verholfen. Seitdem ist Feiwel Fligeltaub guter Bürger geworden. Kein anderer Ehrgeiz beunruhigt ihn mehr, als rechtschaffen sein Brot zu verdienen, und es erscheint ihm selber kaum glaubhaft, daß er es gewesen, der sein Leben für ferne unbestimmte Ideale aufs Spiel gesetzt.

Jetzt hat er seinen Laden in der Rue de Flandre. Sie liegt im Arbeiterviertel und ist sehr belebt. Trotzdem ist es eine traurige Straße. Sie führt zu den Friedhöfen des Pantin und zu den Schlachthäusern. Immer kommen Leichenzüge vorbei, und besonders am Sonntag, wenn man doch bei besserer Stimmung sein möchte, ziehen sie in fast ununterbrochener Reihenfolge dahin. Bei naßkaltem Regenwetter, und das gibt es im Winter häufig in Paris, fährt der Tote oft allein zu seiner letzten Wohnstätte hinaus. Die Angehörigen fürchten sich zu erkälten und ziehen es vor, sich der Straßenbahn zu bedienen, als den langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Es pflegt auch vorzukommen, daß hinter dem Leichenwagen nur eine einzige gebückte Frau oder ein einziger gebückter Mann hergeht, und dann hat man mehr Mitleid mit dem Lebenden als mit dem Toten. Ja die Rue de Flandre ist eine traurige Straße.

Man hat hier auch keinen Sinn für feine Qualitätsarbeit. Man verlangt billige Konfektionsware. Und Feiwel Fligeltaub ist wirklich ein guter Schneider. Er kann sich mit den Besten seines Faches in Paris messen, wenn er auch nur ein aus Pabjanice geflüchteter polnischer Jude ist. Seine Mäntel und Kostüme haben Chic und sitzen gleich bei der ersten Anprobe so gut, daß nicht das leiseste überflüssige Fältchen zu sehen ist.

"Wir haben einfach kein Glück," sagt er.

"Er ist zu anständig. Damit kommt man heutzutage nicht vorwärts," meint seine Frau

Es ist wahr. Andere verstehen so gut wie nichts, und es geht ihnen ausgezeichnet. Sie haben vielleicht Eigenschaften, die Feivel Fligeltaub abgehen: vielleicht ein wenig Skrupellosigkeit, Schlaueit.....

In der Mitte des Ladens steht ein großer Kinderwagen. Im Laden ist immerhin mehr Luft, als hinten im kleinen fensterlosen Raum, in dem sie schlafen. Die ahnungslose Kundin, die sich über den Wagen beugt und ein niedliches Baby zu erblicken hofft, prallt erschrocken zurück und heftet einen fragenden Blick auf Frau Fligeltaub. Wenn Herr Fligeltaub dabei ist, verläßt er gewöhnlich den Raum, und Frau Fligeltaub beginnt mit abgewandtem Gesicht eine monotone Geschichte zu erzählen.

" Er war sechs Monate alt und ein gesundes prächtiges Kind. Eines Abends gingen wir, mein Mann und ich, für ein Stündchen aus, um Luft zu schnappen. Als wir wiederkamen, war es nicht mehr dasselbe Kind. Es schrie entsetzlich und sah uns mit merkwürdigen Augen an. Das Mädchen, das wir bei ihm zurückgelassen hatten, gestand später, daß sie es hatte fallen lassen. Seitdem arbeiten seine Bewegungsnerven nicht mehr. Es kann auch nicht gut sprechen. Mit seinen elf Jahren muß der Knabe gepflegt werden wie ein Säugling. Was haben wir nicht alles versucht! Bei welchen Professoren sind wir nicht schon gewesen! Doch alles ist unsonst."

Unerwartet unterbricht sie den Jammerton, beugt sich über den Knaben und ruft zärtlich: " Oh du mein Goldstück, oh du mein Wunderkind! Nun sag doch: wie liebst du deine Mamma?"

Ein unartikulierte Murmeln erfolgt als Antwort.

" Ach , ich verstehe dich, mein Joseph, mein einziges Glück! Wie schön du das sagst! Ja ich weiß, von ganzem Herzen liebst du deine Mamma!"

Und sie nimmt aus dem Wagen einen ungefügen Körper mit entsetzlich dünnen zappelnden Armen und Beinen und drückt ihn zärtlich an sich.

Im letzten Sommer ist Frau Fligeltaub mit Joseph bei guten Leuten auf dem Lande gewesen. Sie hat sich mit ihnen angefreundet. Sie haben versprochen, sie in Paris aufzusuchen und haben ihr auch die Adresse eines Heilkünstlers gegeben, der Wunder bewirken soll. Natürlich ist sie mit Joseph zu ihm gegangen, läßt sie doch kein Mittel unversucht. Er massiert und hat eine Diät verschrieben. Zwar schläft das Kind seitdem schlechter und ist aufgeregter als vorher, so daß sie es nachts auf den Arm nehmen und ~~hinund-~~ hin und-hertragen muß, um es zu beruhigen. Aber sie tut es gern, obwohl sie davon sehr müde wird. Hat sie doch nun wieder Hoffnung.

Von Zeit zu Zeit sucht manch alte Kundin aus der besseren Gegend den Schneider auf,

denn es gibt reiche Damen, die bis ans Ende der Welt gingen, wenn sie dadurch ein paar Francs ersparen könnten, und die Rue de Flandre liegt doch um so vieles näher, als das Ende der Welt. Auch braucht es auf dem Kleidungsstück nicht geschrieben zu stehen, wo es genäht worden ist.

So erscheint eines Vormittags im Laden die reiche jüdische Bankiersfrau aus dem Boulevard Courcelles. Aber wie es denen, die kein Glück haben, häufig im Leben ergeht, muß der Schneider gerade in der Stadt sein, was er um diese Stunde nie zu tun pflegt.

Frau Fligeltaub bittet die Dame zu warten.

"Mein Mann muß jede Sekunde zurück sein."

Die Dame läßt sich erbitten. Sie wartet. Doch bald wird sie ungeduldig. Für sein gutes Geld braucht man wohl nicht Zeit zu verlieren. Und ein Kinderwagen mitten im Laden! Das sieht so ordinär aus. Dazu braucht man den weiten Weg nicht zu machen. Sie ärgert sich, daß sie gekommen ist.

Und wieder muß es gerade um diese Stunde sein, daß die Tür sich öffnet und die gute Frau Grognot hereintritt, bei der Frau Fligeltaub mit Joseph den Sommer verbracht hat. Und auch Jeanne ist mit, das liebe Kind, das so nett mit Joseph gespielt hat.

Frau Fligeltaub stürzt den Gästen mit offenen Armen entgegen und küßt sie auf beide Wangen.

"Endlich, endlich, meine liebe Frau Grognot! Ich dachte, Sie hätten uns ganz und gar vergessen. Ich sprach noch heute mit meinem Mann von Ihnen. Und Jeanne ist da! Ist das aber lieb von dir! Du willst wohl das Wunderkind sehen, den Joseph. Ja, er ist herrlich, der Joseph, und klug ist er. Sie werden es kaum glauben."

Sie eilt zum Wagen und hebt den Knaben empor.

"Nun wie finden Sie ihn, meine Liebe? Hat er sich seit dem Sommer nicht prachtvoll entwickelt?"

"Ja, ganz ausgezeichnet sieht er aus. Und so groß und schön ist er geworden. Erkennst du mich, Joseph? Und wer ist denn das? Schau mal her!"

Frau Grognot zeigt auf Jeanne.

Joseph lehnt seinen Kopf an die Wange der Mutter. Mühsam forat sich sein großer feuchter Mund zu einem Lächeln.

"Er erkennt sie! Sehen Sie es, Frau Grognot? Er erkennt sie! Komm näher, Jeanne! Gib deinem Bräutigam einen Kuß!"

Frau Fligeltaub hält dem kleinen Mädchen den Knaben entgegen.

Jeanne wendet die weitgeöffneten nachdenklichen Augen nicht von Joseph. Stumm reicht sie ihm die Wange, und er legt seine nassen Lippen darauf. Fremden Leid



Öffnet sich die Seele der kleinen Jeanne.

Und die beiden Mütter reden und jubeln und erfüllen den Laden mit ihrem Lärm.

"Ich kann nicht länger auf Ihren Mann warten," tönt eine harte Stimme in die Freude hinein. Es ~~ist~~ die reiche Kunde aus dem Boulevard Courcelles. Man hat sie vollständig vergessen.

"Ach, ich bitte vieltausendmal um Entschuldigung," sagt Frau Fligeltaub.

Aber die reiche Kundin ist böse. Sie ist nicht zu beschwichtigen.

"Auch würde ich Ihnen raten rücksichtsvoller ~~gegen Ihre Kundin-zu-sein~~ Kundschaft zu sein. Ich habe auch solch Kind, ein Mädchen. Doch halte ich es nicht bei mir. Ich habe nicht wie Sie das Herz, das unglückliche Geschöpf ständig vor Augen zu haben und damit noch Theater zu machen. Auch komme ich nicht zu Ihnen, um daran erinnert zu werden. Adieu!"

Frau Grognot und Frau Fligeltaub sehen sich erschrocken an. Einen Augenblick ist es still im Laden. Dann geht es wieder los:

"Ach, das Wunderkind! Ach, der Herrliche! Alles versteht er, der kluge Joseph! Und seine Braut hat er lieb....."

## L e t z t e L i e b e .

Von Klara Michelson.

Die Baronin Geneviève Villiers de Puységur erwachte in ihrem breiten LouisXV-Bett aus Mahagoni mit Bronzebeschlägen, reckte sich ein wenig, grad wie sich für eine hochwohlgeborene Dame schickte, läutete nach ihrer Kammerfrau Simone und rief mit noch immer geschlossenen Augen:

" Zaza, Zaza!"

Zaza, eine kleine weisse Bulldogge mit unförmlich dickem Leibe, verliess keuchend ihren Fensterplatz auf dem Lehnstuhl und trottete zu ihrer Herrin hin.

Diese drei Dinge, die als erste im Bewusstsein der erwachenden Frau Baronin auftauchten - das Louis XV-Bett, die Kammerfrau Simone<sup>n</sup> und die Bulldogge Zaza - waren am innigsten mit der Existenz der Dame verbunden. Sie waren die Überreste besserer vergangener Zeiten, da sie noch in der Avenue Montaigne ihr reizendes Barockhotel bewohnte. Geldentwertung und missglückte Spekulation mit Börsenpapieren hatten bewirkt, dass sie das eigene schöne Heim verlassen und in die Familienpension am Boulevard Saint-Germain übersiedeln musste. Sie lebte hier in zwei netten Zimmern und besass immerhin noch genug, um die diversen Jours ihrer Freundinnen mitmachen und von Zeit zu Zeit sich mit kleinen Fünfuhrtees revanchieren zu können.

" Das Bett ist die Hauptsache," pflegte die Baronin zu sagen. " Der Mensch muss ein gutes Bett haben." Darin war freilich keine ernstliche sociale Forderung enthalten, wie man leicht hätte annehmen können. Es war bloss Ausdruck einer vagen Weltanschauung, in der der Mensch erst bei den oberen Zehntausend begann und der Befriedigung darüber, dass sie selbst das gute Bett besass. Trotzdem muss gesagt werden, dass die wirklich glückliche Zeit in dem Louis XV-Bett für sie nur kurz bemessen gewesen war, denn schon nach siebenjähriger kinderloser Ehe hatte der Baron Villiers de Puységur das Zeitliche gesegnet und die trauernde Witwe einsam auf der weiten Lagerstatt zurückgelassen. War ihr Temperament daran schuld oder ~~oder~~ waren es die äusseren Umstände, der leergewordene Platz blieb dauernd unbesetzt. Und nun, da die besten Jahre entschwunden waren, begann ein schmerzliches Bedauern um versäumte Liebesfreuden das Gemüt der Dame zu bedrücken.

Auch an diesem Morgen drängten sich die trüben Betrachtungen zwischen die

sich auflösenden Traumreste und die eindringenden Wirklichkeitsinhalte, als Simone mit lecker hergerichteten Morgenfrühstück ins Zimmer trat.

Die Baronin stiess mit energischer Handbewegung die ihr entgegengehaltene schwere Silberplatte zurück und sagte, ihre beiden nackten Arme vorstreckend:

" Schau her, Simonne, wie wunderbar ich mich erhalten habe! Es ist kaum zu glauben, dass ich nächstens achtundfünfzig werde. Doch brauchst du darüber nicht zu schwätzen."

" Frau Baronin können beruhigt sein. Von mir wird's niemand erfahren."

" Als der Doktor mich letztens untersuchte, fuhr er mir mit der Hand leicht übers Bein. Es gehörte sicherlich nicht zur Behandlung, Simonne."

" Ja, es gehörte sicherlich nicht zur Behandlung, Frau Baronin," erwiderte Simonne, schüchtern das Frühstück vorschubend.

" Aber ich war dumm, Simonne. Ich hätte mein Leben geniessen sollen. Ich habe es versäumt."

" Ja, Frau Baronin hätten ihr Leben geniessen sollen," bestätigte die Kammerfrau mit blasser Duldergesicht und die schwere Silberplatte bebte in ihren Händen. Die Baronin hob ärgerlich-erstaunt den Kopf. " Das solltest du am allerwenigsten mir vorwerfen."

Sekundenlang schloss sie die Augen, um sie mit verträumtem Blick wieder zu öffnen.

" Was meinst du, Simonne, wenn ich jetzt noch nachholte?"

Sie sah im Geiste die stattliche Gestalt des Konsuls Paginot.

Die Kammerfrau schwieg.

" Was meinst du, Simonne, wenn ich jetzt noch nachholte?" fragte leicht gereizt die Herrin nochmals.

" Frau Baronin täten gut nachzuholen," beeilte sich Simonne.

" Du bist eine einfältige Pute," murmelte die Dame und nippte endlich von der Schokolade.

" Aber sie ist ja eiskalt! Wie kommst du darauf, mir kalte Schokolade zu bringen? Hole mir sofort andere, warme, wie sichs gehört!"

Wortlos ging Simonne mit dem Frühstück hinaus.

Diesen Augenblick benutzte die schlaue Zaza, um sich Liebkind zu machen. Sie setzte ihre kurzen Pfoten auf den Bettrand und bellte mit rasselndem Atem, was bedeutete: " Nimm mich auf! Nimm mich auf!"

Nach vereinten Bemühungen sass schliesslich die fette Zaza auf der seidene Daunendecke, und das gewohnte Streicheln und Lecken begann und dauerte solange, bis Simonne mit der heissen Schokolade erschien.

" Dürfte ich mir erlauben Frau Baronin darauf aufmerksam zu machen, dass es

halbelf ist. Die Masseuse wartet im Vorzimmer. Um elf kommt die Korsetiere und zu dreiviertel-zwölf hat sich der Herr Konsul de Paginot angemeldet."

" Und das sagst du so nebenbei, als wäre der Herr Konsul de Paginot der Bote eines Warenhauses. Ich sag's ja immer, dass du unverbesserlich bist! Man muss meine Engelsgeduld besitzen, um mit dir auskommen zu können. Warum hat du mich denn nicht geweckt, als er angerufen? "

" Frau Baronin hatten strengstens verboten, Frau Baronin zu wecken."

Es war keine Zeit zu langem Gerede. Zaza erhielt einen Puff, dass sie von der seidenen Daunendecke <sup>e</sup>hrunterpurzelte und auf den Teppich hinrollte. Beleidigt zog sie sich auf ihre Schlafstelle zurück. Da kroch sie unter ihre rosa Steppdecke, legte den müden schweren Leib langgestreckt auf das mit weissem Linnen überzogene Pfühl und wollte von der schnöden Welt nichts wissen.

Wie sehr auch die Baronin sich über die ungeschickte Simone ärgern mochte, die Hoffnung, die sich an den angekündigten Besuch knüpfte, gewann Oberhand. Hüpfend und ein heiteres Liedchen summend, übergab sie ihren Körper den geübten Händen, dass er, der Bedeutung des Tages gemäss, instand gesetzt werde.

Der Konsul Auguste de Paginot war lange Zeit nichts weiter als eine Salonbekanntschaft gewesen. Erst in den letzten Monaten sah es aus, als ob er ein tieferes Interesse für sie gefasst hätte. Das machte ihn ihr gleich sympathischer. Sie glaubte den vielen Geschichten nicht mehr, die über ihn im Umlauf waren und die man sich wegen ihrer Pikanterien in den Salons gern nach Mitternacht erzählte. Sie hielt sie für bösen Leumund, und seitdem der Konsul ihr in diskreter Weise seine Huldigung darbrachte, waren sie ihr sogar peinlich.

Man wusste in der Gesellschaft eigentlich recht wenig über seine näheren Lebensverhältnisse trotz der Anekdoten, die man sich von ihm erzählte. Seinen Titel hatte er aus Buenos Aires mitgebracht, wo er viele Jahre französischer Konsul und mit einer schönen Kreolin verheiratet gewesen war. Doch das Wenige genügte bei seiner stattlichen Erscheinung und angenehmen Baritonstimme, mit der er in etwas sentimentaler Weise altfranzösische und kreolische Chansons vortrug, damit die Türen der feinen pariser Salons sich ihm öffneten.

Die Baronin indessen fühlte sich um Jahre verjüngt und war erfüllt von neuem Lebensmut. Die verschiedenen kleinen Leiden, die sie belästigt hatten, waren wie durch Zauberspruch verschwunden. Ein anderes Tempo war in ihr Dasein gekommen. Ihre Stimme hatte einen besondern hohen Klang, wenn sie sagte: " Der Herr Konsul de Paginot...." ~~Das Blut~~ Zugleich röteten sich ihre Wangen wie bei einer Siebzehnjährigen, und sie bedauerte, dass Schminke und Puder es zu sehen verhin-

ten. Unten im ~~Hausflur~~ Flur fragte sie jedes Mal überlaut den Hausmeister, dass nur ja alle es hörten: "Hat der Herr Konsul geläutet?" oder "Ist der Herr Konsul vielleicht dagewesen?" Die ganze Welt solle wissen, dass die ~~Baronin~~<sup>la</sup> Genevieve Villiers de Puysegur noch Herzen entflammen konnte.

Dabei drehten<sup>sich</sup> ihre Gespräche mit dem Konsul hauptsächlich um Geldfragen. Ob die Russenpapiere, an denen beide viel verloren hatten, je wieder steigen würden. Wie man den geretteten Rest am besten anlegen könnte. Wie hoch dieser gerettete Rest bei jedem von ihnen beiden war, blieb unausgesprochen.

Doch was kommt darauf an, worüber man redet, wenn nur der heimlich vibrierende Unterton da ist, der das Schwingen der Herzen verrät.

Eines Tages hatte die Baronin den Kopf voll wichtiger Dinge: Anproben, Einkäufe, Dampfbad. Da kam ein Brief vom Konsul. Er bat um eine ernste Unterredung. Die Baronin liess alles fallen: Anproben, Einkäufe, Dampfbad - und schwor innerlich drei Lichte der arg von ihr vernachlässigten heiligen Genevieve zu spenden. Sie setzte sich sofort an den Schreibtisch und lud den Konsul noch für denselben Abend zu einem Diner zu zweien ein. Auch das Menu ward gleich entworfen: zu feinsten Hors d'oeuvre junge Pute, Champagner und rote Rosen. Sie richtete persönlich die Bestellung dem Küchenchef aus. Nichts durfte da missverstanden sein. Und wer wollte, durfte vernehmen, dass es heute ein Diner zu zweien gab mit Champagner und roten Rosen.

Bedenklich spät verliess der Konsul Paginot das Haus. Die ganze Pension sprach darüber beim Morgenfrühstück. Doch die Baronin war viele Tage nicht zu sehen. Als man ihr endlich begegnete, fiel die Veränderung auf, die mit ihr vorgegangen war. Sie schien um Jahre gealtert und hatte ein nervöses Zucken an der Schulter. Was geschehen war, erfuhr niemand. Nur Simone wusste alles. Aber Simone war verschwiegen wie das Grab.

Sie hatte am Morgen nach dem bedeutungsvollen Diner ihre Herrin in einem jammervollen Zustand vorgefunden. Sie sah grünlichgrau aus und zuckte fortwährend mit der Schulter, ~~als wolle sie sich nicht abschlüsseln lassen~~

"Simonne," rief sie ihr entgegen. "Lass dich nicht verführen. Es ist furchtbar. Es ist brutal. Wenn man die Gewohnheit verloren hat, soll man damit nicht wieder anfangen. Und denke dir, Simonne, mitten darin flüsterte er mir ins Ohr: "Ich brauche dringend dreissigtausend Francs." Glaub an Liebe nicht, Simonne, und lass dich nicht verführen. Sie riechen alle nach Tabak, nach Schweiss, nach Gottweisswas."

Und sie zuckte so heftig mit der Schulter, als könnte sie damit die Erinnerung an das peinliche Erlebnis von sich abschütteln.

## D e r S c h w u r .

Von Clara Michelson.

Mit weißem Gesicht und flackerndem Blick saß Chaim Levy aufgerichtet in den Kissen. Es galt die letzte Kraft zu sammeln, und die letzte Tat zu tun. Er hatte sich alles wohl überlegt im glühenden Schmerz der endlosen Tage und Nächte. Er hatte sich die Gedanken wohl gemeißelt im hämmernden Räderwerk seines Hirns. Nur dieses eine wollte er erledigt haben, bevor nach dem Sausen, Klopfen und Jagen des Blutes, die Ruhe anbrach, das furchtbare Unbekannte, wer weiß, vielleicht das Nichts. Alles übrige war unwichtig geworden; mochte es nachher gehen, wie es wollte. An dieses eine klammerte sich sein Wille in der Qual des Sterbens.

Der Tod war ihm immer wie eine ferne, fast unwirkliche Gefahr erschienen, die irgendwo über andere herfiel und irgendwann. Er selbst war zu voll des sprudelnden Lebens gewesen, zu voll von Kraft, von Plänen, zu überhäuft von Arbeit, allerhand Verpflichtungen, um an den Tod zu denken. Und nun hatte er ihn überrumpelt, aus dem Hinterhalt die Sense nach ihm geschleudert, die ihn jählings zerschmettert.

Am Fußende seines Bettes stand sie, seine Frau, strotzend von Gesundheit mit üppigen weißen Gliedern. Sie weinte still in ihr Taschentuch. Ach, er wußte nur zu gut, was diese Tränen wert waren! Selbst in der Todesstunde sah er alles mit seinen scharfen nüchternen Augen. Selbst Minuten noch vor dem Erlöschen belog er sich um nichts. Und das sollte seine letzte Tat sein, dieses gierige oberflächliche Geschöpf, das sein Weib war, weil sein Blut seiner bedurft hatte, zu verhindern, daß es sich mit einem andern Manne je verbinde, um gemeinsam zu verpräsen<sup>s</sup>, was er mit seinem unermüddlichen Fleiße, mit regem schöpferischem Geiste geschaffen.

Er machte eine schwache Bewegung mit den fiebrigen abgezehrten Händen.

Der Arzt und die Krankenschwester beugten sich über ihn, um das Wort aufzufangen, das er noch zu sagen hatte.

"Den Rabbiner," flüsterte er und streifte mit verdunkeltem Blick die Frau am Fußende des Bettes. Dann schloß er die Augen und blieb regungslos liegen, als müsse er den übriggebliebenen Rest von Kraft sparen für das, was er vorhatte.

Als der Geistliche, den man eilends geholt, erschienen war, sagte der Sterbende, jedes Wort mit sichtlicher Anstrengung deutlich hervorstoßend:  
"Sie soll schwören, daß sie nie wieder heiratet. Sonst enterbe ich sie."

Die Frau am Fußende des Bettes <sup>(erwog)</sup> rüsch die zwei Möglichkeiten: reich oder arm werden. Schwören oder enterbt sein! Kein Zweifel berührte sie. Sie <sup>(war)</sup> sofort bereit jeden Schwur zu tun, wenn sie sich damit den Reichtum sicherte und das Recht, nach Herzenslust darüber zu verfügen.

"Wollen Sie schwören?" fragte der Rabbiner.

"Ich will," erwiderte sie hastig.

Er sprach die Worte vor, und sie sprach sie nach.

Chaim Levy sog gierig mit krampfhaft vorgestrecktem Kinn den Schwur in sich ein. Dann ging ein Zucken über ihn hin. Der Kopf sank zurück. Er hatte ausgelitten.

Viele Menschen kamen ins Sterbezimmer, Freunde, Verwandte, Nachbarn. Die Witwe schlug sich <sup>(mit Fäusten)</sup> auf die Brust, riß sich die Haare, vergoß Ströme von Tränen, jammerte und schrie. Sie gab dem Toten Kosenamen, die er zu seinen Lebzeiten nie gehört. Sie schüttete endlos Erinnerungen an seine Liebe und Güte aus. Man bat sie voll Mitleiden, sich zu beruhigen, sich ein wenig zu fassen. Aber sie wollte von Zuspruch, Zusprache, von Trost nichts wissen. Man führte sie schließlich gewaltsam hinaus, legte sie auf ein Ruhebett, flößte ihr Nahrung ein.

Sie verfiel in einen schweren Schlaf und erwachte um Morgengrauen. Das kalte Licht des werdenden Tages glitt zwischen die Spalten der herabgelassenen Jalousien ins Zimmer. Es fror sie, und sie zog die Decke über die vollen weißen Schultern bis ans Kinn. Die Erinnerung an das Gescheh<sup>he</sup> kehrte in ihr Bewußtsein zurück. Aber im fahlen Morgenlicht hatte es von seiner Schärfe

verloren und erschienen ihr fremd, wie abgerückt von ihr. Sie empfand keine Traurigkeit, und da sie allein war, durfte sie sich geben, wie <sup>sie</sup> sich fühlte. Gestern hatte <sup>sie</sup> vor den fremden Menschen genug von ihrer Witwen Trauer gezeigt. Und sie hatte da nichts vorgenommen. Es war ihr wirklich Bedürfnis gewesen, die durch die unerwartete Wendung ihres Schicksals hervorgerufene Erregung in Weinen und Schreien auszutoben. Jetzt fühlte sie sich beruhigt. Das Erbe war gesichert. Sie war eine reiche Frau.

Sie erhob sich leicht, stützte den Kopf auf den Ellbogen und horchte. Das Gemurmel der bei dem Toten betenden Juden schwoll an, erstarb, wurde wieder deutlicher. Sie dachte nach. Wie doch ihre Lebensverhältnisse, die so fest, für unabsehbare Zeiten geschaffen ~~schienen~~, so plötzlich abgebrochen waren! Wer hätte sich dies noch vor einer Woche denken können? Selbst am Morgen seiner Erkrankung hatte er mit ihr gezankt und mit Scheidung gedroht. Sie konnte sich nur undeutlich erinnern, weswegen es gewesen war, zankte er <sup>doch</sup> mit ihr in einem fort. Ängstlich ~~drängte~~ <sup>drängte</sup> sie diese Vorstellung zurück. Von Toten soll man nichts Schlechtes denken. Man muß ihnen alles verzeihen. Die Armen, sie sind ja tot! Und wie hatte er noch leben wollen! Warum es wohl so grausam eingerichtet war, daß man sterben mußte? und ein jeder ohne Ausnahme! Gewöhnlich vergaß man es ganz. Man war beschäftigt, man vergnügte sich. Bis der Lebensfaden abriß! Ihretwegen hätte er noch lange leben können. Am Tage war er wohl rauh und verächtlich mit ihr umgegangen. Aber nachts, da war er ein anderer Mensch gewesen, als ob es zwei ganz verschiedene Personen wären, der Chaim von Tage und der Chaim von der Nacht. Es gefiel ihr, wie er dann war, so heißblütig, so leidenschaftlich, daß er garnicht wußte, was er tat und redete. Ihr Blick fiel auf das leere Bett an ihrer Seite. Jetzt würde das nie mehr sein, nie mehr, nicht mit ihm und nicht mit einem andern. Sie hatte es geschworen.

Sie legte sich auf die Kissen zurück, zog die Arme ein und schloß die Augen. Die Nächte wurden in ihrer Erinnerung wach, die sie mit ihm verbracht, alle Freuden tauchten auf, die er sie gelehrt hatte, und langsam überzog eine brennende Lust ihre vollen weißen Glieder. Sie hatte nicht überschaut welche Folgen ihr Schwur haben würde. Sie hatte nur an Geld gedacht. Sie hatte vergessen, daß sie noch jung war und wahrscheinlich sehr lange leben würde. Aber dieses geheime süße Schwelgen, das ihr nettat wie Essen und Trinken, das köstlicher war als Essen und Trinken, das hatte sie sich abge



abgeschnitten. Er hatte sie überrumpelt. Er war immer unendlich klüger gewesen als sie. -"Du weisst ja nie, was du tust," hatte er ihr beständig vorgeworfen. Nun hatte er ihre Einfalt selbst ausgenutzt. Das war wieder der Chaim vom Tage, der Harte, Lieblose, der sie nicht leiden mochte, der sie missachtete und ihr nicht gönnte, dass sie noch leben und geniessen sollte, während er sterben musste. Was konnte sie dafür? Hatte sie nicht alles Erdenkliche getan, um ihn zu retten? Hatte sie nicht die besten Ärzte kommen lassen? Waren nicht Tag und Nacht die geübtesten Pflegerinnen um ihn gewesen? Es tat ihr gewiss leid, dass er gestorben war, aber von ihm war es schlecht, ihr ganzes weiteres Leben zu verderben. Was war nun alles Geld wert, wenn es sie um die süssesten aller Freuden brachte?

Sie sprang aus dem Bett. Vielleicht gab es noch eine Möglichkeit gutzumachen, ihr übereiltes Wort zurückzunehmen? Noch war der Tote im Hause. Es war keine Zeit zu verlieren. In wenigen Stunden verliess Chaim Levy für immer sein Haus. Sie schlüpfte in rasender Hast in ihre Kleider, brachte ihr Haar in Ordnung und stürzte mit solcher Heftigkeit ins Totenzimmer, dass die betenden Juden, abgespannt von der Nachtwache und versunken in die Einförmigkeit ihrer Litaneien, erschreckt auffuhren. So früh schon und so verzweifelt kam die Witwe, um zu weinen und zu klagen.

"Ruhen Sie doch noch," sagten sie voller Teilnahme. "Sie haben einen schweren Tag vor."

"Ich will meinen Schwur zurückhaben von ihm," rief sie und zeigte mit dem Finger auf den Toten. "Holt den Rabbi! Zögert nicht! Ich mag keinen Augenblick warten!"

In ihrer entbrannten Begierde war sie nur von der Sorge beherrscht, wie sich freizumachen von dem Schwur, den sie so unbedacht hergegeben.

Die frommen Juden waren bestürzt. Sie liebten keine Konflikte mit Toten. Tote sollten ihren Frieden haben. Der Älteste von ihnen stand auf, ein weissbärtiger erfahrener Mann, und erbot sich den Geistlichen zu holen.

Bald war er mit ihm da. Er hatte auch aus dem naheliegenden Bethaus einige Männer mitgebracht, damit ein Minjen zustandekomme und der Beschluss der Anwesenden rechtskräftig werde.

Der Rabbi schaute die Frau an, ihre volle fleischige Gestalt, ihre gesunden kraftvollen Glieder, und er erfasste, welche Nachkommenschaft dem heiligen Volke verloren ginge, wenn dieses Weib zu Enthaltbarkeit und Unfruchtbarkeit verurteilt bliebe. Um des heiligen Volkes willen musste sie von ihrem Schwur befreit werden.

Er wandte sich dem Toten zu und streckte die Hände nach ihm hin.

"Höre, Chaim Levy! Im Namen des Ewigen Gottes sage ich dir: gib deinem Weib den Schwur zurück!

Gib den Schwur zurück!

~~Du~~ hast den Schwur zurückgegeben!"

Er stand da, das Gesicht dem Toten zugewandt, mit ausgestreckten Händen.

Ein mühsam gedämpfter Freudenlaut durchzitterte die Stille.

Dann ging die Frau, wie erlöst aus schwerer Gefahr, mit leise schaukelnden Gliedern, die Wollust künftiger Nächte vorausgeniessend, in ihr Schlafzimmer zurück, während Chaim Levy stumm und unbeweglich unter der schwarzen Totendecke lag.

## P F I N G S E E N .

Von Clara Michelson.

Am Abhang der Hügelkette, die das reizende Tal Les Chevreuses nach der Südseite hin umschliesst, besass die pariser Aerztin Marie Desgouttes eine Parzelle aufgetheilten Landes. Im Laufe von wenigen Jahren hatte sie aus dem steilen steinigen Sandboden ein entzückendes kleines Anwesen hervorgezaubert. Schon von weitem leuchteten die weissen Stufen der Terasse, die zum hellen Häusehen führte, und die Rosenbüsche, Glycinienhecken und Fliedersträucher. Und wenn man näher kam, vernahm man ein Piepsen, Miauen, Glucksen, Bellen und Zwitschern, dass man hier einen vergessenen Rest des Paradieses währte. Freilich fehlte der Adam, und als Eva wäre die Doctoresse Marie Desgouttes wol zu wenig verführerisch erschienen. Keine einzige von den Parzellen ringsum konnte sich auch nur annähernd mit Ratinopolis messen, das im im Gegensatz zu seinem Namen einen grossen schwarzen porzellanenen Kater auf dem First des Daches als Wahrzeichen trug.

Diese Ungereimtheit zwischen Namen und Wahrzeichen war bezeichnend für Marie Desgouttes selber, die aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt war, und für die <sup>doch</sup> alles Gegensätzliche ~~von~~ Reiz hatte.

Ratinopolis war der lichte Punkt ihres Daseins, der Ableiter ihres Gefühlsüberschusses. Ihre freie Zeit zwischen Sprechstunden und Krankenbesuchen verbrachte sie ~~dort~~ und es überkam sie jedes Mal eine Spur von Rührung, wenn <sup>i hrer</sup> bei An<sup>er</sup>kunft aus der Stadt die ganze geflügelte, gepanzerte und bepelzte Gesellschaft ihr mit allen Zeichen der Freude entgegenstürzte und sich in einen Wettstreit um ihre Gunstbezeugungen einliess.

Es war ihr ein Leichtes die Freundschaft dieser Geschöpfe zu gewinnen, und sie hätte sie ins Unendliche vermehren können, denn jedes Tier, das sie in Ratinopolis hineinsetzte, wurde in kurzer Frist ihr

ihr Freund. Nur das Vertrauen und die Sympathieen der Menschen verstand ~~verstand~~ sie nicht zu erwerben, und wenn sie nicht bei ihren Tieren war, die auch nur so lange ihr Bewusstsein ausfüllten, als sie sich mit ihnen beschäftigte, drückte ein Gefühl völliger Vereinsamung sie nieder.

Pfingsten stand vor der Tür. Ratinopolis strahlte in seiner jungen Schönheit und in verschwenderisch ausgegossenem Sonnengold, und Marie Desgouttes empfand mit einem Male den brennenden Wunsch auch Pfingsten zu feiern, wie die andern gewöhnlichen Sterblichen, obgleich sie an keinerlei Gott unter keinerlei möglichen Form glaubte und die Menschen aus Herzensgrunde verachtete. Aber der Frühling, das Sonnengold und Blüthenpracht regte <sup>die</sup> sie irgendwie auf, und sie wollte auch ihren Festtag haben, an gedecktem Tische mit ihresgleichen sitzen, und froh sein und lachen. Ihre piepsende, miauende und glucksende Gesellschaft genügte ihr nicht mehr.

Doch für sie war das keine einfache Sache. Jegliche Beziehungen zu ihren Verwandten hatte sie längst abgebrochen, und Freunde besass sie nicht. Sie konnte doch unmöglich ihren Portier oder ihre Aufwartefrau einladen, die ohne Zweifel gern gekommen wären.

Da kam der Zufall ihr unerwartet zuhülfe. Einen Tag vor dem Fest stellte sich der Versicherungsagent Herr Jules Besnard ein, um wie seit Jahren, den Beitrag für ihre Lebensversicherung einzukassieren. Es war ein ansehnlicher redseliger Mann, der ihr jedes Mal von seinem Eheglück vorschwärzte. Um dieselbe Zeit erschien auch auf der Bildfläche Ivonne Mortier, ein älteres Fräulein mit viel Temperament und schönen jugendlichen Beinen. Marie Desgouttes hatte <sup>a</sup> <sup>sie</sup> auf Reisen kennen gelernt, und seitdem <sup>als</sup> versäumte Ivonne Mortier nicht, jedes Mal, wenn sie in Paris war, sie aufzusuchen. Sie war Litteraturlehrerin an einer Mädchenschule in Kopenhagen und kam von Zeit zu Zeit nach Paris, um

sich hier für den strengen Lebenswandel, zu dem ihr Beruf sie zwang, ~~und~~ schadlos zu halten.

Der Gegensatz des <sup>f/</sup>beriedigten Ehemannes und des in seinem Lebens-  
hunger ungesättigten Fräuleins brachte die Aerztin auf den Gedanken,  
sie zusammen, einschliesslich der Gattin des ersteren, einzuladen und  
sich auf solche Weise ein richtiges Feiertagsvergnügen zu verschaffen.

Pfingstsonntag war so schön, wie er zu werden versprochen hatte. Der  
Flieder und die Rosen dufteten sinnverwirrend, und die Sonne schien be-  
törend. Marie Desgouttes hatte leckere Dinge aus der Stadt mitgebracht  
und die Gäste hatten reichlich Gelegenheit aus einem Entzücken ins ande-  
re zu geraten.

Frau Besnard war in der Tat die passende Gefährtin für ihren Mann.  
Gross und kräftig wie er, entwickelte sie gleich ihm einen gesunden Appe-  
tit, und die reichlichen Vorräte verschwanden im Handumdrehen. Die  
Gastgeberin freute sich darüber: das verriet Festtag und gute Stimmung.  
Zu reden gab es genug. Frau Besnard wusste so lebhaft davon zu erzählen,  
was Herr Besnard alles gern ass, und <sup>dieser</sup> ~~der letztere~~ konnte nicht genug  
die Kochkunst seiner Gattin rühmen. Es war wirklich eine Harmonische  
Desgouttes  
Ehe. Marie sah mit zufriedenen Schmunzeln das ältere Fräulein an. Der  
Armen floss sicher das Wasser im Munde zusammen.

Nach dem Essen setzte man sich zu den Rosen, den Glycinien und  
dem Flieder und schaute bei Vogelgezwitscher auf das Tal hinab, das  
im leichten Sonnendunst frühlingshaft zart und <sup>e</sup>liblich dalag.

Der klugen Aerztin schien das der rechte Augenblick zu sein, um das  
Spiel  
~~das~~ in ihren Gästen verkörperten Gegensätze auszulösen und so ihrem  
festtäglichen Geniessen den Höhepunkt zu <sup>verteilen</sup> geben. Sie holte ihre beiden  
Affen <sup>Rintintin</sup> ~~Respatin~~ und Nénette, die trotz der gleichen Grösse und der ge-  
meinsamen Zugehörigkeit zur Affenfamilie voneinander nichts wissen woll-  
ten. Das fröhlich zwitschernde Männchen mit dem flachen klugen Gesicht-

chen ~~sehen sie unmittelbar~~ ~~in~~ ~~ihrem~~ ~~Augenblick~~ ~~trat~~ ~~sein~~ ~~großes~~ ~~Haus~~ ~~an~~  
~~nicht zu besichtigen~~ und nahm von der ihm zugewiesenen Gefährtin mit der  
Hundeschnauze trotz ihres neuen rosa Pfingstkleidchen ~~keine~~ <sup>nicht die geringste</sup> Notiz.  
Aber Marie Desgouttes hatte erreicht, was sie wollte. Man sprach über  
Liebe, sie selbst mit Spott, - denn sie hielt von ihr ebensönig <sup>wo</sup> wie von  
Gott und den Menschen, - Yvonne Mortier mit Gier und das Ehepaar Bes-  
nard mit der Ruhe der Besitzenden.

"Ach, die Männer", rief die Aerztin. "Ich traue keinem einzigen  
von ihnen." Sie warf ihre Worte wie Körnchen feinen Explosivstoffes  
ins Gespräch.

Frau Besnard fuhr auf. "Mein Mann ist eine Ausnahme," erwiderte  
sie erregt. "Aber wenn irgend eine es wagen sollte, ihn mir abspenstig  
zu machen, schiesse ich sie nieder wie einen Spatz."

Yvonne Mortier, die alle verheirateten Frauen hasste und stets  
bereit war, ihnen einen Schabernack zu spielen, fühlte sich in ihren  
gerechten Ansprüchen getroffen, <sup>und</sup> beschloss sofort auf diesen so ener-  
gisch verteidigten Gatten, ~~der ihr ausserdem gefiel~~ <sup>der ihr ausserdem gefiel</sup> einen Angriff zu machen. Sie ~~liebte~~ <sup>liebt</sup> diese  
kräftige ~~gerade~~ unkomplizierte Art von Mann, bei der man immer wusste, was  
man zu erwarten hatte.

Sie schürzte leicht ihr Röckchen, summete eine heitere Melodie  
vor sich hin und bewegte leise im Takt dazu ihre schönen jugendlichen  
Beine.

Herr Besnard lächelte und zeigte <sup>seine</sup> kurzen gesunden Zähne. Das gab  
Yvonne einen Schauer, und sie verstärkte ihren Angriff. Als <sup>geschähe</sup> ~~wäre~~ es  
unversehens, liess sie ihr Obstmesser zur Erde fallen. Er bückte sich,  
um ihr beim Aufheben zu helfen, und dabei berührten sich ihre Hände.

Marie Desgouttes freute sich. Ihr Experiment schien zu gelingen.  
Frau Besnards ~~Augen~~ <sup>Blick</sup> wurden dunkel und spitz. "Es wird kühl," sagte  
sie, obwohl die Sonne noch herrlich schien. "Es ist vielleicht ratsam

noch heute in die Stadt zurückzukehren."

"Davon kann keine Rede sein," entgegnete kategorisch Marie Desgoutte s.  
"Sie werden mich doch nicht ohne jeden Grund im Stich lassen. Alles ist  
zur Nacht für Sie hergerichtet."

Herr Besnard sagte garnichts. Er lächelte nur und zeigte seine  
kurzen gesunden Zähne. Dieses Lächeln war wie eine Maske. Man konnte  
sich dahinter denken, was man wollte.

Yvonne Mortier wurde immer lebhafter. Sie mobilisierte ihre ganze  
Person. Sie sprühte Witz und Einfall wie ein <sup>p/</sup>Springbrunnen nachts beim  
Scheinwerfer.

Frau Besnard kochte. Man sah es ihr an. Am liebsten hätte sie sie  
wol gleich niedergeschossen. Aber <sup>Sie</sup> hatte keine Waffe, und sie kam nur  
dazwischen mit langweiligen Geschichten von Liebe und Treue, denen  
niemand zuhörte.

Marie Desgouttes frohlockte. Ihre Menschenverachtung schien ein  
Mal mehr ihre Rechtfertigung zu finden.

Zum Glück musste Yvonne noch am selben Abend in die Stadt zurück.  
Sie hatte auch von vornherein nur auf einen Tag ihren Besuch zugesagt,  
da es viel während ihres kurzen Aufenthaltes in Paris zu <sup>tu</sup> gab.

Welche Erholung war das für Frau Besnard. Sie fühlte gleich, wie <sup>mich</sup> sie  
~~müde~~ nach der Anspannung des Tages war, und es zog sie ins Bett, obwohl  
es noch früh war. Aber Jules sollte mitkommen. Nach Sonnenuntergang  
war es ~~wirklich~~ frisch geworden, und die Laken waren feucht und kühl.

Doeh Jules dachte nicht daran. Er hörte nicht auf ihren Ruf und  
wollte noch durchaus nach unten an den Weiher, wo Nachtigallen schlü-  
gen. Marie Desgouttes hatte ihm davon erzählt, und er ging nur auf  
einen Augenblick dahin, um sich selbst überzeugen.

Kaum war er mit der Aerztin allein, da fiel die Maske. Das Lächeln  
schwand. Ein Glimmen war in seinem Blick, und er fragte auch schon:

"Diese Yvonne? Wo wohnt sie eigentlich in der Stadt, diese Yvonne?"

Marie Desgouttes sah in dieses Glimmen hinein wie in ein Probierglas. Sie wusste genug. Mehr brauchte sie nicht. Das Experiment war geglückt. Ihre Menschenverachtung hatte recht behalten.

"Wir können umkehren," sagte sie. "Oder wenn Sie wollen, gehen Sie allein dahin. Ich bin nicht sicher, ob die Nachtigallen heute schlagen. Ach, Yvannes Adresse? Es tut mir leid. Ich habe sie in der Stadt gelassen. Wenn Sie sich nochmals bemühen wollen...."

Die schmale Mondsichel stand auf der krausen Kante des jenseitigen Hügellandes. Sterne glitzerten auf bläulich samtenem Grunde. Das junge Laub rauschte. Die Luft war voll des Duftes quellender Frühlingsäfte. In der Ferne schrie ein Wild... Heimlich flüsterte es im Busch...  
Pfungsten !



Chaim Rubin.

---

Das Meer umschlang im Osten und Süden die Stadt, und was die törichten Menschen auch taten, es trieb sein Spiel ruhig weiter, wie seit tausenden von Jahren. Bald lag es still und unbeweglich und seine türkisblaue Flut schien unschuldig, wie das lachende Antlitz eines kleinen Kindes, oder es stürmte in wilder Lust mit weissen Wellen auf das steinige Ufer und spritzte weit seinen Gischt über die Böschung. Oder seine leicht gewellte Fläche erglänzte im fahlen Morgenlicht wie ein schimmernder Opal. Dann aber war es plötzlich von einem satten tiefen Grün mitten am Tage und erzählte von Meerjungfrauen mit sterblicher Seele und König~~innen~~en in weissen Palästen. Oder es wurde launisch ohne jeden Grund und grollte. Tag und Nacht, Tag und Nacht schlug es dann gleichmässig alle 10 Sekunden lang an die Küste mit dem immer gleichen Laut, dass es auf die Nerven die wirkte. Aber was gingen ~~den~~ Menschen das Meer an? Sie hatten es eine Zeit lang mit Minen gefüllt, um einander umzubringen, und das Meer zog nur seine Fische fort und sagte: „Tut es!“ Zerfetzte Menschenleiber flogen an seinen Grund und elendes Wrack schwamm auf seinen Wellen. Was ging es das Meer an? Oder sie kamen in Reih und Glied auf grauen Schiffen an die Stadt heran und schossen aus schweren Geschützen auf das unbefestigte Ufer. Was ging es das Meer an? „Tut es nur!“ Was sind sie dem Meer? Ein Wellenschlag, und alles ist vergessen. Da war auch eine Zeit, als tobende Haufen einzelne Menschen ergriffen und in die Wellen schleuderten, und die Opfer schrien und kämpften und in die Tiefe versanken. Was geht es das Meer an?

Jetzt standen die Bolschewisten zum zweiten Male in der meerumspülten kleinen Südstadt, und wie wie wieder auflösten und zerstörten, was auf festem Bauwerk vor der alten Kultur übrig geblieben war, so schufen sie helle leuchtende weite Luftschlösser für die Aermsten, für alle.

Es war 5 Uhr nachmittags an einem sonnendurchglühten Maienstage. In dem Saale der früheren Bildergalerie, an denen Wänden wie aufgerissene Rachen leere Rahmen gähnten, stand dicht aneinander gedrängt ein bunt gewürfeltes Publikum: Matrosen, Soldaten, Arbeitervolk, Dienstmädchen, Kleinbürger. Hier und da verrieten trotz der vereinfachten Kleidung die feineren Züge und die Art sich zu halten den Bürger oder die Bürgerin. Es war das erste grosse Meeting-Konzert in dieser Stadt. Berühmte Grossstadtkünstler, die Hunger und andere Not an diesen entlegenen Ort geführt hatten, traten auf. Der Saal war überfüllt trotz der drückenden Schwüle des Tages, und man lauschte mit angehaltenem Atem und mit vorgestrecktem Kopf den noch nie gehörten Lauten. Nur zuweilen klang dazwischen der Ausruf eines Kindes vom Arm einer Mutter oder eines Vaters her.

Als der musikalische Teil vorüber war, erschien auf dem Podium der Held des Tages dieser Stadt, Chaim Rubin, der junge Jude mit dem feinen dunklen Dichterkopf. Händeklatschen empfing ihn. Er trat näher und grüsste die Menge mit seinem begeisterten guten Gesicht und seinem hellen Lächeln. Als es still wurde, begann er zu sprechen.

„Die Tore haben wir Euch aufgetan in das Wunderreich der Kunst. Wandelt auf ihren klingenden, leuchtenden Wegen und vergesst, was gewesen ist, vergesst, was man Euch angetan hat! Lasst mich <sup>e</sup>ure weinende Seele frei-küssen zu/ Freude und Schönheit. <sup>e</sup>ure Seele, die Sorge und Mühsal gebunden haben! Macht auf Euer Auge und Euer Ohr! Euer Schritt wird schwanken auf dem ungewohnten Boden und Euer Auge geblendet sein von der Fülle des Lichtes, Doch

wir gehen mit Euch, wir stützen Euch. Euer Weg ist es und Euer Licht, die wir Euch wiedergeben, und ~~den~~ man Euch geraubt hat hunderte und hunderte von Jahren lang. Finsternis und Not hat man zu Euerem Hause gemacht. Lasst mich <sup>e</sup> Eure Seele frei küssen zu Freude und Schönheit! "

Er hielt einen Augenblick inne, seine eigene Bewegtheit überwältigte ihn. „Seht, wer heute zu Euch gekommen ist, um Euch seine Gabe zu bringen: die auf dem Gipfel der Kunst Stehende! Nur vor den Reichen und Mächtigen der Welt erklinge bisher ihre Saiten. Wer hat es träumen können, dass sie zu Euch kommen würden? Und fragt sie nur: ist es nicht grösseres Glück ~~vor~~ vor Euch mit <sup>e</sup>urer verschmachteten schönheitsdurstigen Seele zu singen und zu spielen, als vor ihnen, den Ueber-satten, den geistig Armen vor Sattheit.....“ Er sprach lange, seine Rede war wirr, sie bestand aus abgerissenen Gedanken-fetzen. Doch in ihnen allen, die ihn hörten, lag aufgewühltes Land, lagen aufgeworfene Erdklöße, schmachend nach neuem Samen, um frische Frucht zu tragen. Und er streute Samen auf fruchtbare Erde.

Bella Scher, die junge Studentin, lehnte <sup>sich</sup> mit weissem Gesicht und mit weiten glänzenden Augen an die Wand. Rotblonde Locken fielen aus dem grüneidernen Kopftuch auf Stirn und Wangen. Sie bebte. Sie bebte vor dem Glück dieser Stunde, die so viel Schönheit barg, die so hohe weite Wege zeigte. Diesen ~~ganzen~~ Feiertag war sie auf den Füßen und war Chaim Rubin nachgegangen, Chaim Rubin, der Seele des Festes. Zum dritten Male hörte sie ihn heute. Am Morgen hatte er die Schulkinder vom Balkon des Hotels aus begrüsst, und um die Mittagsstunde hatte er eine Ansprache auf dem grossen Platz, dem sogenannten Heumarkt, gehalten. Sie liebte seine bilderreiche Sprache voll Farbe und ~~Glut~~ <sup>Glut</sup>, und es schien ihr, dass niemand ihn so gut begreifen könnte, wie sie.

Als Chaim Rubin endete, war alles still. Alles hielt

den Atem an, keine Hand rührte sich. Erst als er den Kopf hob und sich zum Gehen wandte, brach es aus wie ein Jubelsturm. Noch im Banne des Erlebten liess Bella Scher mechanisch von der Menge aus dem Saal schieben. In dem schmalen Korridor vor dem Ausgang blieb sie stehen. Es überkam sie plötzlich der Wunsch, ihm ein paar Worte für all das Gute zu sagen, das er gab. Ein heftiger Zugwind wehte um ihr heisses Gesicht und drang durch ihre Kleider bis auf die erhitzten Glieder. Der Saal war beinahe leer. Letzte Saumselige zögerten plaudernd. Endlich kam er in lauter Gesellschaft. Er sah rot und aufgereggt aus und wischte sich mit einem dunkel geränderten Taschentuch die schweissige Stirn. Bella Scher machte einen Schritt auf ihn zu, und er blieb stehen. Mit ein wenig verlegener Gebärde streckte sie ihm die Hand hin.

„Ich wollte Ihnen nur danken für Ihre guten, guten Worte. Sonst nichts,“ sagte sie einfach.

Ein freudiger Schein ging über ihm sein Gesicht.

„~~Wann~~ ~~Wann~~. <sup>Mir danken?</sup> „Nein, ich muss Ihnen danken,“ rief er. Ihnen allen für den heutigen Tag. Er ist der schönste in meinem Leben.“

Dann zog er tief den Hut vor ihr und ging mit den anderen weiter.

Die starke Freudigkeit, von der Chaim Rubins Worte und Taten getragen waren, weckten eine neue frohe Lebensstimmung in Bella Scher, und sie war ihm auch dafür dankbar, dass er als ein Führer der Ortsmassen an dem wilden Rachegeschrei dieser Zeit nicht teilnahm, sondern im Gegenteil alles dazu tat, um die losgelassenen Instinkte zu bändigen. Wie ein erlösender Intervall klangen seine Reden inmitten des trostlosen Chaos. So wenig als möglich wollte Bella Scher sie sich entgehen lassen. Wenn sie hörte, dass er irgendwo sein würde, machte sie sich frei, um ihn nicht zu versäumen.

Einige Tage nach dem Konzertmeeting war ein Vortrag

mit Diskussion in dem Verband der professionellen Vereinigungen angekündigt. Es hiess, dass auch Chaim Rubin sein Erscheinen zugesagt hätte. Bella Scher war unter den ersten Gästen. Selbst in den vorderen Reihen waren nur wenige Stühle besetzt. Sie nahm in der Nähe des Rednertisches Platz und sah zu, wie der weissgetünchte einfache Saal sich langsam füllte. Von Bekannten war niemand da. Das gab ihr ein Gefühl der Befriedigung. Sie hatte keine Lust, den Eindruck, den Chaim Rubin auf sie ausübte, zu besprechen, als könnte ihr dadurch etwas genommen werden, was ihr Eigenes war. Es war ein seltsames Gefühl, über das sie selbst lächeln musste. Das Glockenzeichen hiess endlich alle persönlichen Betrachtungen abbrechen und die Aufmerksamkeit einem dünnen, hohlwangigen jungen Menschen zuwenden, der sich vor die anspruchsvolle Aufgabe gestellt hatte, den nächsten Weg der Ereignisse in dem schier unübersehbaren Wirrwarr zu bezeichnen. Er sprach mit einem wilden monotonen Pathos, den eine werfende Bewegung seiner langen Arme begleitete. Seine Rede war durchflochten von krassen Ausfällen gegen das Bürgertum. Der eintönige Lärm seiner Worte und die Monotonie seiner heftigen Bewegungen wirkten Bella Scher bald auf die Nerven. Schon schwankte sie zwischen der Absicht, den Raum zu verlassen und dem Wunsche, Chaim Rubin wiederzusehen, als sich geräuschlos eine Seitentür öffnete, und der Erwartete leise eintrat und sich an die nächste Wand stellte, um den Redner nicht zu stören. Doch die Menge immer eigenwillig wie ein Kind unterbrach mit Handklatschen den Vortrag, um ihren Liebling zu begrüßen. Chaim Rubin verneigte sich und blieb im Hintergrund. Erst als der Redner zu Ende war, kam er vor. Seine Augen glitten über die Anwesenden hin. Er sammelte sich. Es schien fast, als sähe man, wie die Gedanken ihm zuströmten, wie sie auf seinem Antlitz aufleuchteten und hinausdrängten. Und er sprach. Wie ein Dichter, der die Menschen in sein schönes Phantasieland führt. Und so stark war die Gewalt seiner Gabe, dass man ihm glauben

glauben musste, was er da erzählte von nahenden guten Zeiten, und dass man die harte blutige Wirklichkeit unter dem wogenden blumigen Gewebe vergass, das er über sie breitete.

Und wie immer, <sup>waren</sup> ~~xxxxx~~ alle still und erfüllt von einer verschämten Rührung, als er zu Ende war. Es sollten noch andere Redner auftreten, aber für Bella war der Abend zu Ende. Sie erhob sich und ging hinaus. Ein weicher stiller Maienabend empfing sie und verstärkte die Stimmung ~~xxx~~ von Erwartung und Sehnsucht, in die Chaim Rubin sie gebracht hatte. Die Strasse war menschenleer und unbeleuchtet, doch der Vollmond hing wie eine riesengrosse elektrische Bogenlampe dicht über den Häusern. Ein leichter Wind trug den süssen Duft von Akazien und zergerissene Töne eines Volksliedes her, das eine hohe Mädchenstimme sang. Da hörte sie eilige Schritte. Sie sah sich um und erkannte von weitem die Silhouette Chaim Rubins an dem langen Schatten, der auf den Fahrdamm fiel, seinen ~~xxxxx~~ breitrandigen weichen Filzhut und die langen gleichmässig verschnittenen Haare. Unwillkürlich beschleunigte sie ihren Gang, aber er hatte sie rasch eingeholt. Er grüsste sie und reichte ihr die Hand, als wären sie gute Bekannte. ~~xxxxx~~

„Fürchten Sie sich nicht, allein zu gehen?“ fragte er ohne jede andere Einführung.

„Ich bin es so gewöhnt,“ erwiderte sie und dachte: wie selbstverständlich und einfach doch das Glück ist. Geht er neben mir her, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt. -

Sie kamen gerade auf den Katharinenprospekt hinaus, die schönste Strasse der Stadt. Auf der einen Seite lag das in Stein gefasste Meerufer und auf der andern standen prachtvolle villenartige Bauten, die in der verhältnismässig kleinen Stadt überraschend wirkten.

„Wie wandelbar das Glück ist,“ sagte Bella und zeigte auf die Häuserreihe. „Jetzt sind sie leer und ihre Besitzer quälen sich irgendwo in überfüllten Räumen. Vielleicht sind manche noch obdachlos. Man sagt, dass viele in früheren Gefangnissen untergebracht ~~wurden~~ <sup>sein</sup> ~~sollten~~, weil sie sonst nirgends Platz gefunden ~~hätten~~ <sup>hätten</sup>.

„Ja,“ antwortete Chaim Rubin, „jetzt sind wir oben auf. Man muss nicht weiter denken und das Glück genießen, solange man es hat. Ach, ist der Abend schön! Das Meer ist heute wie ein silberner Spiegel. Noch nie habe ich es so still gesehen, Hören Sie hin: es gibt <sup>e</sup> keinen Laut von sich. Ich habe zwar versprochen, noch heute an einer Stelle zu sein. Aber ich will nicht. Solch eine schöne Nacht hat ihr Recht und unsere Jugend auch. Wollen wir nicht den Quai hinuntergehen bis an das Ende. Ich begleite Sie später nach Hause. Wollen Sie?“

Ob sie wollte! Als ob sie sich gleich etwas Schöneres ausdenken konnte als mit Chaim Rubin in einer wundervollen Mainacht am Meere entlang gehen, den süßen Duft der Akazien, die am Wegrande standen, einatmen und auf das weite, blanke ruhende Wasser hinausschauen. Sie fühlte, wie er sie von der Seite betrachtete.

Haben

„~~Wären~~ Sie nicht auch das Gefühl, als wären wir alte Bekannte, und als wäre dies Zusammensein schon lange vorbereitet?“

Bella Scher konnte kaum antworten. Es war so unerwartet viel auf einmal, und besonders dieses, dass sie ihm so nahe stand, ohne es zu ahnen. War sie doch immer nur eine von Hunderten der Menge vor ihm gewesen und hatte nicht mehr von sich ~~ausgesprochen~~ <sup>geäußert</sup> als die paar Worte an jenem Nachmittag. Alles das erfüllte sie mit einem ungekammten Glücksgefühl. Aber sie sagte nur wenige schlichte Worte.

„Dass ich Sie kenne, ist nicht erstaunlich. Wer

kennt Sie nicht in der Stadt? Aller Augen sind auf Sie gerichtet. Aber dass Sie mich kennen, ist überraschend! Ich bin doch nur eine von Vielen."

"Für den, der keine Augen hat!" erwiderte er lebhaft, "ich habe Sie schon längst bemerkt!"

"Wann denn? Wann haben Sie dazu Zeit gehabt?" fragte sie, mit glücklichem Staunen. "Wenn Sie da stehen und sprechen, da scheint es, dass alles von Ihnen so weit ist, die ganze Wirklichkeit."

"Das ist wahr! Es ist so, während ich spreche. Aber in den ersten Minuten, da ich noch nicht weiss, was ich reden werde und in der letzten, wenn es vorüber ist, da bin ich frei. Doch bleiben wir bei Ihnen. Erzählen Sie mir, was Sie tun, wer Ihre Freunde sind. Ich habe mir manches Mal auszumalen versucht, wie Ihr Leben aussehen müsste."

Da erfuhr er, dass sie Studentin der Medizin wäre, aber jetzt Stunden gäbe, seitdem ~~dem~~ ~~der~~ Bürgerkrieg sie von der Universitätsstadt abgeschnitten, und dann, wie sie den Vater früh verloren hätte und wie die Mutter mit zwei Kindern in dürftigen Verhältnissen zurückgeblieben wäre, und dass der Tod nach wenigen Jahren auch den Bruder, einen gedankenvollen kleinen Jungen, genommen hätte. Das wäre ihr erster harter Schmerz gewesen. Chaim Rubin sah, wie das schöne weisse Gesicht mit schwerem Ernst auf die silbern schimmernden Fluten hinschaute, und er fühlte, dass der Hauch jugendlicher Sorglosigkeit ihrem Wesen schon genommen war.

"Jetzt sind wir beide allein, die Mutter und ich," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. "Aber die Mutter macht es mir nicht schwer, dass ich ihre ganze Hoffnung und ihr einziger Trost bin. Sie ist klug und gut. Es ist sehr viel, wenn man eine gute und kluge Mutter hat." Sie wandte sich ihm wieder ganz zu und auf ihrem Antlitz strahlte jetzt



ein feines glückliches Lächeln, der Widerschein dieser Stunde. Er sah mit Entzücken, wie beredt ihr Gesicht war.

„Wir wollen uns wieder treffen, immer wieder,“ sagte er hingerissen.

„Sie sind doch so in Anspruch genommen mit tausend Dingen,“ erwiderte sie still mit gesenktem Kopfe. Er ergriff ihre Hand. „Ich werde schon Zeit finden. Und Sie müssen immer da sein, wenn ich rede. Ich werde auf Sie schauen, und ich werde so sprechen, wie ich nie zuvor. Ich weiss es. Wollen Sie, ja?“

„Ja, ich will,“ erwiderte sie noch leiser. So trat Chaim Rubin in das Leben von Bella Scher.

Er gab ihr seine freie Zeit und seine freien Gedanken. Er sandte Boten zu ihr mit Briefen und Blumen und schönen Gedichten. Gegen Abend nach Vollendung ihrer Tagesarbeit stand Bella Scher vor dem grossen weissen Hotel, in dem sich seine Kanzlei befand und wartete auf ihn. Wenn er Zeit hatte, gingen sie den Quai hinunter bis zu der Stelle, wo der Weg in die Steppe auslief und sandig und uneben wurde. Sie schauten auf Himmel und Wasser und besprachen alles, was in ihre Herzen aufstieg.

Acht Tage waren nur seit jenem ersten Abend vergangen, und so durchwoben war ihr ganzes Sein von ihm, dass sie es gar nicht mehr zu fassen vermochte, wie ihr Leben hatte zwanzig Jahre lang bestehen können ohne ihn. Nur etwas legte sich manchmal in vorüberhuschenden Augenblicken wie ein Schatten auf ihre hellen Stunden: das war, wenn er sie berührte, wenn er nach ihr fasste. Sie spürte da dunkel eine verhaltene, ihr nach Fremde Begierde.

Sie stand wieder an einem Spätnachmittag <sup>Vor dem Kobil</sup> und wartete. Seine Arbeitsstunde war längst zu Ende, und er kam noch immer nicht. Da ging sie über den Fährdamm ans Meerufer und lehnte sich an die steinerne Brüstung. Der Wind kräuselte die saphirfarbene Flut zu kleinen weissen schäumenden Wellen, und der Himmel lag schwer darauf mit

violettgrauen goldumränderten Wolken. Auf den Bergen im Westen fiel zwischen tiefen Schatten ein schmaler rötlich leuchtender Schein, ohne dass die Sonne zu sehen war. Nah aneinander gekommen schienen Wasser, Himmel und Berge, und voll tiefer Schauer war die seltsame Bewegtheit der Natur. Da fühlte Bella einen leichten Schlag auf die Schulter. Chaim Rubin stand neben ihr und sah ihr ins Gesicht. Er nahm ihr das grünseidene Kopftuch ab und sagte: „Man könnte glauben, Sie wären dem Meere entstiegen mit Ihren rotblonden Locken und dem weissen Gesicht!“ Und er ergriff fest ihren Arm und zog sie fort. „Wohin?“ fragte sie. „Zu mir,“ erwiderte er. „Sie sind doch noch nicht ein Mal bei mir gewesen.“

„Wollen wir nicht lieber am Meere entlang gehen? Sehen Sie, wie es heute aussieht.“

„Das können wir nachher. Ich muss Ihnen heute was sagen, Bella. Bei mir sind wir ungestört.“

Sie gingen schweigend. Bella fühlte den festen Druck seines Armes an ihrem Körper. Er wohnte in einer Nebenstrasse in einem weissen zweistöckigen Hause. Schlanke hellgrüne Akazien, so hoch wie das Haus, standen davor voll weisser Blüten. Er liess sie nicht einen Augenblick frei. Er zog sie die Treppe hinauf und läutete, indem er den linken Arm mit der grossen Ledermappe hob.

Bella lachte. „Ich kann ja laufen.“

Aber er wehrte hastig. „Nein, nein, es geht doch auch so, wie Sie sehen.“

Ein grosses hübsches Mädchen mit dunklen Haaren und dunklen Augen für öffnete. „Guten Abend, Dora,“ sagte Chaim Rubin. Das Mädchen blieb an der Türe stehen und sah ihnen nach.

„Was hat das Mädchen?“ fragte Bella. „Sie ist

sehr hübsch. Wer ist sie?" Er lachte auf. „Finden Sie? Sie ist die Tochter der Wirtin. Ja, sie ist hübsch.“ Und er lachte wieder. „Doch was geht sie uns an. Kommen Sie, Bella. Nehmen Sie ab.“

Er hatte ein freundliches viereckiges Zimmer. An den Wänden hingen Drucke und Photographien bekannter Bilder und Statuen von Repin, Antokolsky, und im Zimmer sah es auch sonst sauber und ordentlich aus. Ein grosses altmodisches Mahagonisopha stand zwischen zwei Fenstern und davor ein Tisch, und auf die weisse gehäkelte Tischdecke war eine Vase mit Wieserblumen gestellt.

„Ach, wie nett es bei Ihnen aussieht,“ sagte Ballä.

„Ich hatte noch keine Zeit, Unordnung zu machen. Ich war den ganzen Tag über nicht da. Das merkt man. Ich hätte ein besändertes Talent zur Unordnung, sagt Dora immer.“ Er nahm ihr den Mantel ab und griff nach ihrem Kopftuch, das sie sich wieder umgebunden hatte.

„Das mache ich selbst, Rubin.“

„Nein, ich will es,“ beharrte er. „Erlauben Sie doch, Bella.“ Er liess sie nicht einen Augenblick frei von seiner Berührung. „Wie schön ist doch Ihr Haar, Bella,“ rief er, als die befreiten rotblonden Locken hervorquollen. „Und wie weisse Ihre Haut ist! Sie sind ein richtiges Meer-  
mädchen. Und Ihre Augen: grau, blau grün!“ Er schleuderte das Kopftuch und den Mantel auf die weisse, frischgebügelte Piquédecke seines Bettes. „Wie kann man nur so?“ lachte Bella. „Ach was!“ erwiderte er: „Jetzt kommen Sie!“ Und er zog sie auf das weiche rote Mahagonisopha. Er setzte sich dicht dabei und legte den Arm um sie. Sie wehrte sich mit einer leisen Bewegung. „Lassen Sie doch! Warum wollen Sie nicht, Bella?“ bat er. „Man muss nicht gleich so, Rubin,

bitte nicht." „Warum denn nicht, Bella?" erwiderte er mit leisem Vorwurf. „Hast Du mich denn nicht lieb?" „Muss man gleich damit anfangen, bitte, Rubin, noch nicht." „Wenn Sie nicht wollen, Bella, dann gewiss nicht," sagte er etwas gereizt. Er erhob sich und setzte sich auf den nächsten Lehnstuhl. Sie war beschämt. Sie kam sich ungelenkt und kindisch vor. „Rubin, Lieber," bat sie weich und ergriff seine Hand. „Verstehen Sie mich doch! Seien Sie nicht böse auf mich." Da setzte er sich wieder zu ihr und umfasste sie. Sein heisser Atem lag auf ihrem Gesicht. „Ach, ich sehne mich nach Dir, Bella. Warum tust Du nur so? Was ist es? Wir sind doch beide weit von allen dummen Vorurteilen?" „Ach, Rubin, Lieber, es ist doch kein Vorurteil. Es ist ganz was anderes. Warum verstehen Sie mich nicht?"

Ach, sie liebte ihn. Wenn er nur wüsste, wie sie ihn liebte. Aber das Eine, das Letzte, das konnte sie ihm noch nicht geben. Noch war sie nicht reif dazu. Eine dunkle unerklärliche Bangigkeit hielt sie vor diesem Letzten zurück, das ihr vorkam wie das Meer, wenn es stürmte und brauste, masslos, gierig, grausig in seiner Gewalt.

„Bella, Teuere, sieh, niemand hat Haare, wie Du, glänzende, goldblonde üppige Wellen. Lass sie mich streicheln, lass sie mich streicheln. Niemand hat Augen, wie Du, tiefe schimmernde Märchenaugen. Lass mich Deine Augen küssen, Bella. Und wer hat einen Mund wie Du mit einer süssen schwellenden kleinen Unterlippe. Lass mich trinken von Deiner Munde, Bella, lass mich trinken. Niemand hat Glieder wie Du, weisse feine keusche Mädchenglieder, lass sie mich fassen, Bella, lass sie mich fassen!"

Sie hielt still, und er küsste mit versengender Glut ihre Haare, ihre Augen und ihren Mund, und er umfasste ihren ganzen Körper und presste ihn an sich. Da machte sie sich frei und liess sich vor ihm auf die Kniee nieder und

flehte. „Lass mir Zeit, Lieber, dass ich es Dir gebe mit freiem Willen und voller Seele. Lass unsere Liebe so schön bleiben, wie Du schön das Leben umschaffen willst. Reiss mir nicht zu früh meine Blätter vom Baume. Sieh, was ich in mir trage, ist doch auch Liebe, starke Liebe, die in mir wächst, wie ein Baum mit tiefen Wurzeln und festem Stamm. Lass unsere Liebe so rein bleiben, wie jene Träume und jene Sehnsucht, die Du selber in die Seelen gelegt hast. Werde Dir selbst nicht zum Räuber, Chaim Rubin!“ Chaim Rubin aber begriff nicht, um was sie bat. So angewachsen war seine Glut! Es schien ihm, als sei da doch nur ein Rest alter gezüchteter falscher Abwehr, und im Zuge des Niederreissens glaubte er auch ein Recht zu haben, dies niederzureissen. „Du liebst mich nicht, Bella. Nicht so, wie ich will. Das ist es. Nicht Deine Blätter und Blüten will ich Dir rauben,“ sagte er mit mühsamen Atem. „Jene Schlingpflanzen, die Deinen Baum umranken, jene Parasiten von falschen Instinkten, die ihn nicht wachsen lassen, möchte ich wohl zerstören. Denk doch, was ist unser Leben, Bella! Heute leben wir! Was wissen wir, was morgen ist. Und Du?“

Er warb weiter, er zog sie zu sich hinauf und legte sich dann selbst vor ihr auf die Kniee nieder und vergrub sein Gesicht in ihren Händen. Ein wehes Gefühl erfasste sie, dass er sie nicht begreifen wollte. Sie entzog ihm ihre Hände, bedeckte ihr Antlitz und weinte. Das brach seine Stimmung und erschütterte ihn. Er erhob sich und trat von ihr fort. „Wie Du willst, Bella Scher, mit Gewalt nehme ich nichts von Dir.“ Ein Schweigen entstand zwischen ihnen. Als sie ruhiger wurde, stand Bella auf, fasste wieder seine Hände und sagte: „Rubin, Lieber, lass mich jetzt zu meiner Mutter gehen. Bei der Mutter ist es still und gut sich zu sammeln. Wenn ich mit mir fertig bin, will ich Dich rufen. Nur auf einen Tag komme dann zu mir

dahin. Einen Tag wirst Du mir doch schenken können, wenn ich Dir wert bin." Er antwortete erst nicht und sah mit erwachendem Groll von ihr fort; wie er aber der bittenden Stimme nachgab und sich ihr langsam wieder zuwendete und <sup>sah</sup> in ihrer jungen unberührten Schönheit, da ahnte es ihn von den Kostbarkeiten, die da noch unerschlossen in der Tiefe lagen und geweihter Hände bedurften, um sie zu heben. Wieder hingerissen fühlte er, dass sie aller Opfer wert war, und er rief: „Ich werde kommen, wenn Du rufst, Bella!“

Bella Scher war im kleinen Ort bei der Mutter. Die Frau hatte in ihrem Leiden ein reiches Mass an Lebensweisheit gesammelt. Bei ihr war für Bella immer ein gutes Ausruhen von Fährnissen und Müdigkeiten und ein gutes Wachsen für neue Ansprüche. Jetzt war Bellas ganzes Wesen auf ein Ziel gerichtet: das war Chaim Rubin. In der Ferne verlor sein Bild die dunklen, sie manchmal beängstigenden Flecken. Sie verweichten sich für den Blick in der Entfernung, und nur das Strahlende seiner Erscheinung blieb lebendig. Es schwand der Zweifel und das Zagen, die auf dem Grunde ihrer Seele gesessen und das freie Hinfließen ihres Gefühls gedämmt hatten. Sie wurde wie ein Bergsee im Frühling, denn von allen Seiten, aus allen Quellen rauschend, plätschernd und klingend, durch Geröll und durch Dickicht sich Pfade schaffend, über abschüssige Wände sich überstürzend, Wasser zufließen, dass er voll wird bis an den Rand und überzufließen droht. Solch ein Bergsee wurde Bella Scher. Sie blühte zusehends auf in diesen stillen Sommertagen bei der Mutter. Ihre Wangen röteten sich, ihre Brust hob sich und üppiger wurden ihre Hüften. Es schien, als würde sie grösser und stärker. Was konnte die Mutter, deren Klugheit Güte war, noch sagen, nach so viel Gutem und Uebertutem, aus dem die Tochter die Gestalt Chaim Rubins

aufbaute? „Mein Kind, es ist ein schwerer Weg mit einem, der so hohe Wege geht. Ist es Gottes Wille und zieht Dein Herz, <sup>Dich</sup> so sei mein Segen mit Dir.“

Bella setzte sich hin und schrieb ihm einen Brief. In diesen Brief legte sie den gewonnenen Frieden ihres Herzens und den Ruf der Mutter. Er hatte nur wenig Worte. „Komm, komm zu mir. Wir erwarten Dich, Lieber, Guter!“

Sie wartete und jeder Tag, der sie seiner Gegenwart näher brachte, liess tiefer und tiefer in ihrer Seele die Wurzeln ihrer Liebe greifen. Sie wartete - bis das Warten gespannt wurde, und in das Warten hinein wie ein Blitz der schreckliche Gedanke schlug: „Es ist da was. Es ist vielleicht unsonst, dass *ich* wartest.“ Da bekam Bella Scher wieder ein weisses Gesicht, und sie sagte gar nichts. Sie packte ihre Sachen ein. Auch die Mutter sagte nichts. Und sie fuhr zurück zu ihm in die Stadt. Sie legte im Zimmer, das sie beibehalten hatte, ihre Sachen ab, machte sich zurecht und begab sich zu Chaim Rubin. Dasselbe grosse junge Mädchen mit den dunklen Haaren liess sie ein, und sie sah, wie eine tiefe Bestürzung sich unzweideutig auf ihrem Gesicht malte. Und auf Bellas Frage, ob Chaim Rubin zu Hause wäre, antwortete sie sonderbar unsicher, dass sie es nicht wisse und erst nachsehen müsse. In der Gespanntheit und Ungewissheit, in der Bella sich befand, schien es ihr, dass das Mädchen endlos lange fortblieb, und wie sie auf ihr Kommen hinhörchte, hörte sie einen Stimmenwechsel, der anwuchs. Sie erkannte Rubins tönende Stimme, die wie beschwichtigend klang. Als das Mädchen endlich wiederkam, hatte es ein gerötetes und erregtes Gesicht. Bella Scherz zögerte einen Augenblick, sie ahnte: hier war was. Und sie suchte gleichsam ihre Kraft dafür zu sammeln. Als sie die

Tür öffnete, stand Chaim Rubin aufgerichtet in der Mitte des Zimmers, wie einer, der einen Ansturm auszuhalten hat. „Guten Tag, Bella Scher,“ sagte er mit einer kalten, fremden Stimme. Bella fühlte, wie ihr das Blut unter diesem Blick zu Eis gefror. Nur einen Augenblick lang. Dann erfüllte sie wieder die Glut ihres angewachsenen Gefühls.

„Chaim,“ rief sie und streckte ihm die Hand mit einer schmerzvollen Gebärde hin. „sag, was hat das alles zu bedeuten? Warum bist Du nicht gekommen? Ich habe so sehr auf Dich gewartet.“

Er zuckte kaum merklich zusammen und erbleichte leicht bei diesem Angriff verhaltener Liebe und weher Enttäuschung. „Ich kann aus der Ferne nicht lieben!“ sagte er, jedes Wort betonend und richtete sich wieder gerade auf, aber sein Blick hatte schon die frühere Festigkeit verloren und irrte von ihr fort. „Ich habe Dich gebeten, hier mein zu sein. Du bist fortgefahren. Ja!“

„Und das Mädchen hier! Das Mädchen?“ fragte Bella mit erloschener Stimme.

„Das Mädchen ist meine Braut,“ sagte er auch fast tonlos.

Bella Scher stützte sich schwer mit beiden Händen auf den Rücken des roten Lehnstuhles, dann griff sie nach ihrem Herzen. Eine Stille richtete sich zwischen ihnen auf, so tief, dass es schien, als höre man das Klopfen ihrer Herzen. Chaim Rubin verlor sich immer mehr. Unsicher sah er nach ihr hin.

„Denn kann ich gehen,“ sagte sie mühsam, wie gebrochen und wandte sich schwerfällig der Türe zu. Aber wie sie schon die Klinke in der Hand hatte, um das Schloss auf-



zudrücken, da stürzte er zu ihr hin. „Bella,“ rief er angstvoll mit einem Mal. „Geh so nicht fort!“ Sie blieb stehen. „Was willst Du noch von mir?“ fragte sie. „Bella, geh nicht fort!“ wiederholte er. Er fiel vor ihr auf die Kniee nieder. „Ich liebe doch nur Dich. nur das ist wahr! Es ist doch nur, weil Du fortgingst und ich nicht geglaubt habe, dass Du wiederkommen würdest. Ich war verletzt. Ich war wahnsinnig. Was weisse ich, was ich war. Ich liebe doch nur Dich!“

Er umfasste ihre Kniee und küsste ihre lose herabhängenden Hände. Sie wehrte ihm nicht, sie stand gefühllos da, wie aus Stein. Er erhob sich, legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. Und wie sie seinen heissen Atem fühlte und die wieder erwachende Gier nach ihren Haaren, ihren Händen, da erst machte sie sich frei. Sie schob ihn langsam fort und fuhr sich dann mit der Hand über die Stirn, als müsste sie sich vergegenwärtigen, was das alles wäre, und was es bedeutete. Er griff wieder nach ihrer Hand, aber sie entzog sie ihm hastig. „Hast Du kein Wort für mich?“ fragte er vorwurfsvoll. Sie sah ihn fremd an. „Nein,“ erwiderte sie, „ich weisse nicht, was ich noch sagen soll. Lass mich gehen.“ „Bella,“ rief er wieder tönend, er erhob er sich aus seiner Hilflosigkeit, „Liebe kann verzeihen, Liebe ist grossmütig. Du hast mich nie geliebt!“ Da sah sie ihn an mit einem Blick so voll wehen Schmerzes, dass er still wurde. „Aber verzeihen kann man doch,“ sagte er leise. „Verzeihen?“ wiederholte sie, „was ist verzeihen. Was kommt darauf an? Es ist so weh, dass ich verzeihen könnte, so er es würde dadurch nicht besser.“

„Ich bin nicht so schuld, Bella, mich reisst immer etwas hin, was ausser mir ist,“ rief er mit einem armseligen

Blick. „Es mag sein,“ antwortete sie tonlos. „Aber für mich war die Spannung zu gross zwischen dem, was ich erwartete und dem, was Du mir gabst. Es ist in mir etwas geknickt geblieben. Siehst Du, das ist es.“

Sie legte die Hand aufs Herz, als täte es ihr da weh. Und sie ging.

-----

## D A S   S I L B E R N E   H Ö R N C H E N .

Märchen von Cläre Michelsen.

Was für Hörnchen hatte Hans in seinem Leben nicht schon gegessen! Aus einfachem Mehlteig gebackene, aus Buttermehl gebackene, gefüllte und ungefüllte. Eines Abends erblickte er am Himmel das silberne Mondhörnchen und rief:

" Oh das schöne Hörnchen! Wie gut muss es schmecken! Ich will es unbedingt versuchen! "

Aber ein Ding wünschen und es haben ist zweierlei. Wie das silberne Hörnchen vom Himmel herunterholen?

Hans dachte nur noch daran. Er überlegte hin und her, wie das wohl am besten zu machen wäre und wie hoch es denn überhaupt hinge.

Eines Tages fasste er den Entschluss gleich bei Beginn des Sonnenuntergangs auf den höchsten Kirchturm zu klettern, den es in der Stadt gab. Man nannte die Kirche das Münster, und Hans glaubte, man hätte ihr den besondern Namen gegeben, weil ihr Turm wie ein gut zugespitzter Bleistift aussah, mit dem sie Geschichten an den Himmel schreiben konnte. Und die Kirche hatte so viele Geschichten. Überall sassen sie: an den Fenstern, über den Türbogen, in den Nischen. Wohin man nur guckte, sass eine Geschichte. Und es schien ihm, dass es angenehm und lustig sein müsste an ihnen emporzuklettern. An den Zacken und Vorsprüngen würde er sich halten und den zahllosen Männlein und Weiblein sich auf den Schoss oder Kopf setzen. Auch das seltsame Getier, das in den Winkeln und an den Rändern hauste, wollte er zum Ausruhen benützen.

Kaum schimmerte das Abendrot am Saum einer Wolke und erschien das silberne Hörnchen als dünner Nebelflecken am blassen Himmel, da begann Hans seinen

Aufstieg. Aber ach! so einfach, wie er sich's gedacht, war es lange nicht. Bald reichte sein Arm nicht bis zur nächsten Zacke, bald war das Bein zu kurz, und nur mit der allergrössten Vorsicht ging es vorwärts, denn gar zu leicht konnte er herunterpurzeln.

Er war erstaunt, wie gross alles war. Unten hätte er gewettet, der scharfnäsige, in ein Tuch gehüllte Geier wäre höchstens so gross wie sein Teddybär und der ziegenbärtige Teufel, der vom Söller auf die Stadt hinabgrinste, nur halb so gross wie er selbst. Aber nein, riesig war alles ringsumher. Er steckte seine Hand zwischen die entblössten Zähne eines lachenden Löwen, hielt sich an ihnen fest und schaute erstaunt nach unten und nach oben. In solcher Nähesahen die Geschichten ganz anders aus. Es war alles noch viel aufregender. In den Winkeln lauerten Gesichte. Blätter verschnörkelten sich zu Schnecken, und Schnecken hatten Affenköpfe. Er entdeckte unweit eine halbgeöffnete Lilienblüte. Darinnen sassen zwei liebliche Mägdelein. In der Blüte wäre noch reichlich Platz für ihn gewesen. Aber er hatte keine Zeit. Das silberne Hörnchen schwebte schon in vollem Glanze über dem Münster-turm.

So schnell er nur konnte, kletterte Hans in die Höhe, vorbei an gekrönten Königen, vorbei an sanften Jungfrauen, vorbei an Ungeheuern mit Menschengesichtern, vorbei, vorbei an allen Geschichten und Scherzen. Er hatte nur eines im Sinn: weiterzukommen und das silberne Hörnchen nicht zu versäumen. Endlich war er beim Turm, der ihm wie eine schöne Bleistiftspitze vorgekommen war. Auch er war da oben ganz anders. Er war wie aus mächtigem steinernem Spitzenstoff gemacht. Leicht war hier die Hand anzusetzen und das Bein zu stellen, und flink ging es nun dem goldenen Kreuze zu, in das der Turm auslief.

Und da war er nun! Fest umschlang er das goldene Kreuz mit dem linken Arm

und die freie Rechte streckte sich nach dem silbernen Hörnchen aus. Gleich wird er es haben! Gleich wird er es schmecken, das schönste Hörnchen von der Welt!

Aber ach! die Hand fasst nichts. Wo ist das silberne Hörnchen und wo sind die Fingerspitzen?

Hans mochte sich recken und strecken so viel er wollte, weit, unendlich weit strahlte am blausamtenen Nachthimmel das silberne Hörnchen, und Millionen von Sternen flimmerten, blinkten, glitzerten und lachten wohl über das Hänschen.

Nichts blieb ihm übrig, als hinabzuklettern vorsichtig von Zacke zu Zacke, dem Getier auf den Kopf steigend, die sanften Jungfrauen umarmend, sich an der Krone der Könige haltend, bis zur halbgeöffneten Lilienblüte, worin die beiden lieblichen Mägdelein sassen. Sein Missgeschick wollte er ihnen klagen. Jetzt hatte er es nicht mehr eilig. Er konnte sich ruhig zu ihnen in die Blüte setzen. Aber die Mägdelein blieben stumm und unbeweglich. Sie wandten den Blick nicht nach ihm. Sie schienen zu sehr mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt zu sein. Alle waren sie mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt. Selbst die freundliche Frau, die ein Kindlein auf dem Arm hielt und so unendlich gütig lächelte, schaute nicht nach ihm hin und schaute nur ihr Kindlein an. Niemand in dieser steinernen Welt hatte Auge und Ohr für Hänschen und wollte Rat erteilen, wie das silberne Hörnchen zu erreichen wäre. Er sass eine Weile auf dem langgestreckten Rücken eines Regentraufentieres und sah sehnsüchtig dem silbernen Hörnchen nach, wie es hinter einer Wolke verschwand. Dann kletterte er nach unten und eilte nach Hause.

Müde und enttäuscht ging er zu Bett. Aber das silberne Hörnchen liess ihm keine Ruhe. Er musste es haben. Und wieder begann er hin und her zu denken, wie er es erreichen könnte.

Da fiel ihm ein: stand nicht der Berg vor der Stadt, der hohe Berg, der

Blauenstein? Er war sicher höher als das Münster, und vom Berggipfel aus würde das silberne Hörnchen wohl zu fassen sein. Und Hans beschloss gleich, sich am nächsten Tage auf den Blauenstein zu begeben.

Kaum war er wach, da sprang er aus dem Bett und machte sich für den Weg fertig. Zog Nagelschuhe an, schnallte einen Rucksack auf den Rücken, vergass auch einen spitzen Hammer nicht, nahm einen Bergstock in die Hand und begab sich auf die Wanderschaft.

Anfangs ging es sich bequem und leicht. ein guter breiter Weg führte durch Nadelwald und die Luft war frisch und würzig. Dann kamen Wiesenwege. Sie waren schmaler. Im losen Sand lagen kantige Steine. Doch es störte ihn nicht. Er schritt vorwärts, holte tüchtig mit den Beinen aus. Dann waren auch die Wiesenwege zu Ende, und Brachland lag vor ihm mit dürren armseligen Gräsern. Und zuletzt gab es nur Steine. Steine und Steine. Da waren riesiggrosse, von Wind und Wetter glattpolierte und scharfkantig geborstene. Regellos häuften sie sich übereinander. Es wurde schwierig weiterzukommen. Mit seinem spitzen Hämmerlein machte er sich Stufen zurecht, so gut er konnte. Die Hände taten ihm bald weh. Sie waren noch klein und dünn, und die Steine waren uralte und hart. Allein Hänschen liess den Mut nicht sinken.

Die Sonne neigte sich allmählich zum Tal hinunter, und der Himmel wurde blassblau mit violettem Schimmer. Das wohlbekannte Nebelfleckchen trat hervor.

Bald wird es herrlich leuchten, und er muss rechtzeitig auf dem Gipfel stehen, um es zu fassen.

Mit verdoppelter Kraft arbeitete er sich an den Steinen immer höher empor. Oft dachte er: - Ich bin schon angelangt. - Da sah er, wie hundert Schritte weiter sich schon wieder Steine übereinander türmten. Und von neuem musste er sich seinen Weg mit dem Hämmerchen bahnen, Stufen ausklopfen und sich furchtbar dabei abmühen.

Aber das Nebelfleckchen wurde dichter, weisser, strahlender, und wenn er es anschaute, schwand alle Müdigkeit.

Endlich war er angelangt. Keine höher gelagerten Steine waren mehr zu sehen. Er stand auf dem höchsten. Sein Körper zitterte noch vor Anspannung, als er schon die Finger nach dem geliebten silbernen Hörnchen ausstreckte. Dieses Mal wird er es haben. So hoch ist er! Gibt es etwas Höheres in der Welt als den Blauenstein?

Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Aber oh weh! Wo waren die zuckenden Finger und wo war das silberne Hörnchen? Bitter enttäuscht starrte er empor. Unerreichbar strahlte es über ihm.

Er liess den Arm sinken. Umsonst war wieder alle Mühe. Mit dem Münster reichte es nicht und mit dem Blauenstein reicht es auch nicht. Aber er muss das silberne Hörnchen haben!

Späte Nacht war es, als er heimkam. Und wieder fand er keine Ruhe. Er dachte und dachte, ob es denn doch nicht noch Höheres gäbe als das Münster und den Blauenstein. Er dachte die ganze Stadt durch und die Umgegend, so weit er sie kannte. Doch er fand nichts, so sehr er seinen Kopf abmühte. Da kam ihm ein neuer glänzender Einfall. Er wird selbst einen Turm bauen hinan bis zum silbernen Hörnchen. Nichts anderes wird er mehr tun, kein Spiel mehr spielen, keinen Spaziergang machen, solange der Turm nicht fertig ist und er das silberne Hörnchen nicht aus dem Himmel herausgehoben hat.

Hinter dem Haus war ein freier Platz zum Holzabladen. Den konnte er jetzt gut zu seinem Turmbau benutzen. An Baumaterial mangelte es nicht. Was lag da nicht alles herum? Klötze, leere Flaschen, alte Blechbüchsen, zerbrochene Ziegelsteine. Hurtig trug er diese Dinge zusammen, und als ein mächtiger Haufen dalag, begann er seinen Turm zu bauen.

Oh, war das eine lustige Arbeit eines ins andere zu fügen! Wie schnell

wuchs der Turm! Bald war er so gross wie das Hänschen selbst. Bald musste das Hänschen einen Stuhl holen, weil seine Arme nicht reichten, und bald musste der Küchentisch herbeigeschleppt werden, weil der Stuhl zu niedrig geworden war. Endlich musste gar der Stuhl auf den Tisch gestellt werden. Oh Münster! Oh Blauenstein! Wie lange noch und Hänschens Turm überragt euch allebeide!

Schliesslich musste er Tisch und Stuhl beiseite schieben und eine Leiter anlegen. War da das Hänschen stolz!

Unterdessen ging der Tag zur Neige und strahlender denn je erschien das silberne Hörnchen zwischen blutroten ~~xxx~~ Wolken. Es war Zeit Feierabend zu machen. Morgen in aller Frühe wollte er das Werk fortsetzen. Aber vorher hätte er noch gern gewusst, wieviel es bis zum silbernen Hörnchen fehlte. Vorsichtig stieg er von der Leiter auf den Turm und hob die Hand dem Mondhörnchen entgegen.

Er stellt sich auf ein Bein, er stellt sich aufs andere Bein. Er reckt und streckt sich, so hoch er kann, bis plötzlich der ganze Turm ins Wanken gerät und Hänschen zusammen mit Glasscherben, Steinen und leeren Blechbüchsen zur Erde fliegt.

Da liegt er mit zerschundenen Armen und Beinen, mit Beulen auf Stirn und Hinterkopf, und in lieblicher Schönheit schwebt über ihm am sternklaren Nachthimmel das silberne Hörnchen.

Mit schmerzenden Gliedern ging Hans ins Haus. Nun half kein Hin- und Herdenken mehr. Kein Mittel war mehr zu ersinnen. Dicke Tränen rollten ihm über die Backen. Soll er nie das silberne Hörnchen kosten?

Tieftraurig legte er sich schlafen.

Da nähert sich ihm eine weisse Wolke und lässt sich vor ihm nieder. Er setzt sich darauf. Ach wie wundersam ist es auf der weissen weichen Wolke zu sitzen! Langsam schwebt sie empor, höher, höher.... Am Münster vorbei,



am Blauenstein vorbei. Wie werden sie beide klein, das Münster und der Blauenstein und wie werden die Sterne gross und lebendig! Ihr Licht flimmert bläulich und gelblich und grünlich. Auch die Sonne ist da. Aber ihr Licht ist jetzt weich und mild. Man kann sie ruhig anschauen. Sie überstrahlt nicht alles.

Ach wie ist es herrlich auf der ~~grossen~~ weissen weichen Wolke dahinzuschweben, als wenn man selbst keine Glieder hätte und körperlos wie die Wolke wäre.

Und wie er tiefer in die Sternenwelt hineinkommt, erblickt er das silberne Hörnchen. Es leuchtet ihn so vertraulich an. Es scheint beinahe, als winke es ihm zu. Er schwebt näher zu ihm hin auf der weissen Wolke. So nah ist er schon, dass er nur die Hand auszustrecken braucht. Und wirklich fasst er es, hebt es heraus aus allen Sternen und setzt es an den Mund. Woraus ist es denn? Es ist aus dem Schönsten, was die Welt hat. Es ist süsser als Honig und schmackhafter als Marzipan. Kann etwas besser schmecken als das silberne Hörnchen? Mit einem Male beginnen alle Sterne zu läuten, wie tausende und tausende von Kirchenglocken: kling- klang kling-klang klingelingeling.....

Hans wendet den Kopf. In seinem Bettchen liegt er und geträumt hat er und die Uhr an der Wand macht den letzten Schlag. Es ist Zeit zum Aufstehen. Zufrieden dehnt er die noch schlaftrunkenen Glieder, hat er doch das silberne Hörnchen vom Himmel heruntergeholt und gekostet, und wenn es auch nur im Traume gewesen ist.

## Der Zaun.

Märchen von Clara Michelson.

Der Zaun war aus geschmiedetem Eisen ~~gemacht~~ und mit so reichem Zierwerk beladen, dass man so gut wie garnicht hindurchsehen konnte. Und die lanzenförmigen Spitzen der Eisenstäbe am oberen Rande waren vergoldet, was ihm ein besonders vornehmes Aussehen verlieh. Wer entlang ging, betrachtete ihn mit Ehrerbietung. ~~Welch~~ ~~ein~~ feiner Zaun! Was muss nicht alles dahinter ~~stecken~~ stecken!

Die Kinder schoben ihre Nasen zwischen das Zierwerk: "Was da wohl für herrliche Springbrunnen sein mögen, und welch niedlichen Goldfischchen wohl im Teiche schwimmen! Wenn man das bloss ein einziges Mal zu sehen bekäme!"

Junge Mädchen blieben stehen und schauten gedankenvoll über den Zaun hinweg. "Wie glücklich man dort wohl ist," träumten sie. "Dort wohnt eine junge Frau. In ein hellblaues Zimmer mit weissen Vorhängen scheint nachts der Mond hinein, und frühmorgens tanzen an der Wand die ersten Sonnenstrahlen. Ob mir je solch ein Glück beschieden ist?"

Männer gingen vorbei mit harten Gesichtern und goldenen Ketten auf dem Bauche. Sie betrachteten mit Kennermiene den Zaun: "Er kostet viel Geld. So weit sind wir heute noch nicht. Aber wer weiss? Vielleicht in ein paar Jahren, wenn die Geschäfte gut gehen."

Eine krumme Alte humpelte vorüber. Sie hatte Reisig im Walde aufgelesen. Sie blieb Auch vor dem Zaune stehen. "Das ist der Lauf der Welt," murmelte sie. "Die einen haben alles, und die andern haben nichts. "Und ihr Rücken wurde noch krummer.

Und der Zaun stand da steif und wichtig.

Eines Tages kam ein riesiger, mit Menschen vollgepackter Kraftwagen daher-gesaust. Ein Bäuerlein, das auf seinem Bock eingeschlummert war, fuhr mit seinem Pferdchen stracks auf ihn los. Der Kraftwagen wollte ausweichen und rannte in den Zaun hinein. Es war ein Glück, dass der Zaun nachgab und umfiel. So

kamen die Menschen mit leichten Verletzungen davon.

Aber wie sah der Zaun aus! Er lag beschmutzt und zerbrochen am Boden. Die goldenen Lanzenspitzen waren verbogen, und er bot einen kläglichen Anblick dar. Nur ein kleiner Teil war stehen geblieben, aber so schief geworden, dass auch er ~~W~~zustürzen drohte.

Man ging den Besitzer suchen, um ihn von dem Unfall in Kenntnis zu setzen, und schaute sich nach einem schönen Schloss und glücklichen Menschen um. Doch nichts von alledem fand man vor.

Ein düsteres, mit dunklem Efeu bewachsenes Haus stand inmitten eines verwilderten Gartens, und an der Sonnenseite ruhte auf einem Liegestuhl ein alter halbgelähmter Mann. Er drehte nicht einmal den Kopf nach den fremden Menschen und starrte weiter ins Leere. Auch auf die Fragen antwortete er nicht.

Aus dem Hause trat endlich ein Mann, der ein Diener zu sein schien und wohl so alt war wie sein Herr. Er fragte erstaunt die Leute nach ihrem Begehren. Verwundert schüttelten diese den Kopf. Solche Dinge hatte niemand hinter dem vornehmen Zaun vermutet.

"Wie ist das nur möglich?" fragten sie den alten Diener. "Solch ein ~~schöner~~ Zaun? Und dies alles?" und sie zeigte auf den gelähmten Mann, das düstere Haus und den verwilderten Garten.

"Dabei ist nichts Merkwürdiges," erwiderte der Alte. "Er hatte die Idee gehabt, zuerst einen prächtigen Zaun zu errichten und nachher das Haus. Aber später hatte er kein Geld mehr und musste von hier fort~~gehen~~. Jetzt ist er alt und krank und ist froh, dass er noch dieses Unterkommen hat."

So blieb der Zaun zerbrochen liegen. Niemand hatte ein Interesse daran, ihn wieder aufzurichten.

Die Kinder kletterten über ihn hin und suchten den Goldfischteich und den Springbrunnen. Als sie weder das eine, noch das andere fanden, trösteten sie sich schnell und spielten "Wanderer und Räuber" im Garten, der für ihre Spiele wie geschaffen war. Niemand störte sie dabei.

Die Männer mit den harten Gesichtern sagten sich: "Der Alte stirbt sicher bald. Da wird das Grundstück billig zu haben sein. Jetzt heisst es aufpassen.. und im rechten Augenblick zugreifen. Ich werde ein Neues Haus aufbauen und den Zaun wieder herrichten."

Nur die jungen Mädchen waren wirklich traurig. Es war für sie, wie eine leise Enttäuschung am Leben, dass es kein hellblaues Zimmer mit weissen Vorhängen gab, in dem eine glückliche junge Frau wohnte.

Die krumme Alte hütete Ziegen und trieb sie den Weg hinunter zur Weide. Kaum erblickten die Ziegen das schöne Grün des Gartens, hüpften sie fröhlich, ohne sich lange zu besinnen über den gefallenen Zaun.

"Springt nur, springt," rief ihnen die Alte nach. "Über einen gefallen  
springen .  
Zaun darf man ~~springen~~ . Was ist nicht schon alles über mich hinweggesprun-  
gen!"



"Lang und dünn bist du. Wie wäre es, wenn ich dir eine schöne Grube graben würde, dass du auf dem Heimwege von Käthechen, deiner Freundin, hineinpurzelst, dabei was gehörig auf die Hinterteile abbekommst und nachher Musse genug hast über mein Aussehen und dein eigenes nachzudenken."

Dieser Gedanke freute ihn, und er hielt ihn fest. Nur war es nicht leicht ihn auszuführen. Ihre beiden Häusehen standen <sup>so</sup> dicht nebeneinander, dass eine Grube auf dem Wege zu Fritz auch den Zugang zu seiner eigenen Wohnung versperren ~~würde~~ müsste und ihn zwingen würde zuhause zu sitzen und darauf zu achten, dass niemand ausser Fritz den gefährlichen Gang unternahm.

Aber die Ereignisse selbst kamen ihm zuhilfe. Noch am selben Tage erfuhr er von seiner Freundin Grete, dass Fritz und Käthe sich zu einem Tänzechen für den Abend verabredet hatten. Grete wollte auch gern mitdabei sein, doch Peter schob so dringende Hausarbeit vor, dass sie meinen konnte, das Dach würde über seinem Haupte einstürzen, wenn er sie unterliesse. In einem Atemzuge versprach er ihr noch ein grünes Seidentüchlein bei seiner nächsten Fahrt in die Stadt mitzubringen, und so gab sie sich zufrieden an einem andern Tage das Tänzechen nachzuholen.

Peter beschloss also noch am selbigen Abend ans Werk zu gehen und sich so schnell wie möglich Genugtuung zu verschaffen.

Keum hatte Fritz in feinem Sontagsstaat die Tür hinter sich zugeschlagen, da holte Peter seinen Spaten und begann zu graben. Die Dämmerung war schon vorgeschritten, und er musste sich beeilen, um bis zum Eintritt der Dunkelheit mit seiner Arbeit fertig zu sein. Das Werk ging flott von dannen, wie immer, wenn man mit Vergnügen etwas tut. Er hatte eine kleine Leiter in die Grube hineingestellt, um selbst aus ihr herausklettern zu können, und machte gerade, zufrieden schmunzelnd, die letzten Spatenstiche, als er plötzlich Gretes Stimme vernahm, die aufgeregt rief: "Peter, Peter!"

"Was ist los?" schrie er ihr aus der Grube entgegen. Das fehlte noch, dass die Grete ihm auf den Kopf fiel. "Mach keinen Schritt mehr vorwärts!"

"Peter, komme sofort, unsere Kuh hat sich das Bein gebrochen."

Peter war im Dorfe durch seine Geschicklichkeit bei ersten Hilfeleistungen bekannt und gewohnt, dass man sich an ihn um Rat wandte. Doch noch nie war ihm ein Unfall so ungelegen gekommen, wie dieser Kuhbeinbruch.

"Aber nein! Gerade heute abend! Hat sie sich denn nicht an einem andern Tage das Bein brechen können, wenn ich weniger beschäftigt bin?"

"Peter, was hast du? Du sprichst so merkwürdig und deine Stimme klingt so dumpf. Unsere Kuh, die Liese, hat sich doch das Bein gebrochen," Wo bist du denn überhaupt?"

Peter hörte an ihrer Stimme, dass sie sich vorwärtsbewegte.

"Stillgestanden!" fuhr er sie wütend an.

"Du bist von Sinnen," jammerte das Mädchen. "Das auch noch!"

Da kam Peter zuseh. "Geh nur vor. Ich komme gleich nach," sagte er begütigend.

Gretes Gedanken waren zum Glück viel zu sehr mit dem gebrochenen Bein der Liese beschäftigt, als dass sie sich weiter über Peters sonderbares Gebahren gewundert hätte.

Es blieb ihm nichts übrig, als aus der Grube hinauf zu klettern, die Leiter herauszuziehen, sie fortzustellen und sich zur verunglückten Kuh zu begeben.

Wie gross aber war sein Ärger, als es sich herausstellte, dass die Kuh sich das Bein gar nicht gebrochen, sondern es nur blutig geschlagen hatte, und Grete die Wunde, ebenso gut wie er, hätte waschen und verbinden können.

Doch er sagte nichts, um keinen Argwohn zu erwecken, und beeilte sich schnell fertig zu werden, um zu seiner Grube zurückzukehren.

Die unvorhergesehene und so unnütze Unterbrechung seines Vergeltungswerkes hatte ihn aufgeregt, und wenn einer aufgeregt ist, wird er auch ungeschickt. So machte Peter in der Dunkelheit einen Schritt zuviel und purzelte so kopf-

über in die Grube, wie er den Fritz im Geiste hatte tun sehen. Er zerschlug sich dabei jämmerlich, gerade so wie der Fritz es hätte tun sollen. Und er hatte auch Musse genug über ihrer beiden Unvernunft nachzudenken. Die Leiter war fortgestellt und die Grube so gut gegraben, dass es unmöglich war ohne fremde Hilfe aus ihr herauszukommen. In der Nähe war niemand, den er hätte rufen können, und er musste schon geduldig warten, bis Fritz von seinem Tänzchen heimkehrte.

Es war durchaus kein Vergnügen sich stundenlang in der feuchten Erde aufzuhalten ~~xxx~~, weder recht sitzen noch liegen, noch stehen zu können und auf Fritzens Gnade angewiesen zu sein.

Erst spät in der Nacht näherten sich seine Schritte.

"Achtung!" rief Peter ihm entgegen. "Hier ist eine Grube."

Fritz, der in weinseliger Stimmung war und Peters heisergewordene Stimme nicht erkannte, erschrak sehr.

"Holla, was giebt's? schrie er.

Zum Glück hatte er sein Feuerzeug mit und rieb eine Flamme an. Da sah er die Grube und in der Grube den Peter. Er wurde sofort mühtern und öffnete den Mund, um zu fragen, wieso es denn an dieser Stelle die tiefe Grube und darin den Peter gäbe, als ihm auch darüber ein Licht aufging. Er begriff alles denn er hatte im Dorfe auch schon von der Geschichte mit Cretes Kuh gehört. Es war nicht schwer sich ~~xxx~~ <sup>die Dinge</sup> zusammenzureimen. Einige Augenblicke war er stumm. Dann sagte er :

"Peter, ich nehme meine kässlichen Worte zurück. Wenn man einem Menschen wirklich lieb hat, findet man solche Ungeheuerlichkeiten überhaupt nicht an ihm. Es war abseheulich von mir dir sowas zu sagen."

Er zog seine Sonntagshosen aus, die aus hausgewebtem Stoff waren und reichte sie Peter in die Grube hinunter.

"Hier, Peter, hast du meine Hosen. Packer kräftig zu, damit ich dich an ihnen herausziehe. Sie sind stark. Sie halten dein Gewicht schon aus."



Peter war durch die Hingabe gerührt, die sich in der Opferung der besten Sonntagshosen äusserte, und auch sein Gefühl der Gehässigkeit schlug um.

"Schade um sie, Fritz," erwiderte er. "Hol lieber die Leiter, die in meinem Schuppen steht."

Fritz holte die Leiter. Peter kletterte heraus, reckte und streckte die steifgewordenen Glieder und schüttelte die Erde von sich ab.

Darauf schütteten sie beide die Grube zu und sprachen kein Wort mehr von ihr und sprachen auch nie mehr ein Wort von ihr.

Fritz heiratete die Liese und Peter die Grete. Sie bekamen viele Kinder und lebten in Eintracht nebeneinander bis in ihr hohes Alter.

## Der Wasserkrug.

Märchen von Cläre Michelsen.

Es war einmal ein irdener Wasserkrug. In aller Morgenfrühe und am Nachmittag setzte ihn die Bäuerin sich auf die Schulter und ging zum Fluss hinunter um Wasser zu schöpfen. Viele Jahre war das so gegangen einen Tag um den andern, und beide waren unterdessen alt geworden, die Bäuerin und der Wasserkrug. In der Küche hatte schon manches Geschirr auf den Regalen und an den Wandhaken gewechselt, er aber stand unveränderlich in seiner Ecke und hielt in seinem dicken runden Bauche Winter und Sommer das Wasser frisch und kühl. Es war ein guter bequemer Wasserkrug, der getreulich seine Pflicht erfüllte.

Eines Frühmorgens, als er mit der Bäuerin wieder unten am Flusse war, widerfuhr ihm etwas Aussergewöhnliches. Niemand hätte das je von dem besonnenen alten Wasserkruge erwartet. Er erblickte beim Schöpfen eine halb erschlossene weisse Wasserlilie, und es schien ihm, als wäre ihm noch nie in seinem ganzen langen Leben so viel Zartheit und Anmut begegnet. Ihr Liebreiz durchdrang ihn bis in die feinsten Poren seines irdenen Wesens. Er war mit einem Male nicht mehr der alte verlässliche <sup>Krug.</sup> Vor lauter Bewegtheit verschüttete er das ihm anvertraute Wasser und hielt es auch nicht kühl wie sonst.

In der Bauernküche war auf den Regalen, an den Wandhaken und auf dem Herd verschiedenes lärmendes Volk beisammen, das über alles zu schwatzen und zu spötteln liebte. Die Suppentöpfe brodelten, die Pfannen zischten, der Wasserkessel pfiff. Am lautesten jedoch gebärdete sich der Kochlöffel. Er mischte sich in alle Dinge und wechselte ununterbrochen seine Meinung.

"Der alte Wasserkrug ist verliebt," schrie er als erster mit seiner

pfeifenden Kehle. "Hurrah, wir wollen zu seiner Hochzeit tanzen!"

"Wer mag wohl das Liebchen sein?" fragte der schwarze gusseiserne Schmortopf mit breitem verständnisinnigem Schmunzeln. "Ist es auch schmackhaft wie eine junge Pute?"

"Hat es auch Pfeffer und Salz genug?" rief die fetttriefende Brautenschüssel, auf der die Reste von Schweinebraten mit Stampfkartoffeln herumlagen.

Der Buttertopf aber, der mit dem Wasserkrug entfernt verwandt war, hielt es für seine Pflicht ihm den Kopf zurechtzusetzen.

"Schäm dich, alter Wasserkrug," fing er an. "Schickt es sich wohl für deine Jahre verliebt zu sein? Sieh dich einmal genau unten im Flusspiegel an! Was für ein Kavaliere bist du mit deinem dicken Bauche? Was kann sie schon sein, wenn sie an dir Gefallen findet? Ist sie wenigstens fett wie gute Butter?"

Da hielt der Wasserkrug nicht länger an sich.

Oh ihr Grützen-und Schmalzseelen!" rief er aus. "Was wisst ihr von schöner Liebe? Was ihr liebt, das muss zum Fressen sein! Und wenn es aufgefressen ist, dann ist es mit eurer Liebe zu Ende. Schön ist die junge Wasserlilie. Süß ist ihr Duft, und zart wie der Hauch des Frühlingswindes sind ihre Blütenblätter."

Tags dachte er an sie und nachträumte er von ihr, und seine wachen Gedanken waren wie seine nächtlichen Träume. Er wurde zur Welle, umspülte den Stengel, auf dem ihr Köpfchen ruhte, und brachte ihr Labung. Oder er wurde zum Lüftchen und trug ihr Kühlung zu. Oder er war ein Mondstrahl und umwebte sie mit Silberglanz. Kaum aber stahl sich der fahle Morgen durch die winzigen Küchenfenster, da verflogen alle Träume, und Ungeduld packte ihn mit der Bäuerin an den Fluss zu gehen.

Eines Tages kam die junge Bauerntochter mit einer hohen gläsernen Blumenvase in die Küche, um das Wasser für ihre Blumen zu wechseln. Sie

legte ihren Strauss auf den Tisch und holte den Wasserkrug herbei. Und während sie die Vase mit ~~frisk~~ seinem frischen Wasser füllte, überkam ~~plötzlich~~ den Wasserkrug plötzlich der leidenschaftliche Wunsch, auch eine Blumenvase zu sein und Blumen zu tragen und zu warten. Er vergass völlig, dass er ein altes einfaches irdenes Gefäss war und es niemand einfallen könnte ihn als Zierstück auf den Tisch zu stellen.

Mitten in ihrer Arbeit wurde die Bauerntochter hinausgerufen.

Kaum hatte die Tür sich hinter ihr geschlossen, da sagte der Wasserkrug erregt:

"Ich kann grad so gut eine Blumenvase sein. Bei mir würden es die Blumen noch viel besser haben, als in deinem dünnen gläsernen Leibe."

"Dummer alter Lehmkrug!" lachte hochmütig die glänzende geschliffene Vase. "Wie darfst du dir erlauben, dich mit mir zu vergleichen? Ich bin aus feinstem Glas und habe eine schöne schlanke Linie. Ich entstamme einer berühmten Glasbläserei und bin jung und reizend. Was fällt dir aber ein, auf deine alten Tage so eitel zu werden? Noch dazu mit einem solchen Bauche. Hihhi, eine Blumenvase will er sein, hihhi. Von Sinnen ist er, der alte Wasserkrug."

Das ganze Küchengeschirr polterte natürlich mit. Selbst der Buttertopf, der doch mit dem Wasserkrug entfernt verwandt war, nahm teil an der allgemeinen Belustigung. Die <sup>Luft</sup> zitterte nur so vom Hihhi und Hahaha und den spöttischen Zurufen.

Doch der alte Wasserkrug war von seinem Wunsche wie besessen, mochten sie um ihn her noch so viel lachen und spotten. Er malte sich aus, welches ein Glück es sein müsste am Sonntag, wenn die Bauerntochter ihren Freier empfangt, in der guten Stube auf dem Tische zu stehen und die junge weisse Lilie vom Flusse unten im kühlen klaren Wasser zu halten.

Er bebte vor Erregung, der alte Wasserkrug, und wäre fast der Bäuerin von der Schulter gestürzt, wie sie am Nachmittag mit ihm zum Flusse ging, um Wasser zu holen. Ununterbrochen flüsterte er ihr ins Ohr: " Pflücke die Wasserlilie, pflücke die Wasserlilie...."

Aber die Frau verstand ihn nicht, und ihre Gedanken waren überhaupt bei den schlechten Milchpreisen, der Kuh, die vielleicht schon in der Nacht kalben würde, und der grossen Mitgift, die der Freier der Tochter bekommen sollte.

Als beide am Flusse waren und sich zum Wasser hinabbeugten, kam ein junger Wanderbursch längs dem Ufer gegangen, blieb vor der Wasserlilie stehen und schaute sie an. Er lächelte, dachte wohl an etwas, zog sein Messer und schnitt sie ab.

Plumps und krach <sup>fiel</sup> ~~stürzte~~ da der Wasserkrug der Bäuerin aus den Händen und zersprang in Scherben.

" Nein sowas!" sagte ärgerlich die Frau. " Das ist mir noch nicht vorgekommen. Nun muss ich Geld für einen neuen Wasserkrug ausgeben."

## T r a u m u n d W i r k l i c h k e i t d e s k l e i n e n P e t e r .

V o n Clara Michelson.

Der kleine Peter ist zum ersten Mal im Kino gewesen und hat einen Tröpenfilm gesehen. Später hat Vater ihm noch vieles über das Leben in den fernen heißen Ländern erzählt, wo es keinen Frühling, Herbst und Winter gibt wie bei uns, wo immer glühender Sommer ist, unterbrochen von langen Regenschauern. Der Mann mit der Flinte aus dem Film, der unerschrocken wilde Tiere jagt, und sich über unüberwindlich scheinende Hindernisse hinwegsetzt, hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Er muß immer an ihn denken, so sehr gefällt er ihm und so sehr bewundert er dessen Mut und Kraft. Ja er wünscht, einst selbst so zu werden. Und (ohne daß er sich der Wandlung bewußt wird, setzt er sich selbst in all den aufregenden Ereignissen des Films an die Stelle des Mannes mit der Flinte, und er, der kleine Peter, ist ein großer breitschultriger Mann mit glattrasiertem Gesicht, der furchtlos jeder Gefahr ins Auge schaut.

Da ist er in Afrika angelangt, mietet im Hafen gleich eine Schar von Negern, die ihm als Träger dienen sollen, und einen kleinen Negerboy, der so groß ist wie der kleine Peter, und so behend und klug, daß er seinem Herrn jeden Wunsch von den Augen abliest.

Und während der kleine Peter dies im Geiste schaut, sitzt er in Wirklichkeit bei seinem Morgenfrühstück und kaut und kaut sein mit Wurstbelegtes Butterbrot. Die Backentasche wird dabei immer voller, und Krumen fallen aufs Tischtuch, fallen auf seinen sauberen Anzug und auf den erst eben gefegten Fußboden. Von Zeit zu Zeit unterbricht er das Kauen und trinkt seinen Kakao. Dabei rinnen große hellbraune Tropfen an seinen Mundwinkeln herab zum Kinn, verbinden sich mit den Brotkrumen, und bald hat das Peterle einen schönen Schnurrbart und Bart. Alle zehn Finger haben auch was abbekommen, aber der Kakao wird nur langsam weniger und das Butterbrot kleiner.

Doch dort im Tropenland gibt es kein Säumen. Da darf man keine Zeit verlieren. Der große Mann mit dem glattrasierten Gesicht muß <sup>sich</sup> eilends ins Innere des Erdteils begeben, um die wilden Tiere zu filmen und zu jagen, denn dazu hat er doch die weite Reise unternommen. Es ist nicht leicht in unerschlossenes Land einzudringen. Da sind Moräste, reißende Flüsse, undurchdringliche Wälder. Aber er überwindet alle Schwierigkeiten. Er ist tüchtig, ganz ungewöhnlich tüchtig, ist er doch ein berühmter Ingenieur. - Auch Peterles Vater ist Ingenieur. - Er durchwaten mit seinen Männern die Moräste, überbrückt die reißenden Flüsse mit Baumstämmen, durchschneidet mit Buschmessern jedes Dickicht und langt an einem hochgelegenen Flußufer an, wo er sein Zelt aufschlägt und von wo aus er die Gegend durchstreifen will.

Unterdessen ist der kleine Peter mit seinem Frühstück fertig geworden. Die Backentaschen sind zwar noch voll, und der letzte Bissen wird in den Mund geschoben, aber man kann ja auch auf dem Schulweg weiterkauen. Der Platz am Eßtisch sieht aus, als hätte da eine wilde Schlacht zwischen Butterstullen und Kakao stattgefunden. Peter beachtet es nicht. So sieht sein Platz jeden Morgen aus. Früh ist es nicht. Er muß sich beeilen, um noch zur rechten Zeit hinzukommen. Der Weg ist ihm so gut bekannt, daß er nicht aufzupassen braucht und ruhig weiterträumen kann. Und ohne daß er daran denkt, was er tut, fegen seine Hände über alles hin, wo er nur vorbeikommt, ob es ein schmutziger Mülleimer oder ein mit grünem Schimmel bedeckter Zaun oder ein am Rande des Fahrdamms haltender Lastwagen ist. Über alles fegen seine Hände hin, als wären sie Wischlappen, und dadurch sehen sie bald unsauber und zerrissen aus. Auch achtet er nicht, wohin er seine schöngeputzten Schuhe setzt. Er stampft in Pfützen hinein, ~~stampft~~ tritt in allerhand Schmutz.

Aber der berühmte Ingenieur im Tropenland erhebt sich um Morgengrauen von seinem schmalen Feldbett und geht, ausgerüstet mit Büchse und Feldstecher und begleitet vom kleinen klugen Boy, der wie das Peterle aussieht, ins Freie hinaus, um die Gegend auszukundschaften. Er schreitet am Rande einer mannshohen Grassteppe dahin und erblickt die ersten Tiere. Giraffen sind es, und lustig sehen sie aus mit den langen

langen Hälsen und kleinen Köpfen. Und wenn sie noch zu laufen anfangen und ihren Körper von den hohen Vorderläufen auf die kurzen Hinterläufe schwingen, ist es wirklich zum Lachen. Eines der Tiere erblickt ihn und rast in wildem Schreck davon. Die anderen folgen nach. Er könnte jetzt mit Leichtigkeit eines von ihnen niederschließen. Aber sie tun ihm leid, die guten freundlichen Tiere. Lieber ein grausames Raubtier erjagen, einen Leopard, Tiger, Löwen oder ein Nashorn! Nur muß man dabei vorsichtig sein, daß dieses einem nicht hinterrücks auf den Nacken springt. Doch er hat keine Angst, der berühmte Ingenieur, und geht ruhig weiter am Rande der Grassteppe. Über seinem Haupte streichen seltsame große Vögel hin, - Flamingos -, mit schwarzen Flügeln und feuerroten Körpern. Er biegt in das Steppengras ein. Plötzlich hört er ein fürchterliches Gepolter. Eine Büffelherde bricht hervor, trampelt die mannshohen Gräser nieder und stürzt geradewegs auf ihn los. Er läuft davon, dann wendet er sich zurück und schießt. Ein dicker Bulle ist an der Stirn getroffen. Die Herde schwenkt ab. Der berühmte Ingenieur hat sich und seinen Boy aus größter Gefahr gerettet.

In der Schule ist der kleine Peter zerstreut. Buchstaben fehlen in den Worten. Auch ist ein Buchstabe lang und der andere kurz wie die Beine der Giraffen, und ein schwarzer Tintenfleck breitet sich auf dem weißen Heftblatt aus wie eine Morastpfütze in einer hellen Sandwüste. Ein Buchstabe ver<sup>a</sup>ndelt sich gar in ein seltsames unbekanntes Steppentier, und seine Gedanken schweiften ab zum angeschossenen Bullen.

Er geht vorsichtig zwischen dem hohen Steppengras ih<sup>n</sup>suchen. Es ist gefährlich. Vielleicht ist der Bulle nur leicht verwundet und wird wutentbrannt über ihn herfallen. Leise schleicht er mit seinem Boy, daß das Rascheln der Gräser sie nicht verrate. Doch da liegt ja der Bulle mausetot vor ihnen. Gut getroffen hat er, der berühmte Ingenieur!

"Peter, wieviel ist acht mal dreizehn?"

Einen wilden Bullen im Urwald an der Stirn zu treffen ist leichter. Was ist dreizehn und was ist acht? Und welches Ringelreihen sollen sie wohl miteinander aufführen?

"Dreizehn Bullen mal acht Bullen," sagt Peter mit rotem Kopf.

"Peter, Peter, wo bist du? Nimm deine Sinne zusammen! Wieviel ist acht mal dreizehn?"

Endlich ist Peter da, und die Bullen sind im Steppengras geblieben. Und es hilft



nichts. Die Lehrerin ist an ihn herangetreten und wartet: wieviel ist acht mal dreizehn? Wie ist das doch schwer zu berechnen! Da ist eine Acht und eine Eins und eine Drei! Wie muß man sich dabei anstrengen!

Endlich sind die Schulstunden vorüber, und Peter darf den Heimweg antreten. Um wieviel einfacher ist es zu träumen, als zu addieren, subtrahieren und multiplizieren, als darauf zu achten, daß Hände und Schuhe sauber bleiben, als Buchstaben gleichmäßig hinzuzzeichnen. Dort im Tropenlande fügt sich alles wie von selbst.

Der berühmte Ingenieur pfeift nach seinen Trägern, damit sie den toten Bullen fortschaffen. Er behält für sich bloß den Schädel mit den beiden Hörnern und das Fell. Diese Dinge braucht er für seine Sammlung. Wenn er in die Heimat zurückgekehrt sein wird, werden die Menschen diese Dinge bewundern. Da kommen auch schon die Träger und mit ihnen von irgendwoher viele viele Eingeborene. Sie haben von dem glücklichen Schuß gehört und wollen von der Beute ihr Teil haben. Sie tragen den toten Bullen auf einen freien Platz, umringen ihn, bilden einen Kreis, tanzen einen Freudentanz und zerreißen ihn dann in Stücke unter Geheul und Gezänk. Der berühmte Ingenieur mag das garnicht mitansehen. Er nimmt seine Büchse auf die Schulter und geht dem Walde zu.

In diesem Augenblick prallt der kleine Peter zurück. Ein dicker weißer Spitz will ihm an die Beine und bellt und bellt, und das Peterle schreit, blaß und zitternd: "Hilfe! Hilfe!"

Aber der Spitz denkt garnicht daran zu beißen. Peter gefällt ihm, und <sup>er</sup> möchte gern mit ihm spielen.

"Hab keine Angst," ruft eine freundliche Dame dem erschreckten kleinen Jungen zu.

"Der tut dir sicher nichts zuleide. Hierher, Flok!"

Und der berühmte Ingenieur ist nun im Tropenwald. Dunkel ist es da wie in der Nacht. Nur langsam gewöhnen sich die Augen, die merkwürdigen Formen von Pflanzen und Tieren zu unterscheiden. Wunderliche Blüten von Schlingpflanzen zieren die Säulen ~~von~~ der Riesenpalmen. Mächtige Nachtvögel sitzen bewegungslos in den Zweigen. Hochaufgerichtete Schlangen starren ihn an. Unheimlich ist die Stille. Voll lauernder

kennt  
Gefahren. Aber der starke glattrasierte Mann keine Furcht. Ruhig wandelt er unter dem dichten grünen Laubdach mit der Büchse in der Hand. Plötzlich leuchten ein paar grüne Lichter in nächster Nähe vor ihm auf. Löwenaugen! Geräuschlos kam das Tier geschlichen. Nur jetzt nicht den Mut verlieren, berühmter Ingenieur! Dann ist es mit dir aus! Und piff paff gehen die Schüsse los. Der Löwe springt in die Höhe schwer getroffen und fällt auch schon rücklings, ehe seine Franken den Jäger packen. Doch da flimmern andere grüne Lichter dicht neben ihm, und es nahen sich noch welche und noch welche.....Die Büchse knallt ein Mal ums andere.....Drei Löwen hat er an einem einzigen Tage erlegt. Und ganz allein im Tropenwalde! Was wird sein kleiner Boy dazu sagen? Was werden seine Träger sagen und schließlich alle Menschen in der Welt?

Abends ist der kleine Peter müde vom Essen, vom Lernen und vom Träumen. Er liegt im Bette und kann lange nicht einschlafen. Die Dunkelheit bedrückt ihn.

"Mutti," ruft er. "Wo bist du? Ich fürchte mich. Komm zu mir! Wenn du bei mir bist, ist es heller und wärmer."

"Hier bin ich," entgegnet die Mutter. "Schlafe nur, kleiner Peter."

Beruhigt zieht er die Decke über die Schulter. Der berühmte Ingenieur liegt allein im Zelt weit weit im Tropenland und hat keine Angst. Elefanten trampeln an seinem Zelt vorbei, Löwen brüllen irgendwo in der Ferne, heiser schreit ein Schakal, Warzenschweine quietschen.....Dann verwirrt sich alles. Der kleine Peter, der Negerboy und der berühmte Ingenieur verschmelzen ineinander, versinken in Tiefen. Und die kleine unruhige Kinderseele ruht aus in tiefem festem Schlafe.

## Louise.

Novelle von Clara Michelson.

Louise war hübsch und saft. Solche Eigenschaften sind gut für eine wohlbeschützte Bürgerstochter. Für Louise, Tochter einer armen Aufwartefrau, wäre es besser gewesen, sie wäre hässlich und robust. Sehr jung noch musste sie als Dienstmädchen in Stellung gehen. Die Mutter hätte gern was Besseres aus ihr gemacht, doch ihre Mittel reichten dazu nicht aus, sie mochte noch so hohe Säulen fetter Teller und Schüsseln abwaschen, Berge von Kupfer putzen und noch so viele Parkettfußböden polieren.

Mit achtzehn Jahren, als sie schon besseres Zimmermädchen geworden war, kam sie in eine feinere Familie. Die Dame war streng katholisch und geizig, und der Mann war Freidenker und hatte die jüngsten Mädchen immer am liebsten, was seine Frau in ihrer frommen Gesinnung trotz zwanzigjähriger Ehe nicht bemerkt hatte. Louise gefiel ihm auch, zart und knabenhaft wie sie war, und so schüchtern. Ohne viel Federlesens drang er auf sie ein. So war es es gewöhnt, und er hatte bisher noch immer Erfolg damit gehabt. Louise verstand sich nicht zu wehren, nicht einmal richtig grob zu werden und ihn aus ihrer Kammer zu werfen. Sie konnte nur bitten, sie doch zu verschonen. Aber das fiel ihm in seiner schon begonnenen Erregung garnicht ein. Er nahm sie. Er sah darin überhaupt nichts Schreckliches, solange es sich nicht um seine Frau oder Tochter handelte.

Als ihn nächstens wieder die Lust überkam, tat er dasselbe. Seine fromme und vertrauende Gattin schlief und träumte von Geld und der Heiligen Therese, ihrer Beschützerin. Louise aber, die dem Lebenskampf nicht gewachsen war, gewöhnte sich an die Überfälle und protestierte nicht mehr. Sie erschienen ihr, als zu der guten Stelle gehörig, und

und ängstlich vor allem Neuen, wie sie war, hoffte sie sogar, die Dinge würden ~~zirk~~<sup>bis</sup> in alle Ewigkeit so fort dauern. Obgleich der Herr hätte voraussehen können, wozu seine Handlungsweise führen würde, war er darin leichtsinnig wie die meisten Männer. Seine Frau merkte, als erste, an kleine<sup>n</sup> verräterischen Anzeichen, dass Louise in Umständen war. Doch Gott verzeih ihr, wenn sie dabei auch nur eine Sekunde lang an ihren Mann gedacht hätte.

"Solch ein Luder", sagte sie. Fromme Damen wenden mitunter auch Kraftausdrücke an. "Lebt in einem anständigen Hause und treibt sich herum. Soll sie sehen, wo sie mit ihrem Balg unterkommt."

Der Mann, der im ersten Augenblick ein wenig erschreckt war, trumpfte zu, zeigte aber doch etwas Mitleid. "Gieb ihr hundert Francs extra und lass sie gleich gehen."

Hundert Francs schienen der Frau zu viel. Sie legte fünfzig Francs für sich beiseite und schickte Louise mit der bis zum Tage ausgerechneten Monatsgage und fünfzig Francs extra davon.

Was sollte Louise nun beginnen? Wäre sie ~~raffiniert~~ raffinierter gewesen, hätte sie sich eine Abreibung machen lassen und wäre wieder in eine feine Familie gegangen. Aber so wie sie war, ängstlich, schüchtern, ungeschickt, konnte sie den Dingen nur ihren Lauf lassen, ohne handeln einzugreifen. Tant pis! Um so schlimmer für dich, Louise! Was kommt, das kommt!

Sie fühlte sich im allgemeinen gut und sah sogar kräftiger aus, ~~ix~~ als vorher, weil sie voller geworden war. Sie fand auch was ihrer Lage Angemessenes; eine Stelle in einem Hotel vierten Ranges mit einer Mansarde für sie zum Wohnen. Der Zimmerdiener schlief in der Portierloge, um die Haustür zu beaufsichtigen.

Der Winter war bald um. Zum Frühling nahte ihre schwere Stunde. Sie trug eine grosse geblünte, die ganze Figur verdeckende Schürze. Den Leuten im Hotel fiel nichts auf. Man zerbrach sich überhaupt nicht den Kopf über Louise. Sie war still, in sich gekehrt und machte ihre Arbeit.

Es war ein Glück, dass die Saison schlecht war und die Mansarden im fünften Stock neben ihrer leer standen. Die Wehen packten sie um Mitternacht. In einer Stunde war alles vorbei. Ein kleines rotes Geschöpf war da.

Louise war wie ein Tier im Walde. Ihre natürlichen Instinkte wurden furchtbar lebendig. Sie streichelte ihr Junges. Sie legte es an ihr Gesicht. Sie legte es an ihre Brust. Sie grub ihre Lippen in den hellen Flaum des Kopfes. Ihre Lenden zitterten in Wollust, wenn der kleine Mund an ihren Warzen zog.

Aber sie erkaufte diese Seligkeit mit tausend Ängsten. Selbst in diesem Hotel vierten Ranges! Selbst wenn da ein Zimmer für ein Stündchen zu haben ~~ist~~<sup>war</sup>, sogar ein bewohntes, aus dem der Mieter sicher auf den ganzen Tag fortgegangen ~~ist~~! Man liebt nirgends Complikationen. Was braucht man ein Zimmermädchen mit einem unehelichen Säugling, wenn man eines ohne haben kann? Und Louise ~~ist~~<sup>war</sup> so schüchtern. Eine andere ~~wäre~~<sup>hätte</sup> sich doch vielleicht durchzusetzen, verstanden.

Dumme Louise, es giebt ja auch noch "die öffentliche Hilfe". Sie nimmt überflüssige Kinder auf, durch Zufall und Dummheit in die Welt gesetzt. Bringe dein Namenloses dorthin! Oder lege es geschickt auf die Schwelle eines reiches Hauses! Vielleicht findet es ein vom Schicksal Begünstigter und nimmt es zu sich. Soviele Möglichkeiten giebt es, Louise. Reisse doch dein in Not und Schande Geborenes von dir los und trage es fort!

Die Saison bessert sich. Fremde kommen. Man vermietet alle Räume. Selbst die Mansarden füllen sich.

"Louise, sind Sie krank? Sie sehen mit einem Male so blass und mager aus."

"Ach vielleicht! Wohl die Grippe! Ja, etwas müde! Wird bald vorübergehen."

man den  
Wenn ~~man den~~ ganzen Tag über schwer arbeitet, trepp auf, trepp ab läuft und nachts nicht schläft, ist es kein Wunder.

Das Namenlose liegt neben ihr im Bett. Es war anfangs so still. Jetzt wird es unruhig. Die Pflege fehlt ihm.

"Ach schrei nicht, schrei nicht! Was sollen die Nachbarn denken? Horch, da werden sie schon wach. Max klopft an die Wand."

Louise ist wie toll und totmüde zugleich.

Jetzt wird es an den Tag kommen.

"Um der Mutter Gottes willen schrei nicht!

Um Christi willen schrei nicht!"

Man klopft stärker an die Wand. Man wird es ihr fortnehmen. Sie wird es nicht hergeben. Sie ist so müde, dass <sup>sie</sup> nicht mehr weiss, was sie tut. Sie nimmt ein Lakenende und legt es dem Kinde vordem Mund, damit es nicht gehört wird.

Gottseidank, es ist still geworden, und Louise schläft ein. Sie ~~kennt~~ <sup>ahnt</sup> nicht, was sie getan hat.

"Louise, ein Kind hat in der Nacht geschrien. Die Gauberts haben sich beklagt."

Louises Stimme war heiser. "Sie sind wohl verrückt oder betrunken gewesen. Wo soll denn dort oben ein Kind schreien?"

Sie war die schüchterne ängstliche Louise nicht mehr. Sie war die verwundete Wölfin aus dem Wald, bereit anzufallen, wenn man ihr zu nahe kam. Jetzt war sie bereit zu lügen, falsch zu schwören. Jetzt gab es keine Furcht mehr für sie, seitdem der Leichnam ihres Kindes in der Schublade ihrer Kommode lag, und jedes Mittel war gut, um jene Stelle zu verteidigen.

Sie öffnete die Schublade nicht. Der Gedanke: der Leichnam verwest, der Geruch wird stärker - war ins Unterbewusstsein versunken.

Tant pis! Wie es ist, so muss es sein. Sie machte ihre Arbeit, blass, zerstreut, zerfahren, gereizt bis aufs Äusserste.

"Was hat sie?" sagten die Leute. "Sie ist unbrauchbar. Man muss sich nach einem andern Zimmermädchen umsehen."

Die Nachbarn fingen an einen Geruch zu spüren. Er war im Korridor. Er drang in ihre <sup>a</sup> Mansarden ein. Er wurde unerträglich. Sie kündigten.

Madame schickte Louise mit einer Besorgung fort. Sie brauchte dringend einen Reklameartikel aus dem Warenhaus.

Louise widersetzte sich. Ein Fuss tat ihr weh. Sie wollte nicht gehen.

"Es ist nicht so schlimm. Sie fahren mit der Untergrundbahn. Die Haltestelle ist nebenbei. In dreiviertel Stunde sind Sie zurück." Es blieb ihr nichts übrig. Sie musste gehen.

Kaum war sie fort, stiegen die Wirte hinauf, öffneten die Mansarde. Die Luft war so, dass man nicht atmen konnte.

Der Geruch entströmte der Kommode. Sie zogen die Schublade heraus und fanden den verwesten Leichnam eines <sup>Säuglings</sup> ~~Kindes~~.

Sie telefonierte der Polizei. Sie kam und wartete auf Louise, um sie zu verhaften.

In den Zeitungen war ein Bericht zu lesen:

Bestialische Tat einer Mutter.

Das neunzehnjährige Dienstmädchen Louise X. hat ihr neugeborenes Kind ungebracht und den Leichnam in der Kommode versteckt. Der pestartige Geruch hat das Verbrechen verraten. Die Mörderin ist in allem geständig, doch zeigt sie keine Spur von Reue. Die entmenschte Mutter ist dem Gericht übergeben worden.

## LUCIE .

Von Clara Michelson.

Alle Verwandten und Freunde wussten es: wenn Lucie etwas haben wollte, dann gab es keine Ruhe, bis sie es hatte, dann halfen keine Beschwichtigungen und logischen Auseinandersetzungen. Es gab auf alles nur eine hartnäckige blinde Antwort: "Ich muss es haben." Und das war jetzt, da sie schon zwei Jahre verheiratet war, genau so wie in ihrer Kindheit. Alle Erziehungskunst, das heisst alle Erziehungskunst der Mutter und der Tanten, war da abgeprallt. Ein Wunsch stieg in ihr auf und sass zu anfang auf den kleinen rosigen Lippen, im reizenden Lächeln und im bitten - den Blick der grossen braunen Augen, und wenn nicht gleich erfüllt wurde, dann ging er auf die glatte sorglose Stirn über, auf die zarten Wangen. Das alles verzog sich, unwölkte sich wie Frühlingshimmel bei nahendem Gewittersturm, und wenn der Wunsch auch dann nicht ausgeführt wurde, dann ging er noch weiter auf die schmalen Schultern, auf die winzigen Hände, auf den ganzen schlanken Leib, die Beine, die Füsschen über. Das alles kam dann in Bewegung, bebte, zitterte, stampfte, schüttelte sich -- bis sie es hatte, bis sie es in irgend einer Weise hatte.

Jetzt war sie Madame Clovis Bédart, und jetzt konnte Monsieur Clovis Bédart sehen, wie er mit den Wünschen Lucies fertig wurde. Aber dass sie ,ein junges Mädchen ohne Mitgift, überhaupt Madame Clovis Bédart geworden war, Gattin des Sohnes des bekannten Biskuitfabrikanten, verdankte sie ausschliesslich diesem Charakterzug. Die Mutter konnte diese Tatsache nicht genug unterstreichen, indem sie auf solche Weise einen Ausgleich für die zwanzig Jahre lang getragene Pein herstellte. Denn durch diese über alles Erwarteten gelungene Heirat hatte sich Lucies Ungestüm in eine Quelle der schönsten Vorteile für sie verwandelt. Lucie hatte im Grunde ein gutes Herz, und was sie jetzt alles für die Mutter wünschte, das musste ihr Mann widerspruchslos, bedingungslos erfüllen,



ob es ein schöner Pelzmantel,<sup>z</sup> eine Badereise oder ein neuer Hut war. "Lucie will" das war jetzt force majeure in der Ehe Clovis Bédart. Sonst kamen Tränen, Vorwürfe, Weinkrämpfe, und der gute Clovis hatte einen weichen nachgiebigen Charakter, darum hatte er sie auch geheiratet.

In den zwei Jahren ihrer Ehe hatten sich alle wichtigern<sup>e</sup> Wünsche Lucies erfüllt. Sie ~~war~~ hatte eine elegante Wohnung, prachtvolle Toiletten, eine fünfundzwanzigpferdige Limousine, den Ruf einer schönen Frau,<sup>si</sup> besuchte Bälle und Gesellschaften. Das sie nun alles zur<sup>hatte</sup> genüge genossen, und da stand sie eines Morgens auf und wollte ein Kind haben. ~~Wie~~ Wie jedermann weiss, gehört dazu mindestens eine gewisse Frist. Das sah auch sie ein, aber sie verlagte von ihrem Manne,<sup>n</sup> dass er alles dazu täte, damit die gewisse Frist sofort beginne. Sie erklärte sich bereit auf jedes andere Vergnügen zu verzichten. Clovis hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden, besonders da dieser Wunsch sich auf so einfache, wie es schien, und angenehme Art erfüllen liess.

Sie ging noch am selben Tage zu einem berühmten Frauenarzt, um ihn um seinen Rat zu befragen, und dieser fand alles bei ihr in bester Ordnung.

Ungestüm wie sie war, fing sie schon an kleine Sähelehen vorzubereiten, ohne dass ein Zeichen auf das freudige Ereignis hindeutete.

Nach einem Monat war sie wieder beim berühmten Frauenarzt. Woher käme es, fragte sie ihn, dass nichts sich anzeigte, obwohl doch alles bei ihr in bester Ordnung wäre.

"Vielleicht," meinte da der grosse Mann, "könnten wir mit einer ganz kleinen, ganz schmerzlosen Operation versuchen. Sie kostet nur ein paar tausend Francs, und kann in keinem Falle schaden."

"Ich will, Ich will," rief Lucie. "Sagen Sie wann! Morgen? Uebermorgen?"

"Überlegen Sie es doch erst mit Ihrem Gatten, oder vielleicht warten wir noch einige Zeit ab?" dämpfte er gewissenhaft ihren Eifer.

"Warten ? Nein, das kann ich nicht! Nur nicht warten!" Sie stampfte leicht mit dem Schühchen aus Eidechsenleder auf.

Die kleine Operation wurde gemacht. Sie verlief schmerzlos. Es schmerzte wohl ein wenig hinterher, doch Lucie ertrug alles geduldig. Sie, die Bewegliche, die Unruhige, legte sich sogar noch vor gewissen schlimmen Tagen ins Bett, damit nicht die geringste Erschütterung das Werden störe. Sie wollte ein Kind haben!

Aber welch harter Schlag! Auch die gelungene Operation bewährte sich nicht. Die verräterischen Zeichen, die ihre Hoffnung zu schanden machten, stellten sich ein. Sie liess noch spät am Abend den berühmten Frauenarzt kommen. Er strich ihr mit seinen schmalen feinen Händen, wie er es in seiner Praxis zu tun gewöhnt war, sanft über das Haar und die Wangen, auf denen grosse Tränen rollten. "Nur Ruhe und Geduld, mein liebes Kind. Kommen Sie, sobald das vorüber ist, ~~xxxxix~~ ~~ixxixix~~ in meine Sprechstunde. Wir werden schon ein Mittel finden."

Kaum fühlte sie sich wieder wol, da eilte sie in die Sprechstunde. Sie warf sich in den weichen, wunderbar bequemen Ledersessel, verschränkte die Finger so heftig ineinander, dass der Doktor zu sehen glaubte, wie es ihnen wehtat, und sagte mit derselben leidenschaftlichen trotzigem Gebärde, mit der sie in ihrer Kindheit die grösste Puppe der Auslage verlangt hatte: "Ich will nicht länger leben, wenn ich kein Kind habe."

Der berühmte Frauenarzt antwortete nichts. Er sah sie nur mit seinen herrlichen blauen Kinderaugen, die einen gleichen Ruf hatten wie seine Geschicklichkeit, bedeutsam an, rückte seinen Sessel dicht neben ihren, strich wieder sanft über ihr Haar hin und sagte nach einer Weile: "Mein armes Kind!"

Lucie fuhr auf. Sie weinte fast. "Doktor, Sie nehmen mir alle Hoffnung."

"Das tue ich nicht. Ich sage nur "Armes Kind", weil es vielleicht gar nicht an Ihnen liegt."

"Nicht an mir? An wem könnte es denn liegen, wenn nicht an mir?"

"Kleine Närrin," erwiderte er. "Es gehören doch wol immer zwei dazu

"Ja, natürlich zwei," hauchte sie atemlos. "Der Gedanke ist mir nie gekommen. Aber er ist so gesund, Clovis."

"Das macht nichts."

"Um Gotteswillen, was dann? Aber ich will ein Kind haben," schrie sie ihm an.

Er drückte sie sanft in den Sessel zurück. "Ich habe Ihnen doch gesagt, dass wir ein Mittel finden werden."

Seine Sicherheit beruhigte sie, aber ihr Verstand war wie ausgelöscht.

Lucie war schlank, blond, sehr weis. Sein Mittel war schon vielen gut bekommen. Langsam, betörend strichen seine klugen geübten Hände über sie hin.

"Doktor, was tun Sie?" flüsterte sie halb benommen.

"Das Mittel," sagte er. "In neun Monaten haben Sie das Kind."

So überzeugend blickten die herrlichen blauen Kinderaugen,.....

So ~~herzlich~~ überredend strichen die klugen Hände.....

So still war die Sprechstunde.....

Nur die Uhr tickte: Neun Monate.....

"Was hat der Arzt gesagt, Lucie?" fragte Clovis am Abend.

Lucie sah an ihm vorbei mit einem seltsamen, nach innen gebogenen Blick. "Er meinte, es wäre alles in bester Ordnung."

Es war alles in bester Ordnung. Nach neun Monaten hatten sie ein Kind mit herrlichen blauen Augen.

Aber seitdem war Lucie stiller geworden und tobte nicht mehr, wenn sie etwas haben wollte. Sie wusste jetzt: es war nicht immer so einfach

*Seinen Willen zu haben.*

## Der Boek als Gärtner.

Märchen von Clara Michelson.

In einem Dorfe lebten Mann und Frau. Sie hatten keine Kinder, und ihre ganze Liebe schenkten sie dem Gemüsegarten. Da wuchsen grüne und rote Kohlköpfe, riesige goldgelbe Kürbisse, dicker Spargel, kugelrunde und längliche Mohrrüben, die verschiedenartigsten Salate, breitblättrige, schmalblättrige und solche mit gefranzten Blättern und noch so vieles andere, dass man es garnicht aufzählen kann. Das Ehepaar hegte und pflegte jeden Stengel und jede Wurzel und war in beständiger Sorge, dass auch nur ein Blättchen verloren gehen könnte. Im Dorfe gab es viele arme Kinder, die nicht genug zu essen hatten und blass und mager waren. Aber um diese kümmerten sich die beiden nicht. Es fiel ihnen garnicht ein von Zeit zu Zeit einen Kohlkopf oder einen Sack Kartoffeln zu verschenken. Sie aßen lieber selbst, so viel es in sie hineinging, und was übrig blieb, verkauften sie an Händler.

Da geschah es, dass ihnen in einem andern entlegenen Dorfe eine Erbschaft zufiel, und ~~dass~~ sie deswegen eine Reise machen mussten. Um nichts sonst in der Welt hätten sie sich von ihrem Gemüsegarten entfernt. Aber eine Erbschaft macht jeder gern, und sie wollten auf das schöne Geld nicht verzichten, das ihnen auf so einfache Weise in den Schoß fiel. Doch konnten sie den Gemüsegarten ohne Aufsicht nicht zurücklassen. Es herrschte gerade um die Zeit grosse Trockenheit, und es musste jemand da sein, der nach den Pflanzen sah und überhaupt den Garten bewachte.

An wen sollten sie sich nun wenden? Freunde hatten sie im Dorfe nicht, weil sie so geizig und selbstsüchtig waren. Auch hatten sie zu niemand das rechte Vertrauen. Sollten sie den ~~den~~ Nachbar zur Rechten bitten? Er hatte sechs Kinder, und da konnte man sicher <sup>sein</sup>, dass der schönste

Kohlkopf und die besten Spargelstengel in seinem Kochtopf schmoren würden. Sollten sie den Nachbar zur Linken bitten? Bei ihm wohnten seine alten Eltern, und seine Kinder waren in der Stadt in Stellung. Da war die Gefahr noch grösser. Er würde sich nicht nur das Gemüse kochen, sondern es auch in die Stadt zum Verkauf schicken. Da war noch ein dritter Nachbar, der hinter ihnen wohnte. Aber auf den war noch weniger Verlass. Er war durch seine Faulheit im Dorfe bekannt, und nichts Gutes war von ihm zu erwarten.

Sie dachten hin und her, und konnten keinen Entschluss fassen. Plötzlich kam der Frau ein Gedanke.

"Weisst du was, Mann," sagte sie. "Wenn wir den Ziegenbock zum Gärtner machen! Faulenzt er nicht jahrelang im Stall und auf der Wiese umher, und frisst umsonst unser gutes Futter."

"Du hast recht," erwiderte der Mann, der beinahe noch geiziger war, als die Frau, und sich schon lange über den unnützen Esser im Hause ärgerte. Wenn es nur irgendwie angegangen wäre, hätte er schon längst Kostgeld von ihm verlangt. Auch die Geiss mit ihren fünf Zicklein frass viel zu viel, aber ihr nahmen sie wenigstens die Milch ab. Nur kam ihm ein Zweifel: "Ob der Bock auch was von Gartenarbeit versteht?" fragte er nachdenklich. Aber die Frau wusste zu überreden, so sehr gefiel ihr der Gedanke.

"Sicher versteht er das bisschen Gartenarbeit," beruhigte sie den Mann. <sup>(und</sup>  
"Viel verlangen wir doch nicht von ihm. Er soll <sup>(hier und da die Pflanzen begiessen</sup> acht geben, dass nicht ~~gestohlen wird, und hier und da die Pflanzen begiessen.~~ Sieht er es nicht täglich, wie wir es machen? Ausserdem ist er dir nicht ganz unähnlich," fügte sie mit vielsagendem Blick hinzu." Er ist gerade so eigensinnig wie du."

Der Mann fand den <sup>Scherz</sup> schlecht, umso mehr als er in diesem Falle <sup>bereit</sup> ~~zurück~~ war nachzugeben, und erwiderte ärgerlich: "Und wenn du deine Hörner aufsetzt, kann man dich nicht minder für eine widerspenstige Ziege halten."

"Gottseidank", sagte darauf die Frau, "dass ich Hörner habe. Sonst hätten wir dies schöne Haus und den Gemüsegarten nicht. Hast du viel gehabt, als ich dich heiratete?"

Das war schon so ihre Art miteinander zu reden.

Doch es war keine Zeit zu verlieren. Sie gingen zum Ziegenstall und riefen den Bock heraus. Er kam mit verschlafenen Augen, denn er hatte sich vollgefressen und wollte schlafen.

"Bock", sagte die Frau, "Wir müssen dringend verreisen und wollen dich als Gärtner zurücklassen. Du weißt, was man da zu tun hat. Du siehst es jeden Tag, und ein bisschen Arbeit kann dir nicht schaden."

"Gut," meckerte der Ziegenbock. "Ich will gern arbeiten."

Mann und Frau freuten sich, dass es sich mit dem Ziegenbock so gut ~~ganz~~ <sup>gefügt</sup> gemacht hatte, und machten sich zur Reise fertig.

Beim Weggehen wandte sich die Frau noch einmal an der Gartenspforte um und rief dem Bock zu: "Und tüchtig mit den Hörnern losgehen, wenn jemand sich an das Gemüse heranwagt."

"Gewiss, mäh-mäh-mäh," antwortete der Bock.

Kaum waren die Wirte fort, so meckerte der Bock über den ganzen Gemüsegarten:

"Also alle her! Lasst uns arbeiten." Er hatte es eben mit seinem Versprechen durchaus ehrlich gemeint.

Die Geiss kam angesprungen, und hinter ihr her hüpfen alle fünf Geisslein. "Arbeiten" sagte sie zu ihnen. "Mäh-mäh-mäh."

Nur versteht das Ziegengeschlecht unter Arbeit ganz was anderes als unser Ehepaar. Arbeiten hiess für die Ziegen fressen, wussten sie doch überhaupt nicht was Arbeit wirklich bedeutete. Sie brauchten sich nicht zu waschen und zu kämmen. Der Ziegenbart war immer in Ordnung, und der Ziegengeruch war was Köstliches. Es kam ihnen garnicht in den Sinn, dass das Begiessen der Pflanzen und das Roden des Unkrautes einen besondern Zweck hatte. Das Gemüse wuchs, weil

es eben wuchs, und der Gärtner sprengte, weil ihm das so gefiel.

Die Geisslein liessen es sich darum nicht zweimal sagen, als die Ziege sie zur Arbeit rief. Sie stürzten sich auf die hellsten Salatköpfchen, der Bock frass den Kohl und die Geiss den Spargel. War das ein Fest! Mäh-mäh-mäh!

Der Gemüsegarten sah schön aus, als Mann und Frau heimkehrten. Trotzdem die Erbschaft günstig für sie ausgefallen war, wurte es sie um den abgefressenen Kohl, Salat und Spargel.

"Wir werden euch schon zeigen, faules verlogenes Gesindel!" schrien sie und ergriffen den ersten besten Stock, der ihnen unter die Hände kam,

"Warum Prügel?" jammerte der Ziegenbock. "Wir haben doch alle miteinander so gut gearbeitet, mäh-mäh-mäh."

MS

D A S K L E I N E M Ä D C H E N .

Novelle von Clara Michelson.

Worte: Es ist nichts Wunderliches dabei, dass du nur dem einfachen Volke gern zuhörst. Wir sind für dich wie ein fremdes Land, alles ist neu. Euerens hat sich aber die Seele so lange mit der ~~Vornehmheit~~ Vornehmheit und den Wissenschaften gewärmt, bis er sie ganz verbrannt hat - es ist nur Asche geblieben..

Aus "Der Russe redet" von Ssofja Fedortschenko.

Es lebte in einer Stadt ein kleines Mädchen. Es gab damals weder Autos noch elektrisches Licht noch Strassenbahn. Auf den runden Pflastersteinen des Fahrdamms ratterten die mit eisernen Reifen beschlagenen Räder der Lastwagen und Droschken, und in unregelmässigem Rythmus klopfen die Pferdehufe. Die Musik der Strasse war eine andere als heute, und auch das Spiel der Lichter in der Dämmerung und am Abend war ein anderes. Laternenpfosten standen in weiten Abständen am Rande des Bürgersteigs, und mit einbrechender Dunkelheit kam der Laternenanzünder gegangen und zündete gemächlich mit seinem langen Stab eine Laterne nach der andern an. Ein gelbliches Gasflämmchen zuckte auf, kämpfte flackernd mit dem dahinschwindenden Tageslicht und schuf mühsam einen <sup>engen</sup> ~~kleinen~~ armseligen Lichtkreis.

Das kleine Mädchen bewohnte in einem grossen Mietshause mit seiner Kinderfrau zusammen ein Zimmer, das auf den Hof hinausging. Da sass es oft stundenlang auf dem weissen Fensterbrett und schaute dem Treiben auf dem Hofe zu. Es gab immer was zu sehen. Teppiche wurden auf langen eisernen Balkonen geklopft. Dichte gelbgraue Staubwolken lösten sich von ihnen ab, erfüllten den Hof, wurden allmählich dünner und verschwanden zuletzt. Führen, mit Brennholz schwer beladen, kamen unter Peitschenknall und heftigen Zurufen durch das



breite Tor herein. Mit vielem Lärm wurde das Holz abgeladen, zersägt, zerhackt und in den Keller getragen. Leiermänner erschienen dazwischen auf der Bildfläche, trugen einen Vogel und Glückszettelkasten auf der Drehorgel oder kleine flinke, in bunte Lappen gehüllte Affchen auf der Schulter.

Hausierer schrien nach Lumpen und abgetragenen Kleidern. Kunststückmacher schlugen Purzelbäume auf einem verschossenen Teppich, drehten sich wie ein Rad und verbogen ihre Glieder, als ob sie aus Rosshaar oder Holzmehl wären. Dunkle Bulgarenknaben in hellen, lose um den Körper hängenden, schmutzigen Gewändern sangen, auf dem hölzernen Pflaster des Hofes kauend, mit lauten rauhen Stimmen fremdartige Lieder. Glasermeister und Messerschleifer boten in einem bestimmten ~~ihrem~~ Singsang ihre Dienste an.

Das Leben, das das kleine Mädchen vom Fenster ihres Hofzimmers aus kennen lernte, war merkwürdig, vielfältig und unendlich.

Aber noch merkwürdiger, vielfältiger und unendlicher war das Leben der Strasse. Im Gastzimmer gab es <sup>auch</sup> eine breitere und bequemere Fensterbank, von der aus man sich dieses Leben gut ansehen konnte. Allein die Mutter liebte es nicht, dass sich das kleine Mädchen <sup>dahin</sup> ~~es~~ setzte. ~~xxxxxx~~ (Sie fürchtete, es könnte) ~~xxxxxx~~ (die teure Tapete) ~~xxxxxx~~ beschädigen und auch sonst irgend eine Unordnung anrichten. Doch da seine gute alte Kinderfrau diesen Einwand gegen das Sitzen auf dem Fensterbrett des Gastzimmers nicht anerkannte, durfte es sich in Abwesenheit der Mutter ungestört seinen Beobachtungen hingeben.

Auf der Strasse gab es das ununterbrochene Kommen und Gehen der Menschen, das Hin und Her der Droschken und Lastwagen. Aufmerksam stellte das kleine Mädchen fest, wie und womit der Lastwagen beladen war, ob die Droschke Fahrgäste hatte oder sie leer dahinfuhr, ob der blaue Mantel des Kutschers auf dem hohen Boocke neu oder abgeschliffen war. ~~xxxx~~ Jede Einzelheit war von ungeheurer Wichtigkeit. In allem äusserte sich das unbekannte unbegreifliche Leben. Von irgendwoher kam alles und irgendwohin ging alles, und das eine kam heil und heiter, und das andere kam verbraucht und traurig, und hinter allem Rasseln und Klopfen, Reden und Lachen klang dumpf und fern das Geräusch einer fremden weiten Welt.

Dann gab es noch die gegenüberliegenden Häuser, die es beobachten konnte,

und in denen sich auch Geheimnisvolles vollzog. Allmählich lernte es einzelne von den Bewohnern unterscheiden. Es wusste bald, wer aufstand, wenn der grüne oder rote Vorhang in die Höhe fuhr, wer morgens Blumen begoss, wer am Nachmittag am Schreibtisch sass.

Am zugänglichsten war die Bierstube drüben. Wenn die grosse messingene Petroleumlampe angezündet wurde, lag der grosse heilgetünchte Raum offen da, und das kleine Mädchen liebte zuzuschauen, wie die blonde saubere Frau mit den hohen schäumenden Glaskrügen geschickt hantierte und der Junge, der morgens zur Schule ging und zum Mittagessen heimkehrte, ihr dabei behilflich war. Es schien ihm eine angenehme und lustige Beschäftigung zu sein die Krüge mit dem schäumenden honiggelben Bier zu füllen und auf die blankgescheuerten Tische vor die Gäste zu stellen, die da gemütlich mit ihren qualmenden Pfeifen sassen.

Eines Morgens, als es wieder einmal die Abwesenheit der Mutter ausnutzen wollte, um auf die Fensterbank des Gastzimmers zu klettern, war es betroffen, statt des gewohnten Gerassels der Lastwagen und des klingenden Geklopfes der Pferdehufe, nur ein gedämpftes Geräusch zu vernehmen. Es war unheimlich, dass die Strasse sich bemühte still zu sein.

"Nini, komm her! Was ist los?" rief das kleine Mädchen aufgeregt und presste das Gesicht an die Fensterscheibe. Es nannte seine Pflegerin noch mit den Lauten seiner Kindersprache.

"Jemand ist krank," erwiderte die Alte leise, als ob sie stören könnte.

"Wer es wohl sein mag?" flüsterte das Kind und suchte mit den Augen das gegenüberliegende Haus ab. Da sah es, dass eine Strecke des Fahrdammes dicht mit Sand und Tannenzweigen bestreut war, und die bunten Bilder fielen ihm ein, die es in den Marktbuden draussen auf seinen Spaziergängen mit Nini immer wieder betrachtete. Auf einem Bilde sass Gott - ein lä<sup>n</sup>gbärtiger Greis mit gü- tig ausgestreckten Händen - auf weissen weichen runden Wolken, umgeben von Engeln und heiligen Menschen; auf einem andern grinste der behaarte Teufel aus der Hölle entgegen und grässliche Sünder schmorten in Kesseln und rösteten auf Feuern. Aber noch viel ergreifender war das Bild vom Leben des Menschen. Auf der ersten Stufe einer Treppe steht das Kind, wird auf höherer Knabe, & dann Jüngling, steigt auf die höchste als Mann in strotzender Kraft und

machtvoller Schönheit, und dann beginnt der Abstieg zur andern Seite, wo unten im Winkel der schreckliche Sensenmann steht, das Gerippe mit leeren Schädelaugen und geschwungener Sense, bereit den elenden Greis zu treffen. Dieses Vergehen, dieses Hinwelken des Jünglings und Mannes zum hilflosen verschrumpften Greis erweckte im kleinen Mädchen ein unbeschreibliches Gefühl des Widerwillens, der Trauer und Demütigung.

An diese Bilder musste es denken, als es auf die leise gewordene Strasse hinabschaute, und es war ihm wie eine Beruhigung, dass drüben in der Bierstube die Menschen wie gewöhnlich ein und ausgingen, an weissgescheuerten Tischen das honiggelbe Bier aus hohen Glaskrügen tranken und gemächlich ihre Pfeifen rauchten.

Als nach wenigen Tagen das kleine Mädchen mit seiner Kinderfrau auf die Strasse hinaustrat, standen schwarze Equipagen mit schwarzen Pferden bespannt und mit schwarzgekleidetem Kutscher auf hohem Bock <sup>2</sup> vor der Haustür drüben. Ein Leichenwagen kam angefahren, ein Sarg wurde aus dem Hause getragen, auf den Leichenwagen <sup>gestellt</sup> gelegt, mit Kränzen bedeckt. Schwarzgekleidete Menschen bestiegen die Equipagen. Der Zug setzte sich in Bewegung, ging langsam den mit Tannenzweigen umsäumten Weg hinab, irgendwohin in die unbekannte Welt hinaus - wo ein weissbärtiger Greis mit ausgestreckten gütigen Händen oder vielleicht gar <sup>ein</sup> ~~ein~~ behaarter <sup>wartete</sup> grinsender Teufel - irgendwohin - irgendwohin in die unbekannte Welt hinaus....

"Es ist klares Wetter. Sie können heute ein paar Stunden mit dem Kinde im Stadtgarten sein." Die Mutter war im Begriff fortzugehen und stand bereits in Mantel und Hut, als sie dies zur Kinderfrau sagte.

Sie war immer sehr geschäftig. Ihr Mann war bekannter Rechtsanwalt, und sie hatte daher <sup>auch</sup> die Pflicht zu repräsentieren. Doch besass sie selbst anerkanntswerte Eigenschaften, die sie zu einer wichtigen Persönlichkeit der Gesellschaft machten. Sie war genau, umsichtig, energisch. Kein Verein wollte sie entbehren, kein Wohltätigkeitsfest auf ihre Mitarbeit verzichten. Dann gab es noch Einladungen zum Essen, zum Kaffee, zum Abendtee, und auch sie musste wieder einladen. - und schliesslich noch Gattin und Mutter sein, was garnicht

so einfach war mit einem verwöhnten Mann, dem nicht alles schmeckte, zwei halb-  
wüchsigen Söhnen, deren Kleidungsstücke steter Aufbesserung bedurften, und ei-  
nem kleinen Mädchen, das sich auf schier unbegreifliche Weise in die schon ge-  
festigte Ordnung des Hauses <sup>hinein</sup> geschoben hatte.

In der Tür wandte sie sich noch einmal um.

"Vergessen Sie <sup>1</sup> dem Kind <sup>1</sup> nicht das warme Mäntelchen anzuziehen, und nehmen  
Sie einen Apfel und ein belegtes Brötchen mit. Auf Wiedersehen, mein kleines  
Mädchen, und sei schön artig." Sie winkte flüchtig mit der Hand und schlug  
eilig die Tür hinter sich zu.

Beide waren nun allein, sich selbst überlassen. Sie hatten die Ratschläge  
der Mutter respektvoll angehört. Das mussten sie. Das gehörte sich so. Doch  
anfangen konnte man mit ihnen nichts, denn die Mutter wusste ja nichts vom  
Wichtigen und Schönen, das ringsumher war. Sie hätte es auch nie begriffen,  
~~hätte~~ <sup>hätte</sup> man ihr was davon erzählt, von den bunten Bildern, zum Beispiel, in den  
Marktbuden oder gar von den fröhlichen Volksfesten auf dem Karlsplatz. Sie  
wäre nur böse geworden und hätte heftig gescholten, und nichts war dem klei-  
nen Mädchen peinlicher als das ungerechte Schelten mit der alten Nini.

Sie wiederholten das Wort der Mutter <sup>garnicht</sup>, als sie auf der Strasse standen und  
sich überlegten, wohin ihre Schritte zu lenken.

"Heute ist das Erntefest auf dem Karlsplatz. Ob wir wohl dahin gehen? Was  
meinst du? Oder spielst du lieber mit den Kindern im Stadtgarten?" fragte die  
Alte.

"Oh viel lieber zum Erntefest," erwiderte das kleine Mädchen.

Die fremden Kinder standen ja auch ausserhalb seiner und Ninis heimlicher  
Welt. Sie waren laut und unverständlich, und man <sup>(musste immerzu)</sup> ~~immer~~ tun, was ihnen einfiel.  
Zuzweien mit der alten Nini war es ruhiger und doch ereignisvoller. Man erleb-  
te jedes Mal etwas Besonderes. Sie liebten beide abgelegene Plätze aufzusu-  
chen, wo ein alter Turm stand oder eine halbzerfallene Kirche. Es war auch  
nicht ängstlich sich an ihrer Hand ins Menschengewühl zu begeben. Es ging  
sichs sicher neben ihr. Und die einfachen Menschen waren ihm vertrauter. Sie  
sprachen verständlicher als die feingekleideten von Vater und Mutter.. Mensch  
war Mensch für das kleine Mädchen, wie es noch unlängst keine Grenze zwischen  
Tier und Mensch gekannt. Es wusste noch nichts von der Klassifizierung, wo

eine Art anfängt und die <sup>e</sup>andere aufhört,- die eine Art, die aus Einzelwesen besteht mit Recht und Förderung, und die andere Art, die Masse und Zahl ist.

Alle Freuden sollte das kleine Mädchen auf dem Karlsplatz haben.

"Willst du nicht das Kind mit zu dir auf die Drehstange nehmen, lieber Freund? Ich bin zu alt, um mitzumachen."

Mit sicherem Blick fand Nini gleich den Rechten aus dem Haufen heraus. Freundliche Bereitschaft antwortete naturhaft, konventionslos, wie sie beide waren, die Alte und das Kind.

Das kleine Mädchen sass <sup>neben</sup> dem einfachen Mann auf der Stange, liess sich halten, liess sich drehen. War das eine Lust!

Mit dem Vater war das kleine Mädchen noch viel weniger beisammen, als mit der Mutter. Und es sah ihn meist gereizt und aufgeregt. Er war Rechtsanwalt. Darum wäre er so, sagte Nini. Aber das Wort bedeutete dem Kinde nichts, und die Arbeit in seinem Büro, das unendlich viele Schreiben und Rechnen auf Stößen von Papieren, erschien ihm als die <sup>end</sup>anstrengteste und langweiligste Beschäftigung, die es sich denken konnte.

Immerhin geschah es, dass er das kleine Mädchen auf den Schoss nahm, wenn er ausnahmsweise guter Laune war. Aber der tüchtige Rechtsanwalt verstand mit einem Kinde nicht zu reden.

"Nun so sei auch einmal lustig," fing er an. "Gib einen fröhlichen Laut von dir. Ein Mädchel muss Temperament haben. Was werden die Männer sonst mit dir anfangen?"

Und im Eifer seines Gedankens setzte er das Kind auf den nächsten Stuhl ab und fuhr, zu seiner Frau gewendet, fort:

"Du, ich mochte nie temperamentlose Weiber leiden. Nach wem das da wohl ist? Nach mir bestimmt nicht."

"Es wird sich schon machen. Manche Kinder entwickeln sich spät," begütigte die Mutter. "Die Alte taugt nicht viel. Ich müsste mich selbst mehr mit dem kleinen Ding abgeben. Aber mir fehlt die Zeit dazu und hauptsächlich die Geduld. Kleine Kinder sollte man haben, solange man jung ist. Sieh es an. Es kann stundenlang dasitzen, ohne den Mund aufzutun. Wirklich merkwürdig. So

war ich nicht. Und denk , was die Buben in dem Alter getobt haben."

Es war Sonntag ~~nach~~Mittag. Die Kinderfrau hatte ihren Ausgehtag. Es läutete. Besuch kam.

"Jetzt dreh dich nicht länger unter den Füßen herum," sagte die Mutter im hastigen nervösen Ton, den sie immer annahm, wenn sie etwas Drängliches zu tun hatte. " Geh auf dein Zimmer, Kind, und spiel was. Spielzeug hast du genug. Der Teetisch muss schnell in Ordnung gebracht werden."

Das kleine Mädchen sprang vom Stuhl und lief erleichtert in seinen gewohnten Raum zurück. Die Spannung wich, die es in Gegenwart seiner Eltern empfand. Es war in seiner Welt. Es fühlte sich ~~frei~~ frei, und ohne Zögern nahm es sein Lieblingsspiel mit leeren Zigarettschachteln vor. Dieses Spiel bot unbegrenzte Möglichkeiten. Die kleinen, mit ~~Männchen~~ Bildern beklebten Schachteln dienten als Bausteine <sup>für</sup> Wohnhäuser und Schlösser, <sup>waren</sup> und Mensch, Tier und die verschiedenartigsten Gegenstände. Und man konnte eine Gerechtigkeit an ihnen üben, wie man sie erwünschte.

Lärmend kehrten die Brüder heim und stürmten geradewegs ins Zimmer zum kleinen Mädchen. Es war anzunehmen, dass die Alte aus war, Vorne war Besuch,. Warum sollte man nicht die Gelegenheit wahrnehmen, das Kind einmal nach Herzenslust <sup>zu</sup> hänseln. Sie rissen es vom Fussboden mitten aus seinem stillen gerechten Reich in die Höhe und schwingen es durch die Luft.

" Ist es schön, du? So sag doch ein Wort. Weine, wenns dir nicht gefällt. Lasse Tränen rinnen, wie andere Kinder. Jetzt noch ein paar Purzelbäume. So! Heisah ho! Jetzt noch ein paar Kniffe, die nicht sehr weh tun. Vielleicht ein ganz klein wenig. Der Mensch muss sich an Schmerz gewöhnen...."

Der andere hatte zu wenig teil am Vergnügen.

"Gibs jetzt mir her. Ich will auch. Du wirtschaftest schon lang genug herum."  
Welch eine Lust für zwei grosse kräftige gesunde Buben ein kleines sauberes niedliches Mädchen, wie ein Spielzeug in Händen zu halten, die Kraft an ihm auszulassen, es bis an den Rand von Tränen zu bringen, an seiner Zartheit zu zerren, seine Hilflosigkeit in starken Armen zu spüren.

Plötzlich stand die Alte im Türrahmen. Sie hatten ihr Kommen überhört.

" Oh ihr schrecklichen ungezogenen Jungen, werdet ihr mir wohl das Kind in

Ruhe lassen. Hinaus mit euch in der Sekunde!"

Lachend liessen sie das Kind auf den Haufen umgestürzter Zigarettenschachteln niedersausen.

"Da! Sitz und spiel dein dummes Spiel weiter. Aber es ärgert ja einen, Alte, dass es schweigend alles hinnimmt, und dass es so lange dauert, bis man es zu Tränen bringt."

Sie strichen der Alten mit ihren knochigen Jungenhänden übers Gesicht und rannten hinaus.

Das kleine Mädchen stand vom Boden auf, ging auf seine Kinderfrau zu, lehnte sich an sie und stützte den Ellbogen auf ihren Schooss.

"Ich bin schon nachhause gelaufen. Mein Herz war nicht ruhig. Ich ahnte, dass was angestellt wird, wenn ich nicht da bin. Haben sie dich erschreckt, mein Engel, mein liebes gutes Kind?"

"Erzähle mir eine Geschichte, Nini, worin ein kleines Mädchen vorkommt."

Und die Alte begann eine ihrer fantastischen Geschichten, die ein Gemisch waren von Erinnerungen, Sagen, Märchen und eigener Dichtung. Das kleine Mädchen hörte aufmerksam zu und vergass jene harte mächtige Welt, von der Unrecht über Unrecht kam.

"Heute gibts was Besonderes, Kind. Nur darf es niemand, niemand erfahren!" sagte die Kinderfrau am nächsten Tage, als sie sich zum gewohnten Spaziergang rüsteten. "Es soll heissen, dass wir in den Stadtgarten gehen. Das heisst es wohl meistens. Ich weiss, dass du schweigen kannst. Sonst würde ich nicht riskieren. Es wäre zu gefährlich."

"Wohin solls sein?" fragte das Kind.

"Mein Bruder hat einen Bierkeller eröffnet. Hast du Lust hinzugehen?"

"So wie drüben im Haus? Weisse Tische, hohe Bierkrüge aus Glas? Ach wie schön! Ist es der Bruder mit dem breiten blonden Bart?"

Das war er. Er war dem kleinen Mädchen wohl vertraut. Es hatte ihn schon öfters gesehen. Er war freundlich.

"Lass uns gehen, Nini. Du kannst dich auf mich verlassen. Ich sage kein Wort."

Es war fast so ,wie drüben im Haus. Nur musste man mehrere Steinstufen hinabsteigen. Es war wie dort ein grosser hellgetünchter Raum. Durch die hochangebrachten Fenster sah *man* die Beine der Vorübergehenden Leute. In einer Ecke stand ein runder eiserner Ofen, in dem Holzscheite traulich knisterten und flammten. ~~Es sahen sich die~~ Einfache Stühle standen um gescheuerte viereckige Tische, und es roch nach Hering, Tabak und Sauerkohl.

Ninis Bruder und seine Frau empfingen die Gäste mit grosser Freude. Sie wussten dem kleinen Mädchen nicht genug Liebes zu erweisen. Sie setzten es an einen der Tische, legten ihm fürsorglich ein Kissen unter, damit es weich und bequem sitze, machten eine Scheibe Schwarzbrot mit Butter und Käse zurecht und stellten ein Gläschen Bier hinzu.

Es schmeckte vorzüglich. Der schönste Leckerbissen schmeckte daheim nicht so gut.

"Iss nur, mein Kind. Schwarzbrot mit Bier ist gesund," redete die Alte zu. Sie kamen ein wenig spät nach Hause. Die Mutter war schon unruhig.

"Wo wart ihr so lange?" fragte sie und sah das Kind durchdringend an. Unbehagen verursachte dieser Blick. Das kleine Mädchen zog sich zusammen.

"Spazieren gegangen," erwiderte es kaum hörbar.

"Spazieren gegangen! Das weiss ich. Aber wo spazieren gegangen?" drängte die Mutter.

"Spazieren gegangen," wiederholte es hilflos. Es wüsste nichts anderes zu sagen.

"Von dem da bekommt man nichts heraus," wandte sie sich ärgerlich ab. "Ein solch in sich gekehrtes Kind habe ich noch nicht gesehen. Man weiss nicht recht: ist es dumm oder starrköpfig."

Deutlicher wurde die Gefahr. Das Wahre und Schöne, das die Mutter nicht begreifen konnte, war bedroht. Fest schloss sich der kleine Mund: er wird nichts, nichts verraten.

Viele seltsame Dinge lernte das kleine Mädchen an der Hand der Kinderfrau kennen, und alle mussten geheim gehalten werden, wie die Volksfeste und die Bierstube. So erweiterte sich neben der strengen unverständlichen Welt von



Vater und Mutter und der wilden Brüder die andere, die wahre, die heimlich süsse. Mit allen Sinnen nahm es diese Welt in sich auf. Es liebte den eigentümlichen Geruch alter Kirchen. Ihm war, als spürte es den Duft dessen, was längst gewesen, und wandelte mitten in alten Geschichten. Es schritt versonnen durch den verlassenen unterirdischen Kreuzgang mit den verriegelten engen Türchen. Von irgendwoher drang spärliches Tageslicht ein. Schaurig ~~ist~~ süss war es da zu gehen, und fest und dankbar klammerte sich die kleine Hand an die harte Arbeitshand der treuen Gefährtin.

"Vielleicht liegen sie alle darin tot, Nini? Vielleicht liegen sie noch bis heutzutage?"

"Sie sind wohl längst begraben, mein Kind."

Und der knöcherne Sensenmann taucht wieder auf in der Vorstellung des kleinen Mädchens, und die Haustür mit dem Leichenwagen und der von Tannenzweigen umsäumte Weg.

"Höre, Nini. Und wenn der Sensenmann stirbt, und wenn er auch einmal krank wird und stirbt? Sage, was ist dann? Was ist dann?"

Die alte Frau schüttelt sich.

"Ach, das wäre furchtbar, alt zu werden und nie zu sterben, nie zu sterben!"

"Doch du darfst nicht sterben. Du darfst mich nicht allein lassen. Ich will es nicht. Hörst du es?"

"Du wirst gross, du wirst schön, du wirst reich werden. Was soll dann die alte Nini anfangen?"

"Immer sollst du bei mir bleiben. Nie darfst du von mir fortgehen. Hörst du es?"

So wandelten sie beide Hand in Hand und verstanden sich wundervoll, die alte Frau, die mit Mühe ein einziges Buch las, die Bibel, und nicht schreiben konnte, und das kleine Mädchen, das mit allen Sinnen, die Welt in sich aufnahm.

Ein merkwürdiges Sehen überkam in seltenen Augenblicken unerwartet das kleine Mädchen. Die Dinge erschienen dann wie losgelöst von ihm, wie in eine Ferne gerückt, obgleich sie sich an derselben Stelle wie früher befanden, und

es war ihm, als sähe es sie, die es von jeher kannte, plötzlich, wie sie wirklich waren. Es sah in solchen Augenblicken die Strasse, in der es geboren, das Haus, in dem es wohnte, die drei durchbrochenen eisernen Stufen, die zur Eingangstür führten. Seinen Vater sah es so, seine grauen, leicht geröteten Augen, seine vollen fleischigen Lippen und die dunklen glatten Haare, und seltsam erschien es ihm, dass dieser fremde undurchdringliche Mann, den es wie zum ersten Male sah, sein Vater war.

Aber eines Tages verriet doch der kleine Mund die geheime Welt, verriet sie ahnungslos gegen seine Willen.

Das Kind war von seinem Spaziergang rechtzeitig heimgekehrt, frisch und angeregt, und die Mutter, noch erfüllt von der Genugtuung, die das Wohltätigkeitsfest der letzten Nacht in ihr ausgelöst, von der Wichtigkeit, die ihr von allen Seiten zugesprochen ward, zog in einer Anwandlung von Zärtlichkeit ihr kleines Mädchen, das unverhofft gezeugte, auf den Schooss und küsste es auf den rosigen Mund. Die zarten Lippen öffneten sich, und ein Hauch, schwer von Biergeruch, schlug ihr entgegen. Sie sprang auf und stiess das Kind von sich. Ihr Gesicht wurde dunkelrot vor Zorn.

"Das ist mir doch zu arg, Das Kind riecht nach Bier. Es ist in der Bierstube gewesen. Unerhört! Und zum Lügen hält sie es an. Jetzt wird aber Schluss damit gemacht."

Sie stürzte, laut weiterredend, ins Kinderzimmer.

Das kleine Mädchen blieb zitternd stehen. Sein Herz klopfte angstvoll.

Gleich wird etwas geschehen, etwas Furchtbares, Niegutzumachendes.

Da ist sie nun, die Gefahr, die es gefürchtet. Sie ist wie der Sensenmann, sie schlägt etwas für immer entzwei.

Laut schallt das böse Schelten der Mutter. Sie darf es, sie hat die Macht. Und die arme Nini muss schweigen.

Leise geht es der Mutter nach. Da steht sie mit zornigem Gesicht und hört nicht auf zu schelten. Und Nini weint.

"Nicht! Nicht, Mutter!" ruft das Kind und streckt beschwörend die kleine Hand aus.

Doch es hilft nichts, die Mutter beachtet es nicht. Nini muss ihre Sachen

packen und gehen. Man kann ihr das kleine Mädchen nicht mehr anvertrauen.

"Lebwohl mein Kleines. Vergiss die alte Nini nicht und sei nicht traurig. Vor dir liegt das ganze Leben. Aber bei mir wirds hoffentlich nicht mehr lange dauern."

Und sie geht und - ist nicht mehr da.-

Das kleine Mädchen sieht ihr nach in wort- und tränenloser Verzweiflung. Es lässt sich von der Mutter an die Hand nehmen und fortführen, und es scheint, als hörte es auf ihr freundliches Zureden. <sup>Aber</sup> ~~Denk~~ die Lippen bleiben fest geschlossen, und der Blick wird hart. Mit dunklem und doch sicherem Kinderwissen ahnt es, dass das Leben Kampf sein wird. Es wird sich seine Welt nicht ganz zerstören lassen, es wird sie suchen und finden - die heimliche süsse freie - trotz allen Zwanges und aller Macht der andern fordernden und herrschenden Welt.

## K ö n i g .

Von Clara Michelson.

Mitten im Herzen der großen Stadt ist Jahrmarkt. Die alte Kirche, die den Platz beherrscht, streckt mahnend zu Ernst und Einkehr zwei unvollendete Türme dem blassen Sommerabendhimmel entgegen. Doch der Jahrmarkt kümmert sich nicht um die alte Kirche.

Händler preisen ihre Ware, Taschenspieler zeigen Kunststücke, Gedankenleser enthüllen die Zukunft, Karusselpferdchen kreisen, Sänger singen, Tänzer tanzen. Volk drängt sich mit lautem Gerede und Gelächter in den schmalen Gängen zwischen den Buden.

Da rollt über den Trubel hinweg, fremd und gewaltig, eine Stimme und bricht ab mit dumpfem grollendem Stöhnen. Der Jahrmarkt lärmt weiter. Nur hier und da bleibt ein Neugieriger betroffen stehen und geht der Stimme nach.

In einem Winkel abseits vom Getriebe steht eine von hohen eisernen Gittern umschlossene Bühne. Einfaches Akrobatengerät liegt herum: Sockel verschiedener Größe, eine Leiter, ein Stuhl. Auf der linken Seite der Bühne befindet sich ein Käfig, und darin ruht mit gestreckten Pranken in wilder kraftstrützender Schönheit ein fahlgelber Löwe. Sein breites, von schwarzbrauner Mähne umrahmtes Gesicht ist unbeweglich, und der Blick ist wie in schwerem Grübeln nach innen gerichtet.

Plötzlich erhebt er sich, macht mit geschmeidiger Bewegung die wenigen Schritte, die der enge Raum gestattet, fährt mit der Tatze über die Wand hin, die mit Berg und Tal bemalt ist, öffnet den Rachen, daß das furchtbarste aller Gebisse sichtbar wird, und brüllt über den weiten lärmenden Platz der alten Kirche hinaus.

Aber da ist schon der Gewaltige, der hochaufgerichtete Zweibeinige, in dessen Hände sein Leben gelegt ist. Er ist immer gleich da, wie emporgeschossen aus der Erde. Er faßt den langen stählernen Stab, der vor dem Käfig bereit steht, und berührt des Löwen Haupt mit leichtem sicherem Schlag.

"Ruhig, König, wer wird denn hier brüllen? Du störst die Sänger und machst den Menschen bange! Ruhig, König, ruhig!"

Der Löwe bricht das Gebrüll mit dumpfem Stöhnen ab. Er wendet sich nach vorn, wo hinter dem Gitter die hochaufgerichteten gaffenden Geschöpfe stehen, sieht sie an mit verlorenem Blick, hebt eine Tatze, umklammert einen Gitterstab, läßt ihn los und legt sich nieder wie vorher mit ausgestreckten Pranken.

"König," rufen die Geschöpfe, "zeige, was du kannst; Bewege dich ein wenig!" Er beachtet sie nicht. Er sinnt und sinnt. Plötzlich erhebt er sich wieder, fährt mit der Tatze über die Wand hin, die mit Berg und Tal bemalt ist, wie um sich nochmals und nochmals zu vergewissern, daß sie Trug ist, öffnet den Rachen, daß das furchtbarste aller Gebisse sichtbar wird, und brüllt über den weiten lärmenden Platz der alten Kirche hinaus.

Doch da ist er schon der Gewaltige, der hochaufgerichtete Zweibeinige. Er faßt den langen stählernen Stab und berührt des Löwen Haupt mit leichtem Schlag.

"Ruhig, König, ruhig! Wer wird denn hier brüllen? Du störst die Akrobaten und ~~störst die~~ schreckst die Gäste. Ruhig, König, ruhig!"

Wieder bricht der Löwe mit dumpfem langgezogenem hinsterbendem Stöhnen sein Brüllen ab. Er wendet sich nach vorn, wo hinter dem Gitter die gaffenden Geschöpfe stehen, sieht sie an mit verlorenem Blick, hebt die Tatze, umklammert einen Gitterstab, läßt ihn los, legt sich mit ausgestreckten Pranken nieder und sinnt und sinnt.

Die Welt war Waldesdickicht, war unübersehbare Steppe mit hochstenglichem Gras, war breites Tal an rauschendem Fluß. Die Welt war pechschwarze Nacht, die der Blitz durchsägt und der Donner durchrollt. Und er war Herr der Erde. Seine kleinen grünleuchtenden Augensterne durchwühlten das Dunkel. Seine Stimme dröhnte vereint mit dem Donner hin über das Land. Alles Getier im Umkreis erzitterte in dunkler aufzuckender Todesangst, stürzte sich in wehrlosem Entsetzen zu blinder Flucht. Auf weichen unhörbaren Tatzen kam er geschlichen, und mit gewaltigem Sprung über Sträucher und mannshohes Gras setzte er sich dem Büffel in den Nacken. Krachend ~~er~~ zerschmetterten Franke und Gebiß den Wirbelknochen des Unterliegenden.

Hei welche Wollust, die Kraft seines Leibes am Opfer zu messen! Den peitschenden Hunger an den blutigen Eingeweiden zu stillen und in der Süße der Satttheit zu ruhen!

Nur am Menschen hat König seine Herrschermacht nicht genossen. Dieses rätselhafte glatthäutige Geschöpf, keinem andern gleich, ist ihm immer unheimlich gewesen. Und von ihm war die Falle gestellt worden, die als harmloser Waldeshügel erschienen und sich als tiefe heimtückische Grube erwiesen. Der Mensch hat ihn um seine Welt gebracht. Das Wissen darum liegt in Königs Blut.

Was jetzt geschieht, ist beziehungslos zu seinem Löwendasein. Es ist fremd, wirr, ohne Zusammenhang. Er findet sich nicht zurecht. Sein Verstand ist beirrt. Er liegt auf der Lauer, um die Welt einzufangen, die er verloren.

Eine Klingel schellt draußen vor der Bühne.

"Kommt, kommt! Heute erste Vorstellung des gewaltigsten aller Raubtiere, des klügsten aller Berberlöwen! Vor sechs Wochen erst in der afrikanischen Wildnis gefangen! Kommt, kommt!"

Menschen scharen sich zusammen. Der kleine Platz vor der Bühne füllt sich. Die einfachen weißen Holzbänke sind dicht besetzt.

Auf der Bühne steht groß und schlank in enganliegendem grauem Gewand der Löwenbändiger. Es ist der Gewaltige, der hochaufgerichtete Zweibeinige. In der einen Hand hält er eine Peitsche, in der andern einen kurzen Stock. Seine erstarrten Pupillen sind auf den Käfig gerichtet.

Das Zwischengitter wird aufgerissen. Ein Schauer geht durch die gaffende Menge.

Mit aufgesperrem Rachen, wild, furchtbar, stürzt König herein. Sein fauchender Atem, der Geruch seines Leibes, seine unendliche Unruhe erfüllen den Raum. Nur ein Schlag mit der Franke und ein Biß in den Nacken - und darnieder läge der wehrlose Zweibeinige. Doch König ahnt es nicht. Vor ihm steht der Gewaltige, in dem grenzenlose Kraft ist, ein Allmächtiger, der vor seinem Gebrüll nicht erzittert und sich nicht stürzt in wehrlosem Entsetzen zu blinder Flucht, wie alle Geschöpfe des Waldes und der Steppe. Er nähertsich ihm ruhig mit hängenden Armen und unheimlich starrem Blick. Dieser Blick läßt ihn nicht los, hält ihn gefangen, bohrt sich ihm in den königlichen Leib, in die Augen, und die Augen schmerzen unter diesem Blick. König wendet sie ab. Er möchte zurückweichen, fliehen. Doch er kann sich nicht rühren. Er ist wie gelähmt. Hilflos fauchend zeigt er das furchtbarste aller Gebisse in ohnmächtiger Verwirrung.

"Hierher, König, hinauf auf den Sockel!"

Sausend fährt die Peitsche durch die Luft. Die Glieder lösen sich. Sie folgen dem fremden Willen. König springt auf den Sockel und auf die Leiter und rast im Kreise um den Gewaltigen. Wegen eines elenden Fetzen Fleisches hat er gelernt auf einen Wink zu gehorchen. Jeden Bissen hat er sich, von Hunger gepeinigt, durch Demütigung erkaufen müssen, - er, dem nur stolzeste Beute der Jagd wert war. Nun wirft sich gar der Gewaltige vor ihn hin, abgewandten Blickes mit leeren Händen, so sicher ist er seiner selbst. Qualerfüllt weicht König zurück vor ihm, dem das furchtbarste aller Gebisse und die gefährlichste aller Pranken nichts bedeuten.

Der Gewaltige wendet sich. Mit verdoppelter <sup>Schärfe</sup> ~~Kraft~~ umfaßt sein <sup>(Blick)</sup> ~~ihn~~, saugt sich in ihn ein. Ein Peitschenknall. Und hochaufgerichtet steht er. Die Gittertür fliegt auf. Schwer fauchend stürzt König in sein Gefängnis zurück, legt sich nieder mit ausgestreckten Pranken und sinnt und sinnt, - ein entthronter König, ein armer Hanswurst, der seine Welt verloren.

Gespenstisch ragen die schwarzen Türme der alten Kirche im Dunkel der Nacht wie zwei verstümmelte flehende Arme zum Himmel empor. Der Jahrmarkt lärmt weiter.

## L I E S E .

Erzählung von Klara Michelson.

Liese wäre ein niedliches Mädchen gewesen mit ihrem krausen Blondhaar und den schlanken Gliedern, wenn sie nicht die scheue verängstigte Haltung gehabt hätte. Sie ging, eine Schulter schief zur Seite geneigt, als ob sie sich an etwas stossen könnte, und ihre grossen blauen Augen hatten einen unsicherem Blick und sahen niemals einen Menschen offen und gerade an. Es war mit ihr auch nicht viel anzufangen weder beim Spiel noch bei der Arbeit. Sie fühlte sich stets zurückgesetzt und beleidigt. Bald tat der eine ihr Unrecht, bald der andere oder führte etwas Arges gegen sie im Schilde.

Als sie älter und es mit ihr nicht besser wurde, sagten Vater und Mutter zueinander: "Wir wollen sie zu guten Leuten in die Lehre geben. Vielleicht nimmt sie sich da zusammen und wird vernünftiger."

Im Nachbardorfe lebte ein Schneiderpaar, Mann und Frau, das sich im ganzen Umkreis grösster Beliebtheit erfreute.

"Zu ihnen bringen wir die Liese," beschlossen die Eltern. "Da kann sie auch gleichzeitig ein Handwerk erlernen."

"Liese," sagten sie zum Mädchen. "Sei auch brav mit ihnen. Es sind gute Leute. Sie werden dir sicherlich kein Unrecht tun."

Die Schneidersleute empfingen Liese mit grosser Herzlichkeit. Sie hatten ein hübsches Zimmer im Bodenraum, wo sie gut hätte wohnen können. Aber nein! Lieschen sollte sich in ihrer allernächsten <sup>Nähe</sup> ~~Nähe~~ aufhalten, damit sie sich nur <sup>recht</sup> ~~recht~~ heimlich fühle, und in ihrer Gutmütigkeit räumten sie ihr die Gaststube neben ihrem Schlafzimmer ein.

Das <sup>hätten</sup> ~~hätten~~ sie nicht tun sollen, die guten Schneidersleute, denn es gab für Lieses Wesen einen geheimen Grund, den sie so geschickt zu verbergen verstand, dass ~~niemand~~ niemand bisher darauf gekommen war. Liese horchte nämlich. Sie horchte an Türen, an Wänden, überall, wo es nur anging, und wo sie ein paar Menschen miteinander reden hörte, die sich unbelauscht glaubten. Unwiderstehlich trieb es sie, ihr Ohr anzulegen, als ob ein beglückendes Geheimnis sich ihr auf diese Weise enthüllen könnte. Aber in Wirklichkeit waren es lauter uninte-

ressante Dinge, die sie zu hören bekam, und die sie garnichts angingen. Ohne es aber selbst zu merken, fing sie an, sie so zurechtzulegen und zu deuten, als ob sie sich auf sie bezögen, und so verzerrte das Horchän ihre Beziehungen zu den Menschen, machte sie misstrauisch und unsicher und verursachte ihr noch dazu vielen Verdruss.

In den ersten Tagen zeigte sich Liese fleissig und geschickt, und die Schneidersleute mochten sie gern. Aber an einem Abend, als Liese schon zu Bett gegangen war, hörte sie Mann und Frau nebenan im Schlafzimmer reden. Sie hielt es wieder nicht aus und schlich im Hemd ans Schlüsselloch.

Die Frau nahm gerade ihre neue Armbanduhr ab, die der Schneider bei seinem letzten Aufenthalt in der Stadt gekauft hatte und sagte: "Ich glaube, das Ding taugt nicht viel. Es wäre wohl am besten, es so bald als möglich zurückzuschicken."

Liese prallte von der Tür zurück.

"Solche falschen Leute," flüsterte sie. "Tun freundlich mit mir und denken daran mich heimzuschicken."

Am nächsten Morgen hatte Liese ihre alte verdrossene Miene auf.

"Tut dir was weh, Kind?" fragte ahnungslos die Schneidersfrau. "Oder gefällt es dir nicht mehr bei uns?"

"Nichts tut mir weh," erwiderte Liese scheu. Und die Frau wunderte sich über des Mädchens Wesen.

Liese konnte kaum den Abend erwarten, um wieder das Ohr ans Schlüsselloch zu legen.

Der Schneider nebenan hatte die Augen zum Einschlafen geschlossen, als etwas ihn heftig in den Rücken stach. Er machte schnell Licht, um zu sehen, was es wäre, und da sprang aus seinem Nachthemd ein Floh heraus.

"Man sollte nicht glauben," rief er ärgerlich, "dass solch ein kleines Geschöpf so bissig sein kann."

Die Frau, die halb eingeschlafen war, antwortete ohne recht zu wissen, was sie redete: "Und frisst gerade wie ein grosses Tier."

Und die Liese am Schlüsselloch bezog wieder alles auf sich. Sie war das bissige kleine Geschöpf, und sie war das gefräßige grosse Tier.



selbst

So schuf sie sich eine Kränkung nach der andern und hatte ein freudloses schweres Leben. Sie horchte nun regelmässig Abend für Abend und wurde vor lauter Horchen so thöricht, dass sie die einfachsten Dinge falsch verstand.

Eines Tages hatte die Haushündin Diana einen vorüberziehenden Hausierer, der ihr aus irgend einem Grunde nicht gefallen hatte, ins Bein gebissen. Die Schneidersleute hatten sich darüber sehr aufgeregt und konnten es garnicht vergessen.

"Sie ist schlecht erzogen," hörte Liese abends die Frau sagen. "Sie hat zu wenig Prügel bekommen. Jetzt muss man es nachholen. Sonst ist sie nicht zu gebrauchen."

Wenn Liese nicht durch das Horchen jedes vernünftige Urteil verloren hätte, wäre es ihr klar gewesen, dass es sich um die Hündin handelte. Aber sie war, wie vor den Kopf geschlagen. Sie dachte gleich wieder nur an sich und war überzeugt, dass sie es war, die Prügel bekommen sollte.

Es war kein Mensch da, dem sie ihre Angst und Not hätte klagen können. Die Eltern würden ihr nicht glauben. Zudem hatte sie auch zuhause alles Mögliche über sich gehört, um kein Vertrauen zu ihren Angehörigen zu haben. Sie war ganz einsam und hatte eine entsetzliche Furcht.

Kaum graute der Morgen, da schnürte sie die notwendigsten Sachen in ein kleines Bündel, öffnete leise die Haustür und schlich ~~xxxx~~ aus dem Dorf hinaus dem Walde zu. Sie tat es, ohne viel nachzudenken, wie <sup>ein</sup> Tier, das sich in Gefahr glaubt.

Der Wald erwachte aus seinem Nachtschlaf. Auf den Stämmen und Zweigen lag Morgentau. Blätter und Blüten glänzten vor Frische und Sauberkeit. Die Vögel regten sich in ihren Nestern. Sie sangen nicht mehr. Es war Brutzeit, und sie zirpten nur das Allernotwendigste. Liese kam in Traumland hinein. Die Luft strich weich um ihre Stirn, und die Stille besänftigte das ~~das~~ ~~erregte~~ Gemüt. Traumland wurde allein zur Wirklichkeit. Da waren weder Türen noch Fenster und Wände, von denen her Kränkung und Gefahr kam. Alles Hässliche, Doppeldeutige, die Schneidersleute, das Elternhaus, die Geschwister und Kameraden verkrochen sich wie leere Schemen hinter der greifbaren Wirklichkeit des Waldes.

Die Blaubeersträucher hingen voll saftiger, über Nacht gereifter Früchte.

Sie ass sich an ihnen satt. Es war ein köstliches Morgenfrühstück. Und Pilze waren in Menge da, frisch aus der Erde geschossen, mit lachenden roten und gelben Köpfen. Liese hatte solche Freude an ihnen, dass sie sie in ihre Schürze sammelte, ohne zu wissen wozu. Sie betrachtete jeden einzelnen von allen Seiten wie ein Wunderding, ehe sie ihn zu den andern in die Schürze legte: den dicken spassigen Fuss, die kühle buntgefärbte Haut, die zarten Falten und Röhren. Sie hob sie an die Nase und sog ihren einzigartigen Duft ein, gemischt aus Sumpf und Erde.

Sie ging und ging. Die Sonne stand schon hoch über den Wipfeln. Plötzlich überkam sie Müdigkeit. Sie suchte sich ein tiefgrünes breites Moeskissen aus, legte ihre Pilze sorgfältig zur Seite, streckte sich aus und schlief ein.

Als sie die Augen aufschlug, stand ein alter Mann neben ihr. Er hatte volles weisses Haar und leuchtende Augen, die jung waren wie die eines Knaben. "Mädelchen, warum schläfst du allein im Walde?" fragte er. "Bist schon frühmorgens müde?"

Liese hatte so tief geschlafen, dass sie erst zu sich kommen musste. Sie schaute den alten Mann an, die Bäume, den Himmel, sah die gesammelten Pilze neben sich liegen und hörte wieder die Stimme, die so gütig zu ihr sprach, wie sie noch nie in ihrem Leben vernommen: "Mädelchen, was machst du im Walde?"

Die jungen leuchtenden Augen blickten sie dabei so forschend und durchdringend an, dass sie glaubte, er sähe schon alles selbst, ehe sie ihm auch das Geringste erzählt hätte. Da wurden die Schemen lebendig, die sich hinter der Wirklichkeit des Waldes verkrochen hatten, und kehrten schmerzhaft in die Erinnerung zurück: die Schneidersleute, die Türen und Wände, von denen lauter böse Dinge gekommen waren, und zuletzt die <sup>(Prügel, die)</sup> sie erwarteten.

"Ich weiss nicht, wohin ich gehen soll," rief sie und fing schwer und leidvoll zu weinen an. "Ich möchte ein Vogel sein. Ich möchte ein Baum sein. Dann könnte ich im Walde bleiben. Bei den Menschen ist alles hässlich. Sie sind doppelt. Vor den Türen sind sie so und hinter den Türen anders. Hinter den Türen ist die schlechte Wahrheit."

All ihre Not, all ihre Hilflosigkeit und Verwirrung brach hervor in diesen Tränen wie ein gestauter Fluss.

Der alte Mann beugte sich zu ihr nieder und fuhr leicht mit der Hand über ihren Scheitel. "Weine nicht, Kind, es wird alles gut werden. Ich will mich zu dir setzen und hören, was dir Böses widerfahren ist."

Er liess sich neben ihr nieder, schob sich ein wenig nach rückwärts, dass sie sein Gesicht nicht sah, und begann wieder leicht, ganz leicht ihren Scheitel zu streicheln. Liese hörte allmählich zu schluchzen auf.

"Du hast so gute Hände," sagte sie noch unter Tränen, und ein schwaches Lächeln glitt um ihren Mund, wie ein erster Sonnenblick nach Gewittersturm.

"Du kannst nicht wehe tun."

Sie ~~wischte~~ wischte die Tränen ab und fing zu sprechen an: von den Schneidersleuten, die von Angesicht zu Angesicht so gut und lieb waren, hinter dem Rücken aber lauter herabsetzende Dinge sagten, von den Freundinnen und Geschwistern, die in gleicher Weise falsch und übelgesinnt waren, und von allem Kummer, den die Schlechtigkeit der Menschen verursachte.

Wenn sie zu Ende erzählt hatte und still wurde, sagte die Stimme des fremden alten Mannes: "Noch, Kind, noch, und wie war es denn noch?"

So ging Liese immer weiter zurück.... immer weiter zurück bis zu jenem ersten Male, da das Lauschen um Geheimes ihr, ohne dass sie merkte, zur Lust wurde.

Und aller aufgespeicherte Groll und alles angesammelte Leid löste<sup>n</sup> sich unter dem warmen Strom seiner Liebe wie Unreinheiten von einer kristallinen Schale. Liese fühlte sich geborgen vor jeder Gefahr. Seine Güte umhüllte sie wie ein Mutterschoss.... Bis sie dasass mit freiem und leichtem Herzen.

Da nahm er ihre kleine Hand zwischen seine langen feinen Hände und sagte: "Schau, Kind, hast du dir nicht alles selbst geschaffen, alles Schlimme, das von jenseits der Türen und Wände gekommen ist? Du hast gelauscht, mein Kind, aber hast schlecht gelauscht. Du hast stückweis aufgefangen, was nicht für dich bestimmt gewesen und hast alles falsch gedeutet, die guten Schneidersleute, das kleine bissige Tier, die Prügel und so alles weiter zurück. Das

alles hatte einen andern Sinn, den du erfahren hättest, wenn du offen und gerade herangetreten wärest."

Liese schlug die Augen gross zu ihm auf.

"Ja, ich glaube dir. Ich sehe es ein. Es hat wohl alles einen ganz andern Sinn gehabt, und das Schlimme habe ich mir selbst geschaffen. Wer bist du denn? Du bist nicht wie die andern Menschen."

"Ich bin ein Dichter," erwiderte der alte Mann.

"Ein Dichter?" wiederholte Liese fragend. "Was tust du denn da?"

Er erhob sich aus dem Moose.

"Ich gehe und lausche. Siehst du. Ich lausche auch, aber anders, als du." Er sprach mit leiser, unendlich wohlklingender Stimme. "Ich sehe allen Dingen gerade ins Gesicht und lausche ihnen. Ich lausche den Blumen und Vögeln, ich lausche dem Lied des Sturmes und der Welle, dem Jubel der Freude und der Klage des Schmerzes. Ich folge dem Spiel der Schatten und dem Zuge der Wolken. Ich höre auch das Böse, mein Kind, ach ja, denn es ist da in den Herzen der Menschen, die das Wahre nicht zu erkennen vermögen. So gehe ich, lausche, suche das Leben zu verstehen und lasse<sup>es</sup> in mir wiederklingen und singen."

"Ich danke dir," sagte Liese und erhob sich auch. "Mir ist so leicht und froh ums Herz wie nie zuvor. Ich will jetzt zu den guten Schneidersleuten zurückgehen. Aber ich werde dich nie vergessen. Lebwohl!"

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied, und er küsste sie auf die Stirn.

Aufrecht ging sie mit ruhigen gleichmässigen Schritten im Sonnenlicht. Aus der Ferne wandte sie sich noch einmal um und winkte dem Dichter zu, der noch immer dastand und ihr nachsah.

"Gott sei Dank, Liese, dass du wieder da bist," riefen die Schneidersleute, als sie sie erblickten. "Wir waren in grösster Angst um dich und haben dich überall gesucht. Aber wie siehst du ~~aus~~<sup>denn</sup> aus? Du bist ja ganz und gar verwandelt! ~~Wem magst du wohl begegnet sein?~~ Wem magst du wohl begegnet sein?"

"Einem Dichter," erwiderte Liese und lächelte glücklich.

## DER KARPFFEN.

Märchen von Clara Michelson.

Im alten Karpfenteiche, den mächtige Klosterherren einst angelegt, erwachten die Karpfen aus ihrem Winterschlaf, schlüpfen aus dem schlammigen Boden hervor, in den sie sich, eng aneinander geschmiegt, für die Dauer der kalten Jahreszeit vergraben hatten, und tummelten sich lustig im Wasser umher. Das lange ~~lange~~ Fasten hatte sie nicht im mindesten geschwächt. Sie waren fleischig und fett wie zuvor und unternehmungslustig wie nur je.

Die Karpfen hatten es auch gut im uralten Teiche. Er lag frei und unbeschattet da. Das Wasser wurde von der Sonne unbehindert durchwärmt, und auch an weichen Zuflüssen fehlte es nicht, die es behutsam erneuerten. Der schlammige Sandboden, auf dem hier und da kleine Felsstücke herumlagen, war reich an Würmern, Kerbtierlarven und verwesenden <sup>e</sup>Pflanzenstoffen, und sie brauchten nur den Kopf in ihn einzubohren, wenn sie Lust zum Fressen bekamen, und Lust zum Fressen hatten sie immer.

Besonders lebhaft gebärdete sich ein dreijähriger, für sein Alter wundervoll entwickelter Karpfen. Bald schwamm er im Kreise, jagte Muscheltiere und Kaulquappen, bald schoss er nach oben, steckte den Kopf aus dem Wasser und sah sich den hellgrünen Teppich an, den die Wasserlinse auf dem Teiche ausgebreitet hatte, und das Himmelsblau über ihm. Bald schoss er in die Tiefe zurück, wühlte mit seinem kleinen runden Maul den Sandboden auf und grub da herum, bis ihn ein zweiter Karpfen, der kürzer und dicker war als er, mit der breiten halbmondförmigen Schwanzflosse energisch in die Seite stieß. Es war seine Mutter.

"Da bist du endlich, Ausreisser," schalt sie. "Mir scheint, dass du es ein wenig bunt für den Anfang treibst."

Obwohl eine zahlreiche Nachkommenschaft aus ihren Eiern geschlüpft war und im Teiche herumschwamm, kümmerte sie sich nur um diesen Sohn, auf den sie auch mit Recht stolz sein konnte. War er doch mit seinem

~~klein~~ kleinen edlen Kopfe, dem hoch ansteigenden Rücken, seinen bläulich schimmernden Silberschuppen und der grossen kräftigen Gestalt der schönste und stärkste Fisch im Teiche.

"Was willst du, Mutter?" antwortete er. "Ich habe genug von der Ruhe."

"Doch soll man nicht übertreiben," schalt die Karpfenmutter gutmütig. Sie war behäbig geworden und liebte das Leben auf gemächlichere Weise zu geniessen. "Sie da kommt unsere Sippe vorbei. <sup>Wir</sup> Wollen <sup>uns</sup> ~~also~~ ihr anschliessen!"

Doch sie hatte kaum zu Ende gesprochen, da verdunkelte sich das Wasser, als ob eine dichte Wolke darüber hinzöge.

"Wildenten!" sagte sie erschreckt. "Hörst du das Geschnatter?"

Sie sahen durch das Wasser hindurch, wie ein paar grosse Vögel sich vom Schwarm ablösten, niederflogen und mit ihren festen breiten Schnäbeln einige ahnungslos spielende Fische ergriffen. Ein Schuss durchschnitt in demselben <sup>Augenblick</sup> pfeifend die Luft, und ein anderer Vogel fiel schwer aus der Höhe ins Wasser ~~Wasser Wasser~~ gerade über dem jungen Karpfen. Ein Streifen warmen Blutes berührte ihn.

Die Wildente ging gleich wieder an die Oberfläche. Es bellte laut. Ein grosser Vierfüsser stürzte sich ins Wasser, ergriff die verwundete Wildente und schleppte sie fort.

"Mutter, Mutter," rief der junge Karpfen erregt. "Was <sup>hat</sup> das alles zu bedeuten? Ein Geschöpf mit heissem Blut? Wie furchtbar! Wie kann man mit heissem Blute leben? Und woher kommen all die seltsamen Wesen? Gibt es vielleicht eine andere Welt jenseits des Teiches?"

"Jenseits des Teiches ist die Welt zu Ende, mein Sohn."

"Aber ich möchte doch wissen, was dahinter steckt, Mutter."

"Sei nicht naseweis, mein Sohn. Die Welt ist, wie sie ist. Zeitig genug wird man ins Unbekannte hinaufgezogen. Lass uns lieber mit den anderen gemeinsam schwimmen! Das Leben ist herrlich! Das Leben ist schön!"

Sie gab ihm einen liebevollen Stoss und eilte voren, um sich inmitten einer grossen Schar zu tummeln.

Es schien, als ob die Fische nach der langen Ruhepause sich nicht genug ihres Lebens freuen konnten. Sie jagten und schwammen in zahlreichen Scharen,

sie bliesen Blasen auf, dass das Wasser aussah, als ob es kochte. Sie wanden sich zwischen den schlanken biegsamen Stengeln der Pflanzen hindurch und nagten an den langen schwingenden Fäden der Wasserlinse. Sie frassen überhaupt, was Fressbares ihnen in den Weg kam, und sprangen empor und tauchten in die Tiefe.

Der Tag ging zur Neige, aber sie dachten nicht an Nachtruhe. Die gelbe Scheibe des Mondes erstrahlte über den mächtigen Baumkronen des alten Parkes, in dessen Mitte der Teich lag. Purpurne Wolkenfetzen dehnten sich zu langen Streifen am blassen violettblauen Himmel. Das Vogelorchester aus unzähligen Geigen, Flöten, Cimbeln und Zithern schrumpfte rasch zu einem bescheidenen Zwischern zusammen. Nur hier und da ertönte wie verloren ein Stimmchen aus dem Schlafe. Und aus der Ferne erklang das Muhem und Blöken der Viehherden, die von der Weide heimkehrten.

Das Nachtgetier begann sich zu regen. Mit lautlosem Flügelschlag ging die Eule auf Beute aus, doch verriet sie von Zeit zu Zeit ihr unheimlicher Schrei "behüh behüh." Die grünen Frösche am Teichufer quakten wie toll in der milden Luft und überschrien die Nachtigall, die unweit des Wassers ihr Lied sang.

Leise kam auf kurzen Schwimfüßen der braune Otter geschlichen, der ~~an~~ zwischen Gestein dicht über dem Gewässer hauste. Heimtückisch tauchte er in die Tiefe, um von unten her die sorglosen Karpfen ~~an~~ der fetten Bauchseite anzugreifen. Keine Welle machte er, keine Blase zeigte sich warnend. Guten Geschmack hat der Otter, und ein anspruchsvoller Herr ist er. Nur die schönsten und fettesten Fische verlangt sein Gaumen. Und fett und appetitlich ist die Karpfenmutter. Hei! packt er sie mit seinem scharfen Gebiss und trägt die Wehrlose pfeilschnell davon. Starr sieht der junge Karpfen zu. Alles geschieht so schnell und unerwartet, dass es zu Ende ist, ehe er eine Flosse bewegt hat, um zu helfen. Erst als der Räuber mit seiner Beute hinwegrast, begreift er das Furchtbare. Er eilt ihm nach und sieht in der vom Mondlicht erhellten Nacht, wie unweit des Ufers der dunkle Otter sich auf einem breiten weissen Steine feierlich zum Mahle einrichtet. Langsam gleitet er in die Tiefe zurück.

Den Kopf unter ~~dem~~ vorspringendem Gestein versteckt, lag bewegungslos der

Altteste aller Karpfen. Wie alt er war, wusste niemand genau, auch er selbst nicht. Er war halb erblindet. Sein Kopf war dick, und die Schuppen hatten ihren Glanz verloren. Aber er war sehr klug und wurde von allen geehrt und geschätzt.

"Greis," wandte sich an ihn der junge Karpfen. "Was ist jenseits des Teiches?"

"Mein Sohn," erwiderte der Alte. "Du stellst die schwerste aller Fragen, die kein Karpfen noch bisher beantwortet hat. Es gehen wohl verschiedene Legenden im Teiche um, aber was Wahres an ihnen ist, wer könnte es heute sagen. Da ist eine, zum Beispiel, von einer Karpfenschar, die sich zu uns aus weiten dahinströmenden Gewässern durchgebohrt und die Art verändert hätte, welche vorher in diesem Teiche gelebt. Von diesen Eindringlingen sollen wir den bläulichen Schimmer der Schuppen und die schöne Rückenlinie haben. Eine andere Legende erzählt von einer kleinen Gruppe der Unserigen, die sich in einem durch Regengüsse erweiterten Zufluss hineinbegeben und fremdes Gebiet aufgesucht hätte. Einer von ihnen, der es mit der Angst zu tun bekommen, wäre zurückgekehrt und hätte manches Sonderbare berichtet. Das alles ist schwer nachprüfbar, mein Sohn. Nur ein paar einfache Lebensweisheiten stehen für uns fest. Liebe ~~deine~~ deine Freunde und hüte dich vor deinen Feinden. Des Karpfens grösstes Laster ist Gefrässigkeit. Sie hat mehr als einem das Leben gekostet. Da schau mal hinaus! Sieh, was im Wasser über uns schaukelt."

Drei wunderbare Leckerbissen senkten sich langsam in dem vom Mondschein durchleuchteten Wasser herab, drei wunderbare Leckerbissen aus aufgeweichtem Käse, gehackten Kohlblättern und Salat, aus Hackfleisch und Mehl mit einem zappelnden Wurm daran. Aber der Greis war nicht zu betrügen. Halberblindet, wie er war, wusste er genau, dass der verräterische Angelhaken in diesen Köstlichkeiten steckte, und dass sie an Schürren hingen, die hellgrün und durchsichtig waren wie das Teichwasser.

Süss strömte der Duft von ihnen her. Der junge Karpfen machte eine Bewegung nach oben.

"Hüte dich vor den gar zu feinen Leckerbissen," warnte der Alte, "Böse Absicht steckt in ihnen."

Doch der Unerfahrene bat: "Nur spielen damit!"



"Lass es sein, mein Sohn!"

"Nicht so ängstlich," trotzte der Junge. Die Verlockung war zu gross. Er ~~xxxx~~ schwang sich empor und spielte auch anfangs nur mit dem Köder: stiess ihn mit dem kleinen dicklippigen Maul hin und her, dass der zappelnde Wurm lustig ~~xxx~~ daran schaukelte. Aber plötzlich überkam ihn die Gier, die verhängnisvolle Gier der Karpfen. Alle Mahnung, alle Vorsicht war vergessen. Nur das unwiderstehliche Verlangen beherrschte ihn, von den Spitzen der Bärtel bis zur äussersten Spitze der Schwanzflosse, diese wunderbare Speise in sich aufzunehmen, sie im Maule zu halten, sie zu schmecken, sie herunterzuschlucken, und ohne sich zu besinnen, griff er zu. Da sass auch schon der spitze Angelhaken in dem empfindlichen Karpfengaumen.

"Hilfe! Hilfe!" schrie er jämmerlich.

Der Greis hatte die ganze <sup>Zeit</sup> über ihn nicht aus den Augen gelassen und das Unheil kommen sehen.

"Schnell in den Schilf!" <sup>rief</sup> ~~xxxx~~ er, "und den Angelhaken an den Stengeln befestigen!"

Er erhob mühevoll seinen alten steifgewordenen Körper und eilte zuhilfe. Mit vereinten Kräften befestigten sie den Haken am Schilf und <sup>zerrten</sup> ~~xxxx~~ an ihm so lange herum, bis er sich aus dem Gaumen herauslöste und zerbrochen und leer nach oben ging.

"Diesmal ist es noch gut abgelaufen," ermattet von der Anstrengung. "Doch nicht immer bin ich bei eueren Torheiten dabei." <sup>sagte der Greis</sup>

Er <sup>war</sup> im begriff in sein Versteck zurückzukehren, als mehrere Karpfen, sich streitend und einander stossend, über die ~~die~~ beiden übriggebliebenen Köder herfielen, und ehe er sich's versah, fuhren zwei von ihnen, hilflos zappelnd, in die Höhe und verschwanden.

Der junge Karpfen sah ihnen betroffen nach.

"Wer ein Mal ins Unbekannte hinaufgezogen wird, kehrt der nie wieder, Greis?" fragte er.

"Der kehrt nie wieder, mein Sohn!"

Aber die Unruhe des Jungen war nicht beschwichtigt. Er nahm weniger Anteil am geselligen Leben, schwamm noch häufiger als früher an die Oberfläche und guckte sich mit seinen grossen hervorstehenden Augen, die ausserhalb des Wassers ebenso gut sahen wie im Wasser, nach allen Seiten um. Immer war es der gleiche enge Horizont, der seine Welt umgab, mit den rätselhaften Dingen, die aus dem Unbekannten kamen. Da stand der Reiher auf hohen Beinen am flachen Ufer zwischen dem Rohr bewegungslos mit eingezogenem Hals, als wäre er aus Stein. Doch der junge Karpfen wusste schon aus Erfahrung, dass man ihm nicht trauen durfte, und dass der eingezogene Hals mit dem ~~stark~~ dolchartigen Schnabel blitzschnell hinausschossen und unbarmherzig zupacken würde, wenn er <sup>in</sup> seine greifbare Nähe käme. Aber auch hinter dem Reiher lauerte Gefahr, und mehr als einmal hatte der Karpfen es gesehen, wie er erschreckt und verängstigt durch einen Schatten auffuhr und <sup>sich</sup> mit weit ausgebreiteten Flügeln ~~nach~~ in die Lüfte schwang.

So ungewöhnlich gross und stark war der junge Karpfen, dass er vor Kraft übersprudelte. Es drängte ihn aus dem Teich hinaus. Etwas musste geschehen, etwas Ungewöhnliches, wie er selber war.

Dumpfe Gewitterschwüle herrschte eines Tages. Das Wasser war sehr durchwärmt, und die Luft über dem Teiche war schwer von Feuchtigkeit. Alles Getier auf der Erde fühlte sich schwach und bedrückt. Die Fische aber waren wie von geheimen Kräften getragen und fühlten sich besonders wohl.

Im jungen Karpfen war die Spannung aufs äusserste gewachsen. Er hatte das Gefühl: Jetzt oder nie könnte er das Aussergewöhnliche wagen, und er sammelte alle Kraft, die in seinem mächtigen Fischkörper vorhanden war, gleichsam an einem Punkt unter die Herrschaft eines einzigen zusammengerissenen Willens. Dann tat er einen Sprung, einen noch nie dagewesenen Sprung hinein ins unbekannte Land.

"Flok flok" machten die Karpfen und sperrten vor Schreck und Erstaunen die runden Mäuler auf,

als er ihren Blicken entwand.

Der junge Karpfen ~~senkt~~ sauste hoch in die Luft empor und fiel dann hart auf den Kies des Parkweges nieder. Vom heftigen Anprall verlor er einen Augenblick lang das Bewusstsein.

Als er zu sich kam, sah er sich erstaunt in der fremden Umgebung um. Entsetzlich unheimlich war alles: der harte trockene Boden, auf dem er lag, die Leere, die ~~ihn umgab~~ um seinen Körper war, und die unverständlichen Dinge, die sein Auge wahrnahm. Und das Unbekannte blieb so unbekannt wie zuvor. Rätselhaft waren die Geschöpfe, die am Himmel hinschwebten, und die Wesen, die lang und zweibeinig auf der Erde einhergingen.

Und während er so guckte dahin und dorthin, kam ein schreckliches Unbehagen über ihn. Seine Kiemen, die in der Luft nicht zu atmen vermochten, wurden trocken, und ihm war, als müsste er ersticken. Sein Körper krampfte sich zusammen, zuckte und schüttelte sich. Und es wurde immer schlimmer. Er hatte nie gedacht, dass es eine solche Qual gäbe. Die dunkle, im vergänglichen Geschöpf tief ruhende Todesangst erwachte. Sein grosser kraftstrotzender Körper wehrte sich, wollte nicht vergehen.

Plötzlich platzte der Gewitterregen los. Hei welche Wohltat! Welche Linderung der Schmerzen brachte das Nass, das sich von oben herabschüttete! Seine Kiemen sogen es gierig ein. Seine Schuppenhaut dehnte sich ihm entgegen.

Aber als der Regen, so plötzlich wie er begonnen, <sup>ging</sup> ~~begann~~ die Pein von neuem an.

Da näherte sich eines der langen zweibeinigen Wesen und blieb neben ihm stehen. Es fasste ihn mit weichen und zugleich festen Klammern, hob ihn hoch, ~~trug~~ trug ihn rasch irgend wohin und schleuderte ihn von sich, dass ihm Hören und Sehen verging.

~~Ab~~ Gleich darauf war alle Qual zu Ende. Wasser umspülte seinen Körper, und seine ausgedörrten Kiemen atmeten heftig. Ein grenzenloses Wohlgefühl durchzog ihn. Er sah um sich und erkannte seinen Teich wieder. Und schon empfand er den unersättlichen Karpfenhunger und die unvergleichliche Lust des Fressens. Er öffnete das kleine Maul und schnappte nach Kaulquappen und den Fäden der Wasserlinse.

" Floo floo" machten erstaunt die Karpfen, die an ihn herankamen. " Ist das eine Überraschung! Wir glaubten, wir sähen dich nimmer wieder. Wie war's denn dort im Unbekannten? So erzähle doch!"

" Fragt nicht, fragt nicht," erwiderte er. " Garnicht war es. Furchtbar war es. Unerträglich war es. Ich mag garnicht daran zurückdenken. Und klüger bin ich auch nicht geworden."

" Ich habe es geahnt," mischte sich da der Greis ein, der langsam und schwer schwamm fällig vorüber~~gehenden~~, " Aber du hast es am eigenen Leibe erfahren wollen. Des Karpfens Welt ist eben der Karpfenteich, und über die Grenzen seines eigenen Wesens kann niemand hinaus."

*Una Michelson*

## DER TRAUM.

Von Clara Michelson.

"Mir nach," rief er, "zur Sonne, zur Sonne!" Er hielt die grosse rote Fahne mit dem Sonnenzeichen hoch in der Hand und stürmte allen voran empor auf den Berg der Sonne entgegen. Und die Sonne lag wie ein leuchtender Feuerball auf dem Gipfel des Berges, und rotgoldenen Strahlen hüllten den Berg in herrlichen Glanz.

Viele, viele Tausende stürmten ihm nach, gleich ihm getrieben von der Sehnsucht nach der Sonne. Aber der Weg war mühselig, mühseliger, als es in der Entfernung schien, denn die hellen geraden Bahnen der Sonnenstrahlen täuschten hinweg über die kleinen winkligen Pfade und steilen Stellen auf dem Berge. Und in den Höhlen lauerten die Mächte der Finsternis. Sie wollten die Menschen zur Sonne nicht lassen. Sie wollten sie für sich gewinnen, und wütend stellten sie sich ihnen in den Weg, um ihren Aufstieg zu verhindern. So mussten alle, die von unten her kamen, mit den Unholden ringen. Die Starken siegten und eilten weiter und kämpften von neuem und suchten die Pfade und drangen immer höher zur Sonne empor. Auch die Schwächern kämpften. Wenn sie schliesslich erlagen, blieben sie der Sonne doch treu und starben lieber, als der Finsternis zu dienen. Die ganz Schwachen und Feigen gaben bald den Kampf auf, sagten sich von der Sonne los und ergaben sich den Feinden des Lichtes.

Auch er, der allen vorangeeilt war, hatte gekämpft und gesiegt. Aber plötzlich! Was war das wieder? Unholde packten ihn hinterrücks, ehe er sich dessen versehen, und zerrten und zogen ihn in ihre düstere Behausung. Er sah ~~nie~~ nicht mehr die Sonne. Entsetzen lähmte ihm die Glieder. Eine wahnsinnige Angst, sterben zu müssen, überfiel ihn. Er dachte an sein früheres Leben zurück und an all das, was er unten gelassen, und es erschien ihm mit einem Male so vollkommen befriedigend, dass der Aufstieg zur Sonne ihn Wahwitz dünkte, toller Übermut, für den er schwer büsste. Ach, nur am Leben bleiben, und er würde nie wieder zur Sonne streben! Woher nur die unglückselige Idee von einem Leben an der Sonne?

Er schleuderte die grosse rote Fahne mit dem Sonnenzeichen weit hinweg und Warf sich auf die Knie nieder vor dem Ungetüm, das er gehasst und verabscheut hatte. Er bettelte zurückkehren zu dürfen in die Niederungen. Er würde nie wieder zur Sonne wollen. <sup>Was</sup> War ihm überhaupt noch die Sonne?

Da lachte das Ungetüm und wuchs und wuchs.... Ein furchtbares Grauen schüttelte ihn. Er schrie auf, so laut er nur konnte.

Ach, da lag er in seinem Bett, dem schmalen abgenutzten Holzbett, das er so gut kannte, in der ungeheizten armseligen Stube, in der Bücher und Manuskripte, vom Mondlicht grell beleuchtet, in ihrer Ruhe und Sicherheit der dummen Angst, die er eben durchlebt, zu spotten schienen.

"Solch einen blöden Traum zu haben," sagte er sich ärgerlich, schloss die Augen und drehte sich auf die andere Seite. Aber der Schlaf wollte sich nicht mehr einstellen. Immer stärker bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Unruhe. Der Traum liess ihn nicht los. Er versuchte zu lesen. Es ging nicht. Er versuchte über den Inhalt der Rede nachzudenken, die er am nächsten Nachmittag in einer geheimen Versammlung halten wollte, allein wieder und wieder verdrängte der schreckliche Traum alle andern Gedanken. Gewiss! Es war die Wirkung der Übermüdung, ~~des~~ schweren Essens und ungewohnten Alkoholgenusses. Es wäre gut für einige Zeit von der aufreibenden geheimen Tätigkeit auszuruhen, vielleicht aufs Land zu gehen. Grässlich war's, wie es gelacht hatte.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte sich plötzlich steil im Bette auf. Das Mondlicht füllte die ganze Stube und verlieh den Dingen ein gespenstisches Aussehen. An den Wänden grinsten in ihren Rahmen die Führer der Revolutionen.

Es war klar. ~~Dahalf~~ kein Sichbelügen. Er hatte diese da regelrecht verraten. Und er sah sich plötzlich, wie er wirklich war, feige und klein, und er wusste genau, dass er auch im Leben nicht den Mut aufbringen würde, sich für seine Idee zu opfern. Denn die Angst war es doch gewesen, die ganz versteckte heimliche Angst, die ihm den Traum eingegeben.

So enthüllte und zerbrach der Traum sein falsches Heldentum.

## PUPPEN//

Märchen von Clara Michelson.

Weich und biegsam ~~war~~<sup>wie</sup> der Name Daphne war die Puppe, die ihn trug. Ihr schmales Gesicht und ihre blonden Haare waren auf feinem Batist gemalt, und ihr knabenhaft schlanker Roßhaarkörper war in ein enganliegendes Kleid aus schwarzem Seidensatin gehüllt. Sie <sup>war</sup> in einer Künstlerwerkstatt erschaffen und von einem Dichter einer jungen blonden Frau geschenkt worden.

Daphne saß auf der Rückenlehne eines mit Brokatstoff bezogenen Sofas in einem blauen Salon, und ihre schwarze Gestalt und ihr weißes Gesicht hoben sich vorteilhaft vom blauen und goldenen Hintergrunde ab.

Es saßen auch noch andere Puppen auf Kissen, Schemeln und Lehnen. Da war ein Märchenprinz, dort eine spanische Tänzerin, hier ein mittelalterlicher Ritter und sonst manch seltsames Geschöpf. Doch Daphne machte sich nichts aus ihnen. Sie war die Lieblingspuppe, die schönste aller <sup>deren</sup> Puppen. Sie war blond und schlank wie ihre Herrin, war gleichsam ihr Götzenbild, auf das eine Spur ihres persönlichen Zaubers übergegangen.

Wollte man sich von der blonden jungen Frau eine besondere ~~Gut~~ Gunst erbitten, wandte man sich an Daphne um Vermittlung und Fürsprache.

Die Puppen führten im blauen Salon ein angenehmes Leben. Häufig waren Gäste da, die mit ihnen allerhand Kurzweil trieben, sich die abenteuerlichsten Geschichten über sie ausdachten. Der Dichter, der die Puppe Daphne der schönen Hausfrau gebracht hatte, tat sich darin am meisten hervor.

Die blonde junge Frau liebte ihre Puppen. Puppen waren so gefügig, ~~lie~~ ließen sich alles gefallen. Man konnte mit ihnen machen, was man wollte

Und sie kannte kein größeres Vergnügen als mit Geschöpfen zu spielen, sie ihrem Willen unterzuordnen. Sie ging mit den Puppen um, als wären es lebendige Geschöpfe.

Nur wenn das Geringste ihnen zustieß, ein kleiner Fleck oder ein winziger Riß sich an ihnen zeigte, dann mochte sie sie nicht mehr um sich haben. Sie mußten fort, daß sie sie nicht mehr sähe. So waren schon viele Puppen verschwunden und neue an ihre Stelle erschienen, seitdem Daphne, die Blonde, <sup>n</sup> Sclanke, auf der Rückenlehne des brokatenen Sofas saß.

Die junge Hausfrau war eine schwärmerische Natur. Sie begeisterte sich leicht für große Worte und schöne Dinge. Ihr zartes Gemüt vertrug den Anblick von Häßlichem und Armseligem nicht. Was von der Schattenseite des Daseins kam, verdarb ihr die Stimmung. Deshalb ging sie den Betrübnissen von Mitmenschen geflissentlich aus dem Wege.

Eines Tages, als wieder viele Gäste bei ihr versammelt waren, ließ jemand unversehens eine brennende Zigarette auf Daphne fallen. Ein kleines braunes Löchlein entstand an ihrem weißen Nacken.

Daphne hatte in ihrem Puppensinn gedacht: " Ich bin gewiß. Mich kann das schlimme Geschick der andern Puppen nicht treffen. Ich bin die Lieblingspuppe aller. Ich trage einer griechischen Göttertochter Namen. Ich bin schlank und blond und bezaubernd wie meine Herrin."

Kaum erblickte aber diese den Schaden, da geriet sie heftig außer sich.

" Du hättest dich in acht nehmen sollen, Daphne," rief sie und faßte sie hart mit spitzen Fingern an. " Ich mag dich, so entstellt, nicht mehr anschauen."

" Mitleid," bat Daphne, von Angst gepackt. Da es ihr widerfuhr, fühlte sie, wie grausam es wäre, sie eines kleinen ~~Flackes~~ Brandmals wegen, ~~zu~~ einer ihr zugefügten Unbill wegen, zu verstoßen.



Allein die Abneigung der jungen Frau gegen alles Niedersteigende, ~~schmerz-~~  
Schmerzliche, gegen alles nur irgendwie vom Geschick Gezeichnete, war  
stärker als jedes Erbarmen. Ihre veilchenblauen Augen blickten kalt und  
abweisend, ihr runder kirschroter Mund verzog sich zu einer schmalen  
Linie.

und schleuderte die Puppe in eine Ecke  
" Sie gehört ~~nun~~ in den Müllkasten," sagte sie zu den Gästen. "Ich bin  
nun einmal so."

"Ich will nicht in den Müllkasten wandern," weinte Daphne am Boden liegend.

" Ich bin noch schön. Ich gleiche dir. Morgen kannst du auch einen Fleck  
haben. Denke daran, o denke daran. Ach, den bekommt man gar zu leicht!"

Aber die Anwesenden beachtetten sie garnicht mehr. Auch verstanden sie  
die Puppensprache schlecht und legten meist ganz nach ihrem Belieben  
die eigenen Gedanken und <sup>Gefühle</sup> ~~Werte~~ in die Puppenseelen hinein.

Zum Glück für Daphne trat grad der Dichter in den Salon. Er hob die in  
Ungunst Gefallene vom Boden auf, betrachtete sie schweigend, und da  
Dichter den Dingen tiefer ins Herz schauen und ihre stumme Sprache besser  
verstehen als andere Sterbliche, so sagte er:

"Weine nicht, Daphne. Du wanderst nicht in den Müllkasten. Ich kenne einen  
kleinen Jungen, der auch mit Puppen zu spielen liebt. Ich will dich zu  
ihm bringen."

Er steckte sich Daphne unter den Arm und ging mit ihr fort.

Er stieg in einem einfachen Haus vier Treppen empor. Er selbst wohnte  
eine Treppe höher in der Mansarde.

Jemand sang hinter der Tür ein ungereimtes Lied und schlug dazu zwei Holz-  
deckel gegeneinander. Der Dichter zog an einer altmodischen Glocke. Als  
die Tür geöffnet wurde, hörte der Gesang auf, und ein kleiner dunkeläugiger  
Junge lief ihm entgegen.

"Guten Tag," sagte er zum Dichtler, "ich sehe, daß du mir was mitgebracht hast. Darf ich sie haben?"

Und er streckte die Hände nach Daphne aus. "Ich brauche sie dringend. Liesel hat Geburtstag, und es fehlt die Köchin für den Geburtstagschmaus. Du weißt aber auch immer, was ich gern haben möchte."

Vor Aufregung lief er, ohne zu danken, mit der Puppe davon.

In seiner Stube sah es wüst aus. Bauklötze, Stöcke, Tiere, Trompeten, Puppen, unerkennliche Überreste von Dingen lagen kunterbunt auf dem Fußboden umher.

"Ich bin der Gustl," sagte der kleine Junge zu Daphne und betrachtete sie mit glänzendem dunklem Blick. "Aber du bist häßlich. Liesel ist tausendmal schöner als du."

Er hob vom Boden ein einarmiges elendes, ~~Wesen~~ in Lumpen gehülltes Wesen auf.

"Liebes Liesel, hier stelle ich dir deine neue Köchin vor. Sie heißt Rieke. Der Name paßt zu ihr. Sage ihr, daß du meine Liebste bist, mit mir schläfst mit mir ißt und zuschaust, wenn ich mich wasche."

Er stellte Rieke an den Herd der Puppenküche, die kein Dach hatte. Ihre schlanke Gestalt reichte weit über deren Wände hinaus. Dann deckte er den Tisch zum Geburtstagschmaus, wobei runde Pappstücke als Teller und Bauklötze als gefüllte Schüsseln dienten.

Die Gäste bildeten eine buchte Reihe. An erster Stelle saß Liesel, neben ihr ein nacktes Badewannenkind zu rechter Hand und ein Löwe zu linker. An diesen lehnte die Puppe Frieda. Katze, Maus und ein unbestimmtes Geschöpf aus Bindfaden kamen einträchtig hinzu.

<sup>Stolze</sup>  
Daphne, die ~~Selze~~, Feine, die jetzt Rieke hieß, mußte für diese Gesellschaft von Krüppeln und Schmutzfinken Schokolade kochen.

Der kleine Junge stellte sich breitspurig vor die Gäste hin, pfiiff schrill

mit der neuen Pfeife, knallte mit der neuen Peitsche, die er sich zum letzten Geburtstag ausgebeten.

"Ich bin euer Herr, ich bin der Gustl. Und ihr habt mir auf einen Wink zu gehorchen."

Liesel, die schlecht saß, fiel vor Schreck hintenüber, zog Löwe und Badewannenkind in ihren Fall mit.

"Oh, die Liesel wird ungebärdig," rief ihr Herr, "Sie hat es zu gut. Ich werde mir eine andere Liebste suchen. Komm her, Rieke. Wie bist du innerlich? Mein Papa sagt immer: "Man kann noch so niedlich aussehen. Wenn das Innere schlecht ist, hat man keinen großen Wert. " Ich will dein Inneres kennen lernen, Rieke, bevor ich dich zu meiner neuen Liebsten mache."

Er holte von der Mutter Nähtisch die Scheere, stach sie durchs schwarze Seidenkleid in der Puppe schlanken Leib, schlitzte an ihm herum, bis der Riß einen Blick ins Innere gestattete.

"Ach, Haare sind in dir! Wie abscheulich!"

Und Daphne-Rieke flog auf den Schrank, wo sie Wolken von Staubflocken aufwirbelte.

Als man sie beim Reinemachen wieder fand, stürzte Gustl auf sie zu, klopfte flüchtig den Staub von ihr ab, betrachtete sie, sah ihren aufgeschlitzten Leib, ihre zerzausten blonden Haare, ihr schmutziges Gesicht. Die Spuren seiner Hände Werk, seines ihr aufgezwungenen Willens fand er an ihr wieder. Sie wurde ihm plötzlich unendlich vertraut. S e i n Werk war sie, s e i n Geschöpf, s e i n e Puppe.

nun  
"Rieke, von an bist du meine Liebste, wirst mit mir schlafen, mit mir essen und zuschaun, wenn ich mich wasche."

## Die Schaftstiefel.

Von Clara Michelson.

Ein Mann ging zwischen Leichenhügeln, Galgen, Resten von Schützengräben und ähnlichen schönen menschlichen Einrichtungen seines Weges daher als er an einem Gerüst ein Bäuerlein hängen sah, und ach welche Freude! An den Füßen hatte es funkelneue glänzende Schaftstiefel. Der Mann, dem sämtliche Zehen aus den Löchern hervorguckten, dachte: "Das Bäuerlein hängt. Dazu braucht es keine Stiefel. Im Gegenteil, sie sind nur eine Last. In der Hölle braucht man auch keine, und bei der Auferstehung der Seligen wird Gottvater sorgen."

Und flugs machte er sich daran, dem Bäuerlein die Stiefel auszuziehen. Das war keine leichte Arbeit, da der Körper frei in der Luft hing und hin und her baumelte. Aber der Mann liess nicht nach. Er musste die schönen Schaftstiefel haben, und rüttelte und zerrte, bis er schliesslich einen abgezogen hatte. Wie er nun daran ging, auch den zweiten Stiefel dem Bäuerlein abzunehmen, da oSchreck! gab es einen lauten Knacks, und der Gehängte fiel samt dem Galgenstrick herab.

Im ersten Augenblick stand der Mann verduzt da. Was nun beginnen? Dann sagte er sich: "Es ist nicht meine Schuld, wenn der Henker faule Galgenstricke verwendet." Und er begann am zweiten Stiefel zu ziehen.

Aber plötzlich, o graus! schlug das Bäuerlein die Augen auf, guckte um sich und fragte mit schwacher Stimme: "Wo bin ich?"

Dem Manne stand das Herz still. Er hielt in seiner Arbeit inne, schaute das Bäuerlein an, dann den Stiefel, der noch immer fest am Fusse sass, und sagte mit wiederkehrender Geistesgegenwart: "Ich habe dir das Leben gerettet. Dafür nehme ich deine Stiefel."

Und er zog mit solcher Kraft am zweiten Stiefel, dass dieser herunter ging.

"Lass mir meine Stiefel," rief das Bäuerlein.

fiel, aber mit dem Stiefel in der Hand.

"Lass mir meine Stiefel," rief das Bäuerlein.

"Ich habe dir das Leben gerettet" wiederholte der ~~Mann~~ andere. "Mach keinen Lärm, steig lieber schnell in meine alten Schuhe und seher dich davon, damit man dich nicht zum zweiten Male aufhänge."

"Ich will meine Stiefel haben", schrie das Bäuerlein. Es mochte ohne seine Stiefel garnicht <sup>ius</sup> zum Leben zurückkehren. Doch der Mann nahm keine Notiz von ihm, <sup>stelle</sup> legte ihm (zur Seite) seine alten durchlöcherten Schuhe, und ging in den funkelnagelneuen Schaftstiefeln zwischen Leichenhügeln, Galgen, Resten von Schützengräben und ähnlichen schönen menschlichen Einrichtungen seines Weges weiter.

Kam eine Schar Soldaten am Bäuerlein vorüber, hörte sein Wehklagen. Die Soldaten hatten <sup>sehr</sup> gerade gut gegessen und getrunken, waren satt und hatten es warm. Darum waren sie gutmütig und hatten Mitleid mit dem Bäuerlein. "Warum klagst du, Bäuerlein?" fragten sie.

"Ging ein Mann vorüber und hat mich meiner Stiefel beraubt."

"Oh der böse Mann! Wir wollen <sup>es</sup> ihm schon zeigen. Wo ging er hin?"

"Dorthin!" zeigte das Bäuerlein mit dem Finger.

Ein grosser stämmiger Bursche lud sich das Bäuerlein auf den Rücken, und sie eilten dem Manne nach.

Bald hatten sie ihn erwischt.

"Gieb die gestohlenen Stiefel her", sagten die Soldaten.

"Ich habe die Stiefel nicht gestohlen," erwiderte der Mann. "Sie gehörten niemand. Sie hingen frei in der Luft. Das Bäuerlein ist kein Mensch. Es ist nichts. Es ist vom Galgen herab~~ber~~gefallen."

Die Soldaten erschrakten fürchtbar, als sie hörten, das Bäuerlein hätte am Galgen gehangen. Der grosse stämmige Soldat liess es gleich von seinem Rücken <sup>herabgleiten</sup> abrutschen, und sie beratschlagten, was nun zu tun sei.

"Vors Feldgericht beide," rief der Älteste.

"Ja, vors Feldgericht beide" wiederholten die andern.

Und sie nahmen den Mann und das Bäuerlein in ihre Mitte, und trieben sie mit Schimpfworten und Kolbenstößen, wie es üblich war Gefangene zu treiben, ins nächste Dorf, wo das Feldgericht tagte.

Die fünf Feldrichter waren gerade beisammen.

"Hier bringen wir euch zwei. Wir haben sie unterwegs festgenommen," sagten die Soldaten.

"Was ist das?" fragten die Feldrichter.

"Wir wissen es selbst nicht" erwiderten jene. "Wir sind <sup>nicht</sup> daraus klug geworden. Ein Dieb, ~~nicht~~ Kein Dieb? Ein Bäuerlein, ~~nicht~~ Kein Bäuerlein?"

Die Feldrichter <sup>ver</sup>nahmen die beiden Gefangenen ~~vorr~~

"Wer bist du?" fragten sie das Bäuerlein.

den ~~er~~ "Er hat mir meine Stiefel gestohlen," antwortete es und zeigte auf den Mann.

"Wer bist du?" fragten die Richter den Mann.

"Früher war ich <sup>et</sup> was. Jetzt bin ich nichts," sagte der Mann. "Aber die Stiefel habe ich nicht gestohlen. Sie hatten keinen Eigentümer. Es war mein gutes Recht sie zu nehmen."

"Das ist nicht wahr," schrie das Bäuerlein. "Oh, der Lügner! Dass <sup>bei</sup> ~~er~~ an lebendigem Leibe verfaule! Meine Stiefel sind es. Ich hatte sie an den Füßen."

"Als du am Galgen hingst, jawohl! Du bist kein <sup>n</sup> Mäsch," rief ~~da~~ der Mann ~~da~~ gegen.

Beim Wort Galgen erschrecken auch die Feldrichter.

"Warum hatte man dich ~~auf~~gehängt?" fragten sie gespannt.

"Man war gerade beim Hängen, da hat man mich ~~sueh~~ mit ~~auf~~gehängt. Warum? Das weiss ich bei allen Heiligen nicht. Aber Gott hat mir das Leben wiedergeschenkt. Gott ist gerecht. Und meine Stiefel muss ich auch

wiederhaben," behauptete das Bäuerlein.

"Wie kam er vom Galgen herunter?" fragten die Feldrichter drohend den Mann.

"Wie? Das kann ich euch, bei Gott, <sup>nicht mit</sup> ~~mit~~ Sicherheit ~~nicht~~ sagen. Augenscheinlich hatte der Henker viel zu tun und ihn deshalb schlecht ~~auf~~ gehängt. Ich sah ihn hängen ~~geküßelt~~ ~~geküßelt~~ ~~geküßelt~~ ~~geküßelt~~, als ich vorüberging, und wie ich ein gutes Stück ~~schon~~ fort war, hörte ich plötzlich einen Krach. Ich wandte mich um: da lag er am Boden. Das ist alles, was ich darüber sagen kann," ~~besteuerte~~ der Mann und machte das Zeichen des Kreuzes, um die Glaubwürdigkeit seiner Worte zu <sup>bekräftigen</sup> ~~verstärken~~. "Dass ich dann seine Stiefel nahm, darin sah ich kein Unrecht. Mein Gott, das hätte wohl jeder an meiner Stelle getan."

Die Feldrichter zogen sich zur Beratung zurück.

Der erste, der an übernatürliche Einflüsse glaubte, sagte: "Gott hat dem Bauer das Leben wiedergegeben. Lassen wir ihn mit den Stiefeln laufen, und hängen wir den Dieb."

"Nein, mein Teurer, "fiel ihm der Zweite gleich ins Wort. "Das geht wohl nicht. Wer einmal am Galgen war, gehört dahin zurück. Lassen wir den Mann mit den Stiefeln laufen, und hängen wir den Bauern."

"So einfach ist die Sache nicht," ereiferte sich ~~da~~ der Dritte. "der eine ist ein Verräter und der andere ist ein Dieb. Mit beiden <sup>an</sup> ~~An~~ den Galgen! <sup>mit beiden!</sup>"

"Wieviel Lärm um nichts," mischte sich ärgerlich der Vierte ein. <sup>war</sup> Er hatte aus Prinzip immer ~~eine~~ andere <sup>Meinung</sup> Meinung als seine Kollegen. "Weder ist der <sup>ein</sup> ~~eine~~ Dieb, noch ist es erwiesen, dass der andere ein Verräter ist. Lassen wir alle beide laufen, und das mit den Stiefeln mögen sie selber austragen."

Aber der Fünfte kratzte sich nachdenklich den Kopf und meinte: "Mir scheint, es wäre am besten, wir liessen sie losen: schuldig oder unschuldig. Das <sup>wir</sup> könnten wir sicher sein, das Richtige getan zu haben

Wie es nun zur Abstimmung kam, blieb jeder strikt bei seiner Meinung. Kein einziger wollte auch nur um ein Jota nachgeben. Jeder versteifte sich darauf recht zu haben. Dabei ereiferten sie sich mehr und mehr, wurden immer lauter, fuchtelten bald <sup>1</sup> mit den Armen umher und schrien so, dass sie ihr eigenes Wort nicht hören konnten. Und womit das geendet hätte, wäre garnicht abzusehen gewesen, wenn nicht plötzlich draussen <sup>um</sup> gewaltig Trach-ta-ra-rach ertönte <sup>wäre</sup>.

Die Feldrichter wurden still, horechten hin. Sie begriffen, was es bedeutete. Der Gegner war da. Unerwartet war er hereingebrochen. Sie kannten das aus Erfahrung. Jetzt galt es seine Haut zu retten.

Sie stoben, ohne eine Sekunde zu verlieren, auseinander.

In dem Tumult ergriff das Bäuerlein den einen Stiefel und der Mann den zweiten und rasten auch davon.

So entschied in höchster Weisheit die Vorsehung selber.



Wie es nun zur Abtattung kam, diese Jeder trifft bei seiner Meinung.  
 Kein einziger sollte auch nur an ein Wort nachgeben. Jeder verurteilt  
 sich damit recht zu haben. Dabei erlebten sie sich sehr und mehr.  
 wurden immer fester, fester, fester bald mit den Armen umher und schrie-  
 en so, dass sie ihr eigenes Wort nicht hören konnten. Und somit das ge-  
 endet hätte, wäre zunächst abzusehen gewesen, wenn nicht plötzlich  
 drinnen gewaltig ersch- ta- re- tönte.  
 Die Teilnehmer wurden still, horchten hin. Sie begreifen, was es  
 bedeutete. Der Gezer war da. Unversetzt war er herein gekommen. Sie  
 wussten das aus Erfahrung. Jetzt galt es seine Hand zu stellen.  
 Sie stoben, ohne eine Stimme zu verlieren, auseinander.  
 In dem Moment erfüllt das Theater den einen Blick und  
 der Mann den zweiten und traten nach davon.  
 So entschied in höchster Stille die Versammlung selber.

frucht

## H a s e n f u s s   u n d   d e r   l u s t i g e   B u b .

Märchen von Cläre Michelsen.

Es war einmal ein kleiner Junge, den man Hasenfuss nannte, weil er vor allem Angst hatte und am liebsten immer wie ein Häschen davongesprungen wäre. Er ging nur ungern aus. Nichts schmeckte ihm, und er war blass und dünn.

Eines Morgens stand er vor der Haustür. Es war ein warmer Sommertag. Die Wiesen blühten, die Vögel sangen und die Grillen zirpten. Hasenfuss bekam beinahe Lust einen Spaziergang zu machen. Er sah zum Himmel auf. Leichte weisse Wölkchen hingen an ihm wie Wattebüschchen.

"Es kann regnen," sagte Hasenfuss nach kurzem Besinnen und schickte sich an ins Haus zurückzukehren.

Da hörte er in nächster Nähe ein lustiges Lachen und wandte sich um. Er erblickte einen blonden rotbackigen Jungen, der grad so gross war wie er.

"Warum lachst du?" fragte Hasenfuss betroffen.

"Nun weil du Regen fürchtest. Man ist doch nicht aus Zucker. Komm, lass uns zusammen einen schönen Spaziergang machen!"

Der Bub lächelte so freundlich, dass Hasenfuss nicht widerstand und seine Finger wenn auch zögernd in die ihm entgegengestreckte Hand legte.

Kaum waren sie einige Schritte gegangen, da rief Hasenfuss:

"Oh die Pfütze! Oh die grosse Pfütze! Nie komme ich hinüber. Ich mache nur meine Füsse nass, mache meine Hosen nass, und nachher habe ich Schnupfen und Halsschmerzen. Ich will nachhause! Lass uns umkehren!"

Der lustige Bub sah Hasenfuss kopfschüttelnd an.

"Umkehren? Vor einer Regenpfütze? Das ist doch nicht dein Ernst! Du scheinst ja ein richtiger Hasenfuss zu sein. Sieh, wie ich es mache!"

Er nahm einen kleinen Anlauf, und in der nächsten Sekunde stand er strahlend jenseits der Pfütze.

"Komm, gib mir die Hand. ich helfe dir."

Hasenfuss streckte ihm unwillig die Hand entgegen. "Und wenn ich mitten in die Pfütze..." doch er hatte den Satz nicht zu Ende gesprochen, als er schon neben dem Buben stand, der ihn mit einer kräftigen und geschickten Bewegung hinübergezogen. Er traute seinen Augen nicht. Aber gleich darauf sagte er:

"Du dachtest wohl, dass ich über Pfützen nicht zu springen verstehe. Ich kann es grad so gut wie du."

Der lustige Bub lächelte nur. Was sollte er auch dazu sagen? Er nahm Hasenfuss an die Hand, und sie setzten ihren Weg fort.

Sie kamen an ein grünes Weizenfeld vorbei. Die Halme standen dicht, und die Ähren standen fest und voll. Am Rande blühten Mohn und Kornblumen.

"Lass sie uns pflücken," rief der Bub und zeigte auf die Feldblumen.

"Das gibt einen schönen Strauss für die Stube."

In diesem Augenblick prallte Hasenfuss so heftig gegen ihn an, dass er fast umstürzte. "Was ~~gibst du mir?~~ hast du nur?" fragte er erstaunt.

"Sieh doch, sieh!" rief Hasenfuss mit vor Schreck hervorstehenden Augen. "Ein böser Hund! Er wird uns beißen."

Der Bub schaute hin. An der Wegbiegung stand ein schwarzer Pudel und wedelte gutmütig mit dem Schwanze.

"Ich mache keinen Schritt weiter," jammerte Hasenfuss. "Ich will nicht von ihm gebissen werden."

"So sieht doch ein böser Hund nicht aus," beruhigte ihn der Bub. "Schau, wie klug er die Ohren spitzt und wie freundlich er mit dem Schwanze wedelt. Ich will ihm schön guten Tag sagen."

Er lief zum Pudel hin und streichelte das krause Fell.

"Ein gutes Tier bist, Pudel, ein liebes Tier."

Dem Hund schien die Liebkosung zu gefallen. Vertraulich legte er seine Pfote auf die Schulter des Buben.

Unterdessen schlich Hasenfuss vorsichtig an den Beiden vorbei.

"Du glaubst vielleicht, dass ich vor Pudeln Angst habe," rief er, als er sich in Sicherheit wähnte.

Der Bub liess den Hund stehen, und sie wanderten weiter.

Der Weg wurde schmal. Ein umzäunter Garten zog sich an der einen Seite

hin und auf der andern Seite wuchs dichtes Gebüsch.

Der lustige Bub sumnte ein Liedchen und zog fröhlich hüpfend Hasenfuss mit sich fort.

"Zieh mich nicht so," brummte dieser, nachdem sie eine Weile gegangen waren. "Ich mag es nicht leiden. Siehst du denn nicht den Dornbusch vor uns? Ich kratze mich daran und zerreiße mir die Kleider. Ich gehe nicht weiter."

"Das nennst du Dornbusch?" fragte der Bub. "Und die Rosen siehst du nicht und spürst nicht ihren Duft?"

Am Wegrand blühte ein üppiger Rosenbusch. Es war Raum genug, um bequem an ihm vorbeizugehen.

Doch der lustige ~~kannte~~ Bub kannte nun schon zur Genüge seinen Gefährten und sagte freundlich:

"Wenn du dich fürchtest, will ich gern die Zweige zur Seite biegen. Dann kann dir auch garnichts passieren. Nun lauf vorüber!" Er hielt die Zweige hoch und steckte dabei die Nase in eine rote Blüte.

"Damit du den Zweig mit den Dornen auf mich loslässt!" erwiderte Hasenfuss misstrauisch. "Glaubst du wirklich, dass ich dich nicht durchschaue?"

Doch er besann sich schnell eines Besseren und lief am Rosenbusch entlang. "Da bin ich!" rief er stolz. "Ich habe gar keine Angst gehabt. Ich habe nur so gemacht."

Unterdessen hatten sich die Wattebüschchen am Himmel verdichtet. Sie waren zu dunklen schweren Wolken geworden und verdeckten plötzlich die Sonne. Die Kinder hatten auf den Himmel nicht mehr acht gegeben.

"Da hast du es," fuhr Hasenfuss auf, als ein Regentropfen ihm auf die Nasenspitze fiel. "Unwetter! Ich habe es vorausgesehen. Aber du böser Bub hast mich überredet vom Hause fortzugehen. Was fange ich jetzt an?"

Sein Gesicht verzog sich zum Weinen.  
Der lustige Bub streckte seine Hand aus. "Richtig, es regnet. Ein schöner warmer Sommerregen. Wie wohl das tut! Die Blumen warteten nur da-

rauf. Wie mild die Luft geworden ist! Spürst du es, Hasenfuss?"

Aber Hasenfuss antwortete nicht. Dicke Tränen rollten ihm über die Backen.

"Komm schnell unter jenen Baum!" rief der Bub. "Sein Laub ist dicht. Da werden wir nicht nass."

Er musste Hasenfuss fast gewaltsam mit sich ziehen.

Kaum hatten die Kinder sich unter den Baum geflüchtet, als ein Platzregen losbrach.

"Wie gut, dass wir noch zur rechten Zeit angekommen sind," freute sich der Bub.

Doch Hasenfuss jammerte:

"Nie mehr gehe ich so weit vom Hause fort. Wenn es jetzt noch zu donnern und zu blitzen anfängt, dann ist es mit mir aus."

"Schau dir diesen Regen an! Bindfäden über Bindfäden wie aus biegsamen Glas zwischen Himmel und Erde!"

"Tropfen fallen durch! Es wird nur schlimmer. Nie hört der Regen auf!"

"Hörst du, wie er singt? Und wie verschieden seine Töne sind? Am Wegrand so: klik-klak klik-klak. Am Graben anders und in den Bäumen wieder anders!"

"Hunger hab ich und Durst hab ich und müde bin ich. Oh weh, oh weh!"

Vor lauter Ängsten wurde Hasenfuss ganz dünn und blass.

So plötzlich wie der Regen eingesetzt hatte, hörte er auch auf. Ein heftiger Wind kam angesaut, schüttelte das Wasser von den Bäumen, kräuselte die Regenpfützen und trieb die Wolken auseinander. Die Sonne kam hervor.

Nun aber erschrak der lustige Bub. Der Wind erfasste den dünnen Hasenfuss, hob ihn hoch und trug ihn fort. Der Bub blieb wie gebannt <sup>e</sup>stehen und sah seinem Gefährten nach, als dieser schon längst ausser Blickweite war.

Dann besann er sich und stürzte dem Winde nach.

Allein wie schnell saust ein Wind! Und wie <sup>schnell</sup> kann schliesslich doch nur ein kleiner Junge laufen, wenn er noch so flink ist?

"Wohin läufst du, Bub?" fragten die Leute, die vorübergingen.

"Dem Winde nach," antwortete er. "Habt ihr nicht zufällig einen dünnen blassen Jungen gesehen so gross wie ich?"

Niemand hatte einen dünnen blassen Jungen gesehen.

"Wohin läufst du, Bub?" fragte endlich ein kleines Mädchen.

"Dem Winde nach," antwortete er. "Hast du nicht zufällig einen dünnen blassen Jungen gesehen so gross wie ich?"

"Ja, ich habe was im Winde fliegen sehen," sagte da das kleine Mädchen.

"Lang und dünn war es und ein Vogel war es nicht."

"Ach, das war ja der Hasenfuss," rief der Bub. "Da darf ich keine Zeit verlieren."

Und er lief weiter dem Winde nach.

Er war schon ganz atemlos, als er in ein Dorf kam. Niemand aber beachtete ihn hier und hörte auf seine Fragen hin. Die Leute waren damit beschäftigt auf den Turmhahn der Kirche zu schauen, die auf dem Marktplatz stand.

"Sollte am Ende der Kirchenhahn dort oben ein Ei gelegt haben? Das wäre doch gar zu merkwürdig," dachte der Bub. "Da will ich auch hinschauen."

Und was sieht er da? Sitzt unser Hasenfuss rittlings auf dem Kirchenhahn.

Der Bub klatschte vor Freude in die Hände und jauchzte:

"Das ist ja der Hasenfuss."

"Der Hasenfuss? Wer ist denn das?" fragten die Leute erstaunt. "Und wer bist du?"

"Ich bin der lustige Bub und das oben ist der Hasenfuss, der vor Ängsten so dünn geworden ist, dass der Wind ihn auf den Kirchenhahn geweht hat. Nun aber säumt nicht länger und lasst uns ihn herunterholen."

So ging man dran mit Stricken und Leitern Hasenfuss <sup>e</sup> hrunterzuholen.

Was dachte sich aber unser Hasenfuss, wie er da oben auf dem Kirchenhahn rittlings sass? Und wie war es ihm überhaupt unterdessen ergangen?

Im ersten Augenblick, als der Wind ihn erfasste und in die Luft emporwirbelte, glaubte er zu vergehen. Das Herz stand ihm still, und er hatte

ein Gefühl, als ob das Leben in ihm erlöschte. Er schloss die Augen und hörte auf zu denken. Und allmählich empfand er nichts mehr als das Schwingen und Sausen durch die Luft. Es war so wundersam, wie er es in seinen schönsten Träumen noch nie erlebt. Er wusste garnicht, wie lange das gedauert hatte, als er sich auf etwas Hartes hingesezt fühlte und es mit dem herrlichen Fliegen vorbei war.

Er öffnete die Augen zu einem Spalt, und fast wäre er vor Verwunderung hinabgestürzt. Er sass auf einem grossen goldenen Hahn zwischen Himmel und Erde, und in strahlendem Abendrot sah er die Welt vor sich liegen. Zum ersten Mal in seinem Leben sah Hasenfuss so die Welt. Er bisher immer nur kleine Ausschnitte von ihr gesehen: ein Stückchen Wald, ein Feld, eine Wiese, eine Strasse. Aber das, was er jetzt vor sich sah, als er den Kirchenhahnenhals fest umschlungen hielt, war so ganz anders, war so überwältigend. Wie meisterlich fügte sich da eines ins andere, der See ins Land und der Wald in die Wiesen und wie sicher stand die Stadt auf der Erde und schlängelte sich der Fluss durch die Felder. Wie dumm war es, Angst vor allem zu haben! Was gäbe er jetzt dafür, um unten zu sein! Er würde nun sein wie der lustige Bub. Er würde fröhlich durch die Welt wandern.

Vielleicht kehrte der Wind ~~wieder~~ um und nahm ihn auf dem Rückwege wieder mit. Was gäbe er alles dafür? Sein grosses Schaukelpferd wäre ihm nicht leid und der Steinbaukasten und die Sparbüchse mit allem Geld, diese besten aller seiner Sachen. Und wie er da so hoch auf dem Turme sass und dachte und sich an der Welt freute, die schön und heimlich vor ihm lag, hörte er plötzlich "Hasenfuss" rufen. Der lustige Bub war es, der mit dem Türmer an Leitern und Seilen zu ihm hinaufkletterte, um ihn zu holen. Aber <sup>†</sup>satt eines angstgeplagten und weinenden Hasenfusses fand ~~er~~ <sup>(der lustige Bub)</sup> auf dem Kirchenhahn einen andern lustigen Buben sitzen, der gleich ihm bereit war, mutig und ehrlich die Welt zu durchwandern.

Der Abenteurer.  
Märchen von  
Clara Michelson.

Neun Hennen lebten auf einem Hühnerhofe glücklich und zufrieden. Sie legten fleissig ihre Eier, brüteten sorgfältig, hüteten ihre Küchlein und hatten gutes und reichliches Futter. Ihr weisser Hahn war fürsorglich und ritterlich zu ihnen, frass nie selbst, bevor nicht alle Hennen sich satt gefressen hatten, und wenn er ausser der Fütterungszeit einen schmackhaften Bissen fand, nahm er ihn in den Schnabel, liess ihn fallen, nahm ihn wieder auf und trieb es so lange, bis eine Henne herankam und ihm den Bissen abnahm. Hatte eine Henne ein Ei gelegt und zeigte es durch Gackern an, dann kam er herangelaufen, kreiste unzählige Male um die Henne und drückte ihr seine Freude und seine Anerkennung durch lautes Rufen aus. Er war zu allen Hennen gleichmässig freundlich, und wenn ihm sicher auch die eine oder die andere besser gefiel, war er taktvoll genug, es nicht zu zeigen. Glaubte er, dass irgend eine Gefahr im Anzuge sei, so warnte er die Hennen mit scharfem Ausruf.

Aber eines Tages wurde dieser angenehme Zustand in unerwarteter Weise unterbrochen. Ein fremder Hahn war über die Umzäunung geflattert, hatte sich mitten unter die neun Hennen gestellt und ein überlautes und langgedehntes Kikeriki gekräht. Und schön war er noch dazu, dieser Hahn, mit seinem in allen Schattierungen von Goldbraun schimmernden Gefieder, mit dem mächtigen roten Kamm, den grossen roten Vorderlappen und dem herrlichen wallenden Schwanze. Was war der alte weisse Hahn dagegen im eintönigen Federkleid, wenn er auch immer gut und treu zu ihnen gewesen war und sich jetzt ohne Zögern auf den Eindringling stürzte, um die Interessen des Hühnerhofes vor ihm zu verteidigen? Der fremde Hahn war jünger und kräftiger, und nach kurzer Zeit war der alte Gefährte besiegt und lag, aus vielen Wunden blutend, in einem Winkel am Boden. Die neun Hennen hatten nicht einen Augenblick daran gedacht, ihm während des Kampfes irgendwie beizustehen und nun, da er geschlagen dalag, schauten sie nicht einmal nach ihm hin. Sie hatten nur Auge und Ohr für den neuen Hahn. Geziert drehten sie sich hin und her, warfen ihm verliebte Blicke zu und gackerten miteinander um die Wette.

Ein Hahn bildet sich schon ohnehin viel darauf ein, ein Hahn zu sein.



Und was soll da einer von sich denken, dem neun Hennen in ihrer Gackersprache schmeicheln? "Dein roter Kamm, dein wallender Schwanz hat unser Herz gewonnen!" Dem steigt der Erfolg so zu Kopfe, dass er sich nicht nur auf ~~ix~~ <sup>das</sup> einbildet, was er ist, sondern noch viel mehr auf das, was er nicht ist.

Er stellte sich auf ein Bein, befestigte das andere elegant mit dem Sporn an einer Flügelfeder, blähte sich breit auf und durchschnitt die Luft mit seinem weithinschallenen Kikeriki. "Ich bin ein Prinz," besagte sein Krähen. Dabei war er doch nur von einer gewöhnlichen Henne auf einem gewöhnlichen Geflügelhof als <sup>Ei</sup> in die Welt gesetzt worden.

Die Hennen gackerten: "Wie herrlich, wie herrlich! Er ist ein Prinz." Stolz und zurückhaltend waren sie gerade nicht.

Und der Hahn vom Erfolg ermutigt, krähte wieder: "Ich bin der Prinz aus Morgenland. Ich habe dort mein Reich, mein Schloss, meine Frauen.

Meine Frauen brauchen keine Eier zu legen, meine Frauen brauchen nicht zu brüten. Meine Frauen können den ganzen Tag fressen und schlafen und schlafen und fressen."

Die Hennen gackerten: "Welch ein Leben! Keine Eier legen! Nicht brüten müssen! Fressen und schlafen! Und schlafen und fressen! Welch ein Hahn! Wo liegt das Morgenland? Nimm uns mit dahin!"

"Mein Reich liegt weit von hier. Man muss fliegen können, um dahin zu gelangen.

"Wir wollen fliegen lernen," riefen die Hennen

"Man muss gut marschieren können," sagte der Hahn.

"Wir werden marschieren lernen," riefen die Hennen.

"Ich befinde mich augenblicklich auf einer Weltreise," suchte der Hahn auszuweichen. "Das schickt sich so für einen Prinzen. Ich muss erst andere Länder und Sitten kennen lernen. Dann komme ich wieder und hole euch ab."

Aber die Hennen liessen ihn nicht los. "Ach, das dauert uns zu lange. ~~E~~ Erst bringe uns aufs Schloss im Morgenland!"

Der Hahn, ~~KEINER~~ dem es mit seiner Abreise garnicht ernst war, und der sich mit der Weltreise nur gross tun wollte, gab nach. Er fühlte sich in der neuen Umgebung sehr Wohl; Neun Hennen, die ihn bewunderten und verwöhnten und ihm

den grössten Teil des guten Futters überliessen! Was konnte er sich Besseres wünschen?

Die Hennen dagegen dachten nur daran, Prinzessinnen im Morgenland zu werden. Sie übten sich den ganzen Tag im Fliegen und im Marschieren und vernachlässigten dabei ihre Wirtschaft, das Eierlegen und das Brüten.

Als sie schon geschickt die hohe Umzäunung überfliegen konnten, die den Hühnerhof umgab, wurden sie ungeduldig. "Wann geht die Reise los?" drängten sie.

"Am Neumond," antwortete der Hahn, um einen Zeitpunkt zu nennen, und verwickelte auf solche Weise seine Lage immer mehr.

Als der Neumond am Himmel erschien, erklärten sich die Hennen reisefertig.

Dem Hahn blieb nichts übrig, als seine Rolle weiter zu spielen. Unterdessen hatte er sich auch schon so in sie hineingefunden, dass er beinahe selbst daran glaubte, ein Prinz zu sein und ein ~~König~~ <sup>Reich</sup> zu haben, dass Morgenland hiess. Er war guten Mutes. War er nicht ein Glückshahn? Was er aufs geratewohl bisher angefasst hatte, ~~geling~~ war immer gelungen. Rechnen und genaues Sichüberlegen war nicht seine Sache. So war es besser! So war es einfacher! Sicher stand irgendwo ein Schloss, das auf ihn wartete.

"Also losmarschiert!" krächte er.

Er flatterte als erster über den Zaun. Die neun Hennen folgten ihm nach. Auf der Landstrasse schritt er voran, den Kopf hoch, die Brust breit aufgebläht.

"Wie wichtig die gehen," dachten die Spatzen, die auf den Telegrafendrähten ~~Stangen~~ am Wege sassen. "Es sind wohl feine Leute."

"Wohin geht die Reise?" zwitscherten sie.

"Ins Morgenland," erwiderte der Hahn. "Wer Lust hat, komme mit!"

Was kam darauf an! Ein Gast mehr oder weniger! Die Spatzen könnten als Hofleute gut zu gebrauchen sein, im besondern zum Klatschen.

Die Spatzen liessen sich nicht lange bitten und gingen mit.

Man durchquerte eine Wiese.

Die Grillen stellten ihr Zirpen ein und schauten erstaunt auf die feierlich marschierende Gesellschaft.

"Wohin die Reise?" riefen sie.

"Ins Morgenland," erwiderte der Hahn. "Wer Lust hat, komme mit!"

Die Grillen waren als Musikanten gut zu gebrauchen.

Auch sie liessen sich nicht lange bitten und gingen mit.

Aber die Hennen, Spatzen und Grillen, die doch nicht gewohnt waren, so ununterbrochen zu marchieren, wurden bald müde. Selbst dem Hahn wurde es zuviel. Das Schloss musste so schnell wie möglich gefunden werden. Er flog auf einen Baum und reckte sich den Hals nach allen Seiten aus. In der Ferne schimmerte ein rotes Dach.

"Ich sehe es," rief er. "Gleich sind wir da."

Das rote Dach stand über einem Haus mit ~~xxxx~~ <sup>offener</sup> ~~xxxxxxx~~ Verandah. Auf der Verandah war ein Tisch gedeckt, und auf dem Tisch standen feines Gebäck, Eingemachtes, Nüsse und ein Milchtöpf. Augenscheinlich wurden Gäste erwartet.

Der Hahn machte mit Kopf und Bein eine freundlich einladende Bewegung.

"Wir sind im Morgenland, und das hier ist mein Schloss. Wollen die Herrschaften gefälligst eintreten und Platz nehmen."

Er sprang auf den Tisch und stellte sich in die Mitte. Die Hennen, Spatzen und Grillen ~~sixten~~ setzten sich ringsum, und das Festmahl nahm seinen Anfang.

Der Kuchen, das Eingemachte, das gute Weissbrot und die Nüsse schmeckten vorzüglich. Der Milchtöpf wurde umgestürzt, und ein Teil seines Inhalts ergoss sich auf ein paar flache Teller und in ein paar Tassen, so dass auch von der schönen Milch getrunken werden konnte. Die Stimmung war gehoben. Die Hennen gackerten ohne Unterlass in der freudigen Erwartung, ein richtiges Prinzensinnenleben bald zu beginnen. Die Spatzen schwatzten darauf los, und die Grillen zirpten eine lustige Tafelmusik.

Der Hahn blähte sich breit auf, befestigte mit der eleganten Bewegung das eine Bein an einer Flügelfeder und krächte ein kunstvolles und langgezogenes Kikeriki. "Habt ihr es gehört und verstanden?" fragte er, als er fertig war. "Es war ein Heldengesang. Ich besang meine Ahnen und Urahnen. Mein Urahne hat das Morgenland gegründet."

"Der Urahne lebe hoch!" schrienen die Hennen, die Spatzen und die Grillen.

"Ich" begann der Hahn nun eine feierliche Rede. Aber nichts fiel ihm weiter ein und so wiederholte er nur "Ich - ich - ich - "

"Er - er - er" klang es in den Hennenherzen wieder. "Welch ein Glück!

## Second Intentional Exposure

- 5 -

Welch ein Glück! Er - er - er - ! Mit ihm bis ans Ende der Welt!"

In diesem Augenblick wurde die Tür, die vom Inneren des Hauses auf die Verandah führte, aufgerissen, und die Hausfrau erschien auf der Schwelle, um zu sehen, ob auch nichts vergessen wäre. Als sie die Gesellschaft auf ihrem schön gedeckten Tisch erblickte, prallte sie entsetzt zurück.

"Was ist denn das?" rief sie ausser sich vor Ärger und stürzte mit erhobenen Fäusten auf die ungebetenen Gäste los.

Doch der Hahn und die Hennen stellten sich ihr ebenso wütend entgegen. Wie durfte diese fremde Frau es wagen in des Hahnes eigenem Schloss ein feierliches Festessen zu stören? Es war unerhört. Und er griff sie an, wo er sie nur erreichen konnte, am Bein, am Arm, an der Backe. Die Hennen halfen ihm dabei tüchtig. Aber die Frau gab auch nicht nach. Als sie sah, dass sie mit ihren Fäusten allein nicht fertig werden würde, eilte sie hinaus und holte einen Besen. Mit Aufbietung aller Kräfte fegte sie schliesslich die frechen Eindringlinge hinaus.

Da standen sie nun wieder auf der Landstrasse.

"Höhere Gewalt," sagte der Hahn, "man muss sich ihr fügen. Böse Frau ist wie Sturm und Feuer."

Doch die Hennen, die fest an ihn glaubten, ~~kannten~~ verschmerzten das ihm angetane Unrecht nicht ~~xxxxxxx~~ und überlegten aufgeregt, ~~wie man die Frau vertreiben könnte.~~ wie man die Frau vertreiben könnte.

"Aber wo sind denn deine Leute?" kam es ihnen da in den Sinn. "Wo sind deine Diener, deine Krieger, deine Frauen?"

"Ach die!" erwiderte der Hahn. "Die sind gerade jetzt an anderen Orten. Im Morgenland giebt es viele Schlösser. Das könnte ihr euch wohl denken."

Unterdessen hatte der Himmel sich mit drohenden Wolken überzogen, und nah und fern verkündeten alle Hähne schlechtes Wetter. Die Hennen wären gern unter Dach und Fach gewesen. Aber für ihren Prinzen waren sie bereit jedes Ungemach zu ertragen.

"Wohin geht die Reise nun?" fragten sie ihn sanft und freundlich.

Wenn der Hahn es nur selbst gewusst hätte! Er flog auf den Pfosten eines Wegweisers

Wegweisers und sah sich um. Die blanke Fläche eines Flusses erglänzte in nicht allzuweiter Entfernung.-"Ich führe sie an den Fluss," fiel es dem Hahn ein.

"Das weitere wird sich schon wieder irgendwie finden." -

"Wir wollen eine Seereise machen," sagte er zu den Hennen, als er unten war. Ich erwarte mein Schiff. Und auf dem Wasser ist Gewitter nicht gefährlich."

Die Grillen, die sich aus Wasserfahrt nichts machten, sagten der Gesellschaft Lebewohl und zogen sich auf ihre Wiese zurück. Die neugierigen Spatzen dagegen trauten dem Hahn nicht mehr so ganz und wollten gern sehen, wie sich die Seereise gestalten würde.

Sie gingen zusammen zum Fluss hinunter, und wirklich hörte man gleich das Singen einer Dampfsirene. Ein kleiner Schlepper wurde sichtbar, der einen langen, mit Obstkörben beladenen Kahn nach sich zog. Auf dem Kahn sah es gemütlich aus. Tisch und Stühle standen da. Wäsche war zum Trocknen ausgehängt. In einem Korbwagen lag ein nickes Kind. Aber das Beste war eine grosse fette Henne, die von Küchlein umgeben, auf dem Kahn herumspazierte.

Der Hahn warf einen Blick auf die fette Henne und einen Blick auf seine neun abgemagerten müden Gefährtinnen, und in demselben Augenblick war sein Entschluss gefasst. Als der Kahn, vom Flusswasser getrieben sich dem Ufer näherte, spreizte er so breit er konnte seine Flügel aus und flog hinüber. Dort stellte er sich an die Seite der fetten Henne, befestigte elegant ein Bein an einer Flügelfeder und krächte sein lautes langgedehntes Kikeriki, das besagte: "Ich bin ein Prinz,- ein Prinz aus Morgenland."

Die neun Hennen sahen ihm betroffen nach und begriffen im ersten Augenblicke nichts. Dann glaubten sie, sie müssten ihm nachfliegen. Aber der Kahn war schon zu weit, und ein paar Hennen, die es versuchten, fielen ins Wasser und ertranken. Den anderen brach vor schmerzlicher Enttäuschung das Herz. Doch die Spatzen, die nun den besten Stoff zum Schwatzen hatten, setzten sich eiligst auf die Telegrafendrähte und zwitscherten, einander überbietend, die Geschichte von dem Hahn und den neun Hennen in die Welt hinaus, so dass man sie bald von allen Dachfirsten zu hören bekam.

D A S H E I M

---

Novelle

von

Clara Michelson.

## D A S H E I M

Novelle von Clara Michelson/

Kalisch, Lodz waren von den Deutschen genommen worden, auch Warschau war vor einigen Tagen gefallen. Mit erschreckender Schnelligkeit rückte der Feind vor. In N. herrschte grosse Aufregung. Auch für diese Stadt wurde <sup>n</sup> die Ereignisse bedrohlich.

Die Kanters durfte<sup>n</sup> keinesfalls dableiben, wenn die Deutschen kämen. Es wäre für sie ein vollständiger Ruin gewesen. In überstürzender Hast bereiteten sie sich mit ihren sieben Kindern zur Abreise vor. Am Abend war der Plan gefasst worden, und am nachnächsten Tage sollten sie abreisen. Ihr grosses Lager an Strick- und Galanteriewaren wäre durch den Übergang der Stadt an die Deutschen ganz entwertet worden, weil diese Dinge in Deutschland um vieles billiger als hier waren. Auch die vielen Geldausstände, die sie in russischen Städten einzukassieren hatte<sup>n</sup>, konnten ihnen leicht verloren gehen, wenn sie dableiben.

Ephraim Kanter packte mit Hilfe ~~seines~~ langjährigen litauischen Bürodiener<sup>s</sup> grosse Ballen von Waaren zusammen, um sie gleich am <sup>nächsten</sup> ~~andern~~ Tage nach dem ersten sicher scheinenden Ort zu befördern, und seine Frau Lina kramte indessen in der Wäsche und in den Kleidern herum, um das Allernotwendigste zum Mitnehmen herauszusuchen. Sie hatte so viel zu tun, dass es ihr bei der Vorstellung schwindelte, was alles noch erledigt werden müsste. Alle sieben Kinder sollten gebadet und für die Reise richtig eingekleidet werden. Sachen mussten eingepackt, und Sachen mussten in Ordnung zurückgelassen werden. Dazwischen sang lustig der Kanarien-vogel am Fenster über den Blumentöpfen, und die Kinder kamen abwechselnd mit <sup>einer</sup> ~~der~~ Frage angestürzt, ob sie dieses oder jenes Spielzeug, dieses oder jenes Buch mitnehmen könnten. Frau Kanter

Kanter wusste oft garnicht, was sie ihnen antwortete. Sie sagte "JA" statt "Nein" und "Nein" statt "Ja", um sie nur schneller los zu werden. Von Zeit zu Zeit lief sie in die Küche, stiess die Köchin Rebekka beiseite und warf einen Blick auf die Zunge, auf die Hühner und auf die Weissbrote, die für den Weg bestimmt waren. <sup>In der Nähe des Herdes</sup> ~~Neben dem Herd~~ standen das Stubenmädchen Bronja und die Hausknechtsfrau am runden Waschtrog und wuschen Wäsche. Gleichzeitig überlegte Frau Lina Kanter, welches von den beiden Mädchen sie mitnehmen, und welches sie zur Aufsicht der Wohnung zurücklassen sollte.

Lina Kanter hatte sich noch nie, ~~seitdem~~ <sup>seit</sup> sie verheiratet war, von ihrer Häuslichkeit getrennt. Sie hatte oft von einer Badereise ins Ausland geträumt, um sich ein wenig in der Welt umzusehen und von den häuslichen Pflichten auszuspannen, aber wenn man in dreizehn Jahren sieben Kinder zur Welt bringt und mit allen sieben sich selbst unausgesetzt beschäftigt, so findet sich für einen Badereise wohl nie der geeignete Augenblick.

Es tat ihr weh zu sehen, wie einfach und schnell sich dieser schöne grosse Haushalt, in dem jede Kleinigkeit ihr wichtig und unentbehrlich erschienen war, auflösen liess. Es war in der <sup>grossen</sup> ~~Wohnung~~ Hast kaum daran zu denken, die zurückbleibenden Sachen in entsprechender Ordnung aufzuheben. Wenngleich beide Mädchen ganz zuverlässig waren, so war Frau Lina Kanter doch dann nur ganz beruhigt, wenn sie bei allem selbst dabei war. Aber wie es fertig bringen, die kostbaren Perserteppiche, die sie ~~erst~~ <sup>erst</sup> vor einem Jahre mit soviel Freude angeschafft hatten, in ihrer Gegenwart einpfeffern und aufrollen ~~xxxxxxx~~ und auch die teuren Pelze, von denen man doch nur einen Teil mitnehmen konnte, einnähen zu lassen, das wusste sie nicht. Es war garnicht zu Ende zu denken, was noch <sup>alles</sup> getan werden musste. Es stand ihr in manchen Augenblicken geradezu der Verstand still. Eine Sorge, noch ehe sie zu Ende gedacht war, wurde von einer neuen abgelöst. Die Entscheidung in



in bezug auf die Mädchen war auch nicht einfach, obgleich beide Mädchen ehrlich und seit Jahren im Hause waren. Aber in einem so schwierigen Falle kamen verschieden<sup>e</sup> besondere Erwägungen hinzu. Man musste zum Beispiel bedenken, wer auch die Gewandtere von beiden wäre und sich bei ~~einam~~ unerwarteten plötzlichen Ereignis eher sich zu helfen wüsste.

Frau Lina Kanter und ihr Heim waren zweifellos keine Durch- schnittserscheinung. Das fühlten alle Bekannten und Verwandten, die mit ihr in Berührung kamen. Selbst solche, die zu Missgunst ~~neigten~~ <sup>Schick</sup> und nicht gern ~~einam~~ Menschen begegneten, der besser war, als sie selbst, konnten ihr eine wenn auch uneingestandene Achtung nicht versagen. Ihr Mann Ephraim Kanter war von ihrer Art. Er war fleissig und ehrlich und hatte es in verhältnismässig kurzer Zeit aus kleinen Anfängen zu einem beachtenswerten Wohlstand gebracht. Auch in den Kindern machte sich dieser Zug von Schaffenslust und Tatkraft in dem Eifer bemerkbar, mit dem die Ältern lernten und gern für die Erwachsenen eine Hilfeleistung verrichteten und in der Lebendigkeit, mit der die Kleinen das Treiben der Grossen im Spiele nachahmten. Das Herz lachte einem im Leibe beim Anblick dieser Familie, dieser neun blühenden Geschöpfe, die einander so ähnlich mit ihrem schlanken Körperbau, den runden <sup>e</sup> Gesichtern und dem leichtgewellten Blondhaar waren.

Als der für die Abreise bestimmte Tag gekommen war, da waren die Kanter auch mit den Vorbereitungen fertig. Die ~~Frage~~ Dienstbotenfrage war dahin entschieden worden, dass die Bronje mit ihnen ging. Die Sachen waren gepackt, die Waren abgesandt, die Wohnung in Ordnung gebracht, die Kinder eingekleidet. Der Wagen stand vor der Tür. Man nahm in seinem Heim noch die letzte Mahlzeit zu sich, welche ~~die~~ zurückbleibende Rebekka fürsorglich bereitet hatte und zu geniessen anflehte, obgleich es ~~weder~~ die rechte Zeit weder für ein Mittagessen noch für ein Abendessen war.

Im letzten Augenblick, da die Eile in aller Gliedern lag und

und man sich zu erheben begann, stieß der Jungste, der dreijährige Jossele, einen Klagelaut aus und zeigte auf seinen Hals.

<sup>E</sup>  
Es giebt wohl der Mutter einen Stich ins Herz, wenn sie einen Seufzer hört, der über zarte Kinderlippen kommt. Aber wenn der Feind vor dem Tore steht, die Sachen gepackt und die Fahrkarten gelöst sind, wie kann man da zurückbleiben? Man rechnet auf seinen guten Stern und wird merkwürdig verantwortungslos. Nachher scheint es ja einer Mutter wohl, dass man hätte können müssen. Was gäbe man nachher nicht alles hin, um ein ein Leben, das man um einen zu billigen Preis hergeben, zurückzurufen?

Wie nun auch die Kanters auf der langen mühseligen Reise sich um Jossele ganz besonders bemühten, und ihn vor jeder Zugluft zu schützen suchten, als sie endlich in B. im Gasthaus abstiegen, da hatte das Kind über 40 Grad erhöhte Temperatur, und da kam alle Hilfe zu spät.

Wenn man aber noch sechs Kinder hat und einen Mann und mit jedem von ihnen ein Stück des Herzens verwachsen ist, da erzittert man wohl <sup>bis</sup> in alle Fugen hinein, wenn solch ein geliebtes kleines Geschöpf für alle Zeit aus der Stube getragen wird, doch man überwindet den Schmerz und wird feinhöriger.

B. war auch der Ort, wohin die Waren geschickt worden waren <sup>C</sup>. Die Kanters glaubten hier bleiben zu können, sich einzurichten und nach Möglichkeit ihre alte Lebensweise weiterzuführen. Einige entfernte Verwandte und ein paar Geschäftsfreunde, die ständig an diesem Orte lebte, standen ihnen freundlich zur Seite. Sie mieteten eine Wohnung, kauften Möbel ein, Herr Kanter eröffnete wieder sein Büro, und sie begannen sich schon ein wenig an die fremde Stadt zu gewöhnen. Da meldeten die Zeitungen ganz unerwartet, dass die Deutschen weiter vorrückten und auch diese Stadt Gefahr liefe, eingenommen zu werden. So war hier ihren Bleibens nicht länger, aber das Fortgehen tat ihnen bitter weh, weil sie etwas Kostbares zurücklassen mussten:

mussten: das kleine Grab auf dem Friedhof.

Frau Kanter schaute dieses Mal nach jedem der Ihrigen mit verschärften Sinnen hin. Zum zweiten Male sollte niemand ihr so leicht genommen werden. Doch das Geschick war nicht so grausam, es verlangte nicht gleich wieder ein Opfer. Sie langten insgesamt wohlbehalten in J. an, einer Stadt, die in der Steppe unweit des schwarzen Meeres lag.

Sie hatten hier weder Freunde noch Bekannte. Sie hatten diese Stadt nur gewählt, weil sie weit ab von der Kampfeslinie lag, und weil man nicht annehmen konnte, dass der Feind je so weit vordringen würde. Ihre Absicht wieder eine Wohnung zu mieten und sie mit den aus B. hertransportierten Möbeln auszustatten, mussten sie bald angesichts der grossen in J. herrschenden Wohnungsnot aufgeben. Sie mussten sich mit engen möblierten Zimmern begnügen, die auch gleichzeitig, wenigstens fürs erste als Büro für Herrn Kanter dienten.

Eine fremde Stadt! Es hat manch einer erfahren, was eine fremde Stadt ist! Sie sieht dich an mit kalten Blicken, und du kennst ihre Sprache nicht. Da rauscht ein Fluss unter der steinernen Brücke. Er murmelt etwas. Aber was sagt er dir? Sind ihm diese langen rauchenden Schooner zu schwer, die mit Ziegeln und Holz beladen auf ihm hinziehen? Oder sehnt er sich nach dem Abend, um die Geheimnisse der leichten buntgefärbten Ruderböte zu belauschen? Da tönt die Kirchenglocke! Was will sie? Kündigt sie einen Feuerschaden, erzählt sie was von einem Toten, oder ruft sie zur Andacht? Und dort der blutigrote Abendhimmel hinter den hohen Fabrikschloten! Meldet er Wind oder Regen? Ja, daheim, da wusstest du das alles ganz genau, da gingst du durch die Strassen, und alles redete mit dir. Da verstandest du die Sprache des Flusses und des Kirchturms und des Himmels. Da wussten auch alle, wer du bist, da lächelte dich alles an und grüsste dich.

Aber hier? Was betrachtet dich der dicke Fleischermeister im Laden so misstrauisch, wenn du um ein gutes Teil bittest? Glaubst

Glaubt er am Ende ,dass du ihm was schuldig bleibst?Oder wie grüsst dich der Bäcker? Als ob du ~~hier~~ den einheimischen Kunden nicht ehebürtig wärst; In der Dunkelheit des Abends stolperst du regelmässig über die Stufen an den Strassenecken. Wie kannst du dich so schnell auch daran gewöhnen,dass es Stufen an den Strassenecken giebt.Bei dir daheim gab es keine.Und wenn du in der Eile eine Droschke nimmst, kannst du es ahnen, dass der Kutscher einen Rundweg macht, um dir das Doppelte abzunehmen?

Eine Bitterkeit setzt sich in deinem Herzen an,und das Bild der Stadt ,die du verlassen musstest,und die alles barg,was dir teuer war,taucht vor dir auf und erfüllt dich mit Wehmut und Sehnen.

Es war eine ganze Scar ihrer in J.,Frauen,Männer, Kinder und Greise, die hierher aus Kovno,Wilna,Grodno,Mitau und anderen Städten geflüchtet waren, und obgleich es eine hübsche Stadt war mit gut gebauten Häusern und einem grossen luftigen Stadtgarten,hatten sie , wenn sie sich trafen und zufällig miteinander bekannt wurden, nur ein Gespräch:wie gut es dort zuhause gewesen war,wie der Frühling dort weniger Winde hatte und der Winter erträglicher war, und was *man* auf dem Markte dort alles hatte haben können,und dass die Menschen dort anderer Art waren,mitfühlender,ehrlicher, hilfreicher, und wie der Lehnstuhl bequem war,auf dem man gesessen. Sie fragten sich, wie die Gräber wohl wären, wo ihre Toten ruhten,ob man wohl gut nach ihnen sähe, und auch nach ihren Blumen und ihren Vögeln,die daheim geblieben waren. Was konnte man sich nicht alles erzählen von jenen guten ruhigen Zeiten,da jeder seine eigene Schwelle gehabt hatte, über die Glück und Leid geschritten war.Und wenn man vom Erzählen müde geworden war, ruhte man eine Weile aus und begann dann über die fremde Stadt zu klagen,die garkein Mitleid und Verstandnis für sie hatte. Wer wusste in der fremden Stadt,dass die kleine unscheinbare Frau Blumenfeld einen berühmten Sohn in Paris hatte, der ein grosser Chemiker war, oder dass der Vater der grossen kränklichen

kränklichen Frau Wolfson ein bekannter, sehr geschätzter Rabbiner gewesen war, oder dass Salman Hurwitz, der jetzt nicht genug zum Leben hatte und für den <sup>man</sup> Geld sammeln musste, in seiner Vaterstadt tausende von Rubeln für den Synagogenbau gespendet? Ja, daheim da wusste man das alles ganz genau, da wusste man, wer Frau Blumenfeld, und wer Frau Wolfson und wer Salman Hurwitz waren. Besonders ~~die~~ ~~ix~~ alten Leute, die zu Hause noch rüstig und tatkräftig gewesen waren, fielen in der Fremde zusehens zusammen, und die Männer noch mehr als die Frauen. Sie, die ihr Leben lang gewöhnt waren sich zu schuf-ten, nie Zeit zum Essen und Trinken gehabt hatten, sie ± standen nun vor einer Leere und wussten mit sich nichts anzufangen. Sie waren mit ihren alten Arbeitsformen zu <sup>sehr</sup> verwachsen, um sich an neue zu ge-wöhnen, die ein rücksichtsloses Zugreifen, ein waghalsiges Riskieren erforderten. Sie wurden über Nacht alte Männer, klagten bald über Schmerzen im Rücken, bald über Stiche ~~in~~ der Brust, bald über allge-meine Müdigkeit, und der Arger tat ihnen nicht gut, zusehen zu müs-sen, wie junge unerfahrene Burschen im Handumdrehen ohne Mühe, ohne Fleiss, ohne Ehrlichkeit Millionen zusammenrafften.

Ja, sogar die kleinen Kinder fragten, wann sie denn in ihre Kinderstuben zurückkehren würden, wo die lieben alten Puppen und Steckenpferde standen, wo Kinder unter sich waren und sich nicht be-ständig unter den Grossen herumstossen mussten. Zwar konnten sie jetzt alle Gespräche mit anhören, die offensichtlich nicht für sie bestimmt waren, aber immer ein Gesicht machen, als höre man nicht hin oder ver-stehe nichts, fiel auch nicht leicht, und ~~es~~ <sup>die Beschämung</sup> war gewiss nicht angenehm, den Blick voll Erstaunen und Verdruss des Vaters und der Mutter er-tragen zu müssen, wenn unverhofft einem ein Wort entschlüpfte, das bewies, wie richtig man alles verstanden hatte, und wie gut unter-richtet man war. Ja, wozu hatte ~~man~~ man das alles nötig? Dort weit daheim in der Kinderstube lebte man sein behagliches ungestörtes Kin-derleben!

Herr Kanter war nicht alt genug ,um von den Ereignissen erdrückt zu werden,doch auch nicht jung genug,um am wilden Spiel der Spekulation teilzunehmen. Er suchte sich den Verhältnissen anzupassen,wagte vorsichtig hier und da und verdiente immer so viel,dass seine Familie keine Entbehrungen zu leiden hatte. Sie richteten sich allmählich auch etwas besser ein, indem sie den grösseren Teil einer guten Wohnung übernahmen,und gingen alle,so gut es immer möglich war,ihren Beschäftigungen nach.Herr Kanter arbeitete in seinem Büro,und hin und wieder machte er Geschäftsreisen ,bei denen er stets Gefahr lief irgendwo stecken zu bleiben. Die Kinder besuchten die Schule, und Frau Kanter sorgte,wie in früheren Zeiten für aller Wohlbefinden.Aber das Gefühl,dass sie Fremde in dieser Stadt waren,und dass sie heimkehren müssten,um wieder ganz froh,um wieder ganz so zu werden,wie sie sich dort gekannt hatten, wurden sie nicht los.Und wenn die Wogen von Not und Bedrängnis über sie hingingen,und selbst dann,wenn Freuden und Jubel der Massen sie mitriss,dachten sie ,gleich all den andern umhergeworfenen,von ihrer Scholle losgelösten Menschen:wenn sie das alles dort erlebten,dort zuhause,dann wäre die Not kleiner und die Freude grösser.In Augenblicken,da ihre Kraft unter dem Anprall immer neuer Ereignisse zu zerbrechen drohte,hielt der Trost sie aufrecht:"Haltet aus! Nur eine Weile noch und ihr geht nach Haus." Oh,was wurde ihnen dieses "Zuhause",je länger die <sup>Trennung</sup> ~~Zeit~~ dauerte! Wieviel heilende Kraft strömte von ihm aus,wie wärmte die Erinnerung und wie stärkte die Hoffnung!Denn aus Wochen wurden Monate und aus Monaten wurden Jahre.Was ging nicht alles über diese Menschen hin? Kriegsnot,Verbannung,Revolution,Bürgerkrieg....Tage,da die Häuser in ihren Fundamenten zu wanken schienen,Nächte,da man Kellern lag und nicht zu atmen wagte,Stunden ,da der Tod am Krankenbette lauerte.... Sie gingen nicht alle zurück nach Haus: es waren ihrer viele,die ihre Hoffnungen mit in das Grab in der fremden Stadt nahmen.

Bei der fortwährenden Umgestaltung der politischen und socialen

socialen Verhältnisse geschah es schliesslich, dass der Weg nach N. frei wurde. Wie sehr die Kanters auch vier Jahre lang auf diesen Augenblick gewartet hatte, <sup>W</sup>so kam er doch plötzlich und überraschend. Es hiess eines Tages: "Der Weg ist frei, und es ist erlaubt nach N. zurückzukehren."

In fieberhafter Eile packten sie ihre Habe zusammen in der Befürchtung, dass sie diese Gelegenheit versäumen könnten, und dass sich ihre Hoffnung, wie schon so unzählige Male in der langen Zeit <sup>erschlagen</sup> ~~erschlagen~~ <sup>schiffen</sup> würde. Die Reise war voller Gefahren und Entbehrungen und kein Ende nehmen zu wollen, aber schliesslich langten sie doch an, und ein Glücksgefühl erfüllte sie, als sie die Schwelle ihres Heims überschritten und es so vertraut, so heimlich und so sonnig wiederfanden, wie es in ihrer Erinnerung geblieben war. Rebekka war da. Sie hatte treu ausgehalten. Sie weinte Tränen der Freude über die unerwartete Rückkehr ihrer Herrschaften und wusste vor Freude und Aufregung gar nicht, was alles für sie zu tun und ihnen anzubieten. Ueber den Blumentöpfen am Fenster sang der Kanarienvogel lustig wie früher.

Herr Kanter ging in seine Bürozimmer, sah sich jeden Tisch, jede Lade genau an, berechnete, wie er nun das Möbel umstellen könnte, welche Neuerung einzuführen gut wäre, die er sich hier und dort auf seinen Reisen gemerkt hatte.

Frau Kanter schritt langsam durch die Stuben, blieb überall stehen, strich liebevoll mit der Hand über alle Dinge hin und begrüßte sie wie ~~wie~~ alte liebe Freunde. Bei Jossele's Sachen blieb sie lange stehen. Sie tat sehr weh, diese Erinnerung an das verlorene Kind, und Frau Kanter musste sich Gewalt antun, um den Schmerz nicht um ~~um~~ sich greifen zu lassen. Sie musste sich sagen, dass Gott ihr noch sechs Kinder und ihren Mann gelassen hatte, und dass es nicht vieleh ~~be-~~schieden war, in ~~in~~ ihr Heim zurückzukehren.

Und welch ein Vergnügen war es für ihre Sechs in den alten Sachen herumzukramen, Mäntel und Kleider anzuprobieren und zu sehen,

sehen, wie man gross geworden war, wie nichts mehr passte, und welches ein Selbstbewusstsein erfüllte einen, wenn man sich überhaupt mit dem Kind von damals verglich. Um wievieles reifer und erfahrener kam man sich vor.

Doch nicht lange wahrte es, dass die Kanters sich an der altgewohnten Stätte umsahen, ~~und~~ <sup>dass</sup> ihre Seelen von dem angespannten Wachsein und dem unausgesetzten Hinhorchen auf den Schritt des um sie her lau-ernden Unheils ausruhten und neue heilende und schaffende Kräfte sich in ihnen sammelten. Eine furchtbare Kunde anfangs ungenau und widerspruchsvoll drang bis zu ihnen hin; ~~aber~~ <sup>und</sup> nur zu bald nahm sie ganz bestimmte, bedrohliche Formen an. Es hiess, dass kurzsichtige, von Hass und Rache erfüllte Führer ihre disciplinlos gewordenen Truppen auf die wehrlose leidesmüde jüdische Bevölkerung hetzten, statt sie in einen regelrechten Kampf <sup>gegen</sup> den wirklichen ~~Feind~~ <sup>Feind</sup> zu ~~führen~~ <sup>stellen</sup>. Was man sich von diesen Gesche<sup>h</sup>nissen erzählte, war so grauenhaft, dass sie fast unwirklich schienen und jede Massnahme zu einer Gegenwehr lähmten. Schon aus der Ferne wirkten die unheilswangeren Mächte der Hasses und der Verleumdung und schon konnte man die Früchte sehen, die diese unglückselige Saat so reichlich trug. Eines Morgens packte Bronja, das litauische Mädchen, ihre Sachen und erklärte kurzerhand, dass sie zu einer kranken Verwandten aufs Land fahren müsse. Auch viele andere Leute, mit denen die Kanters bisher im besten Einvernehmen ge-  
lebt hatten, wie Nachbarn und Geschäftsfreunde, wurden eigentümlich wortkarg und unsicher im Blick.

~~wirkunglos und unsicher im Blick~~

Und ehe man sich versah, war das Unheil da, riesengross!

Soll man Euch erzählen, wie es war? Nein, schliesst die Augen und haltet die Ohren zu! Lasst Euch Euer Bewusstsein nicht belasten mit der furchtbaren Erkenntnis: Das ist der Mensch! So kann er werden! Schlimmer als jedes Tier! Das Tier, das mordet, wenn es hungrig oder in Not ist! Aber der Mensch? Wecke nur, was in seinen Tiefen schlummert, reisse ihm die Maske der Gestalt vom Antlitz, und dir starrt eine wollüstige Bestie entgegen, die das Tierreich



Tierreich nicht kennt.-

Vier Tage währte der Judenpogrom in N., und als er vorüber war, bot die Stadt ein schreckliches Bild der Zerstörung. Unkenntlich gewordene, verstümmelte Leichen lagen in den Strassen und Höfen umher. Zerschlagene Fensterscheiben, zerbrochene Türen, zerstreutes Hab und Gut waren stumme Ankläger. Schweres dumpfes tonloses Wehklagen stand <sup>lag</sup> in der Luft.

Frau Lina Kanter <sup>lag</sup> den zweiten Tag am Boden, an derselben <sup>e</sup> Stelle, an der sie hingesunken war, als man ihren Mann und den ~~ältesten~~ Sohn vor ihren Augen erschlagen und die Leichen hinausgeworfen hatte. Sie hatte geschrien: "Tötet es <sup>mich</sup> ~~nicht~~ auch! Uns alle zusammen, lasset niemand übrig!" Aber sie waren grossmütig gewesen, waren bei guter Laune. Vielleicht hatte der Anblick ~~dieser~~ schönen blonden Familie sie heiter gestimmt? Was weiss man? Auch die Mordgier hat ihre Einfälle,

Lina Kanter war nicht bewusstlos, wie sie so dalag, umgeben von den übriggebliebenen fünf Kindern, die um sie herum kauerten und sie mit Augen ansahen, in denen das Entsetzen gebannt war. Aber sie konnte ~~sich~~ sich nicht rühren und ein Wort hervorbringen. Sie war eine einzige grosse Wunde, sie war nur Schmerz.

Als sie endlich den Kopf ein wenig hob, da fielen ihre Fünf über sie her und küssten sie. Sie begriff, dass diese Geschöpfe zugrunde gehen würden, wenn sie hier so liegen bliebe. Sie stand schwerfällig auf und von ihren Fünf gestützt, sah sie ~~sich~~ sich um. In einer Ecke des Zimmers lag der Kanarienvogel tot am Boden. Aber die <sup>Einrichtung</sup> der Wohnung war verschont geblieben. Die Küche war leer. Sie erinnerte sich, dass Rebekka trotz ihrer Warnung hinausgegangen war, um etwas zu besorgen. Lina Kanter öffnete das Fenster. Es war still in den Strassen. Sie schritt mühselig und gebeugt durch das Heim, nach dem sie sich vier Jahre lang Tag und Nacht ~~geseht~~ hatte. Sie ging nun in Qual zwischen den Wänden einher, und eine dumpfe Feindseligkeit gegen alles, was sie hier umgab, schlich sich langsam in ihre Seele

Seele ein. Die Türen, die Fenster, die Bilder an den Wänden, sie hatten dem Entsetzlichen, das Geschehen war, zugesehen. Sie waren stumm geblieben und hingen ruhig wie zuvor. Dass alles nicht berstete und brach und in einen Trümmerhaufen zusammenfiel! Und diese weichen seidene Möbel, von denen sie jeden Morgen mit eigener Hand den Staub abgenommen, und die Blumen auf den Fensterbrettern, die sie mütterlich gepflegt! Aus ihrem Herzen hatte sie all diesen Dingen gegeben, und sie hatten geschwiegen, als man ihr das grauenhafte Leid angetan. Dass die Straße den Schritt der Mörder ertragen und die Bäume ihnen geduftet wie auch ihr. Dass sie das alles geliebt und gepriesen hatte! Und die Menschen um sie her! Der alte Fischhändler im Hause, die Wäscherin auf dem Hofe und der Bäcker drüben! Was hatten sie für sie getan, als sie in Not war? Für sie, die sich vier Jahre lang Tag und Nacht nach ihnen geseht hatte! Verraten und beschimpft war sie. Sie sank in die Knie. Es schien ihr, als wäre sie gewandert tausende von Jahren und erlitten hätte tausendfachen Tod. Sie streckte hilflos die Hände empor und betete in ihrer tiefen Not.

" Gott, Barmherziger! Führe uns heim, dass wir ausruhen! Wir sind müde vom Wandern! Gieb uns ein Stück Erde, dass wir an ihr wurzeln wie Bäume und Kraft zum Leben aus ihr saugen! Hilf uns, Barmherziger!"

---

Wetter  
Märchen!

## Die Vase.

Märchen von Clara Michelson.

Ein Krieger hatte in einer Schlacht dem König das Leben gerettet. Dieser liess ihn zu sich kommen und überreichte ihm zum Dank eine wunderschöne ~~kristallene~~ kristallene Vase. "Gieb gut acht auf sie," sagte er. "Sie ist leicht zerbrechlich, aber es ist keine gewöhnliche Vase. Ich habe sie von einem morgenländischen König geschenkt bekommen."

Der Krieger war über die Gabe hochbeglückt und versprach sie in höchsten Ehren zu halten. Vorsichtig trug er sie in seinen grossen groben Händen nachhause und stellte sie ~~es~~<sup>an</sup> den besten Platz. Da sah er erst, wie schön sie war. Durchsichtig zarte, grünliche Weinblätter umrankten lieblich den Hals und den feingewölbten Leib, der an einer Seite eine rotgoldene schimmernde Rebe trug.

Der Krieger gewann die Vase lieb, als wäre sie ein lebendiges Geschöpf. Sein öder Raum kam ihm wie verwandelt vor, seitdem sie da war. Ihre Zartheit bewegte den rauhen Mann wie nichts bisher. Er, der gewöhnt war, alles fest und derb anzufassen, hielt an sich, wenn er sie berührte, als könnte er ihr mit seiner gewaltigen <sup>Kraft</sup> wehe tun oder sie zerdrücken. In sein dunkles, vom Niederschlagen und Rauben verhärtetes Kriegergemüt stahl sich ein lichter Strahl von Wärme und reiner Freude.

Aber immerhin geschah es, dass er eines Nachts mit Waffenbrüdern von einem Beutezug heimkehrte und in guter Laune ein Gelage veranstaltete. Sie assen und tranken weit über Hunger und Durst und sangen wilde Lieder. Dann holten sie die Beute und begannen sie zu teilen. Dabei gerieten sie bald in Streit, der in eine Prügelei überging. Es gab grimmige Schläge und hässliche Worte. Ohrfeigen knallten, und Blutstropfen spritzten umher. Und ein Blutstropfen fiel, ohne dass irgend jemand es beachtete, auf die schöne schimmernde Vase.

Die Waffenbrüder tobten noch lange, bis sie vor Müdigkeit umfielen und

einschliefen.

Als unser Kr<sup>ie</sup>ger sich tüchtig ausgeschlafen hatte und wieder zu sich gekommen war, sah er sich nach seiner Vase um. Aber er erschrak, wie er sie erblickte. Sie hatte ihren wunderbaren, grünlich rotgoldenen Schimmer verloren und war eine gewöhnliche Vase geworden.

"Sie ist verdorben," sagte er. "Ihre Schönheit hat nicht lange angehalten. Der König hätte mir für meine Dienste etwas Besseres schenken können."

Er stellte sie in einen Winkel und kümmerte sich nicht mehr um sie.

Am ~~einen~~<sup>zweiten</sup> Morgens kam der König vorbeigeritten, hielt an und trat ~~unter~~<sup>entgegen</sup> ~~in die Augen~~<sup>blinzelnd</sup> zu ihm ein. Er hatte erwartet, dass ihm die Vase gleich ~~fallen~~<sup>in die Augen</sup> würde und war erstaunt sie nicht zu sehen. Endlich entdeckte er sie in ihrem Winkel glanzlos, ~~und~~<sup>mit</sup> dunkel und Spinnweb bedeckt.

II Ein furchtbarer Zorn über solche Nichtachtung packte ihn. "So behandelst du deines Königs Gabe?" rief er. "Lieber soll sie in Trümmer gehen, als so unwürdig behandelt werden."

Bei diesen Worten ergriff er die Vase, stürzte mit ihr ins Freie ~~hin~~<sup>hin</sup> und schleuderte sie mit solcher Wucht ~~nieder~~<sup>nieder</sup>, dass sie in Staub zerfiel. Doch bevor sie ~~zerschmettert~~<sup>sich</sup> wurde ~~und sich mit dem Staub~~<sup>mit</sup> der Erde vermengte, erstrahlte sie einen Herzschlag lang in ihrem alten herrlichen Glanze.

Der Kr<sup>ie</sup>ger war aufs tiefste ergriffen. Ihm war, als hätte er ein grosses Glück in Händen gehabt und durch eigene Schuld verloren.

"Ich bin ihrer nicht wert gewesen," sagte er zum König. "Jetzt ist es zu spät, um gut zu machen."

Eine grosse Traurigkeit kam über ihn. Das Kriegshandwerk, das sein ganzes Wesen erfüllt hatte, gefiel ihm nicht mehr. Seitdem er selbst Schmerz empfunden, hatte er ~~einen~~ Sinn dafür bekommen, was es ~~war~~<sup>hies</sup>, einem andern Geschöpf Leid anzutun. Er mochte nicht mehr sein Tagewerk darin sehen, über Menschen herzufallen, sie niederzuschlagen und zu berauben. ~~Er~~<sup>ja</sup> wunderte sich ~~sogar~~, dass eine solche Tätigkeit überhaupt als etwas Rühmliches und Ehrenhaftes gelten

konnte und auch ihm selbst als etwas Gutes erschienen war. Er empfand ~~eine~~ <sup>eine</sup> Sehnsucht anders und besser zu leben, aber er wusste nicht, wohin zu gehen, und was anzufangen.

Seine Unruhe trieb ihn oft an die Stelle, wo der Staub der Vase sich mit der dunklen Erde ~~gemischt~~ <sup>gemengt</sup> hatte, als könnte von ~~da~~ <sup>dort her</sup> irgend etwas kommen, was ihm Frieden ~~bringen würde~~ <sup>brächte</sup>. Er sass da stundenlang bewegungslos und überliess sich seiner Trauer. ~~Da~~ Der grosse starke Mann schämte sich nicht zu weinen und liess seine Tränen auf die geliebte Erde fallen.

Eines Tages, wie er hinbrütete, ohne Lust zu irgend einer Arbeit zu haben, sah er etwas Grünes aus dem Boden spriessen. Es wurde grösser, seine Blättchen entfalteteten sich und siehe! es war ein Weinstock.

Der Krieger hegte und pflegte das Pflänzlein, als wäre es sein Kind. Es war mit einem Male etwas da, das die Leere in seinem Gemüt ausfüllte.

Der Weinstock wuchs und wurde stark und gross. Er bekam Trauben, die rund waren, wie die Tränen des Kriegers, und als es Herbst wurde, färbten sich die ~~R~~ Reben goldenrot und wurden wundervoll saftig, und der ganze Weinstock schimmerte aus der Ferne grün und goldenrot, wie die Vase gewesen war.

Der Krieger hatte ~~solch eine~~ <sup>so grosse</sup> Freude an ihm, dass er anfang den Boden rings umher urbar zu machen und die Samen seiner Trauben ~~hinzusäen~~ <sup>hinzusäen</sup>. Bald spross ~~ein~~ <sup>gros-</sup> Weinstock ~~nach dem anderen~~ <sup>auf Weinstock</sup> aus der Erde hervor, und bald war es ein ~~wei-~~ <sup>gros-</sup>ter grüner goldenroter Weinberg, der weit über das Land hinleuchtete. Und wer ihn sah, der hatte seine Augenweide daran, und dem wurde das Herz fröhlich,

Finstere Wolken den Himmel umsäumen, Duster ist's ringsum und trüb.

Finstere Wolken den Himmel umsäumen,  
Duster ist's ringsum und trüb.  
Klage erklingt in entblätterten Bäumen.  
Schlafe nur weiter, mein Lieb!  
Sorgenlos schwelge in fröhlichen Träumen,  
Fliehe der Wirklichkeit Qual.  
Träume beglückende,  
Träume entrückende  
Giebt's nur einmal.

Glücklich, wer schläft und bei herbstlicher Kühle  
Träumt von lenzlicher Pracht.

Jesus hat mich aufgefaßt, wie ich  
über Fleisch war, wie ich nicht  
bei ihm <sup>noch</sup> Fleisch war. Das  
~~die Hand dieses Mannes~~ hat mich  
wohl nicht, dieser feige alte Mann  
daß ich nicht mehr über und die  
Kreuzen meinte. Ich das Vor der  
Liebe, daß <sup>noch</sup> das Gleiche, daß ich  
ein Traub auf mich ausübte.



## L'ARBRE ET L'OISEAU.

Conte de Claire Michelson.

Le souffle du vent dispersait les graines ailées loin au dessus de la terre et des eaux.

Les semences tombaient sur des champs fertiles, dans la rivière ou sur la froide pierre. L'une des graines s'égara sur une haute falaise surplombant un insondable précipice.

Le vent avait déjà porté des graines dans ce lieu désolé. Elles s'y étaient perdues. Aucune vie n'était sortie d'elles. Mais cette graine-là prospéra.

De fines racines s'enfoncèrent dans la terre ingrate et en aspirèrent la sève, de verts bourgeons parurent, toute la plante respirait avidement. Un arbre naissait et défendait passionnément sa vie.

Des tempêtes ~~l'assaillaient~~ <sup>l'assaillaient</sup> de tout côté, ébranlant sa cime et tiraillant ses racines. L'arbre ne se rendait pas. C'était une lutte dure et acharnée.

Il ne pouvait lever fièrement la tête vers le ciel comme les autres arbres. Il devait se courber <sup>pour</sup> ~~per~~ ne pas être brisé, et son tronc et ses branches devinrent courts et noueux.

Mais plus pénible encore que la lutte avec l'ouragan devint sa solitude. L'abîme seul s'offrait à ses yeux, aucun papillon, pas une abeille ne venait se balancer sur ses feuilles.

L'arbre de la falaise menait une triste existence.

Il advint un jour qu'un oiseau migrateur égaré, vola au dessus du précipice. Il le franchit péniblement, les ailes lourdes de fatigue, et se laissa tomber sur une branche de l'arbre solitaire.



## Der Baum und der Vogel.

Märchen von

Clara Michelson.

Wind wirbelte geflügelten Samen auf, und wehte ihn weit über Land und Wasser hin. Die Samenkörnlein fielen hier auf fruchtbare Ebene, da in den ~~Ri~~ Fluss, dort auf harten Stein. Eines blieb liegen hoch oben auf einem Felsenriff dicht am Rande eines weiten tiefen Abgrundes. Sicher hatte der Wind schon Samen hergeweht. Aber er war untergegangen. Kein Leben war aus ihm geworden. Doch aus diesem Samenkorn keimte Leben. Feine Wurzelfäden drangen in Felsritzen ein, hielten die dürftige Erde fest und sogen an ihrem kärglichen Saft. Grüne Sprossen schossen empor und atmeten gierig. Ein Baum war entstanden, und leidenschaftlich schuf er sich ein Dasein. Stürme bliesen von allen <sup>Seiten</sup> ~~her~~, ~~füt-~~telten an seinem Stamm und zerrten an seinen Wurzeln. Der Baum gab nicht nach, und es wurde für ihn ein unaufhörlicher Kampf auf Leben und Tod. Er konnte ~~n~~ nicht ruhig seine Krone dem Himmel entgegenstrecken wie andere Bäume. Er musste un-~~aus-~~gesetzt sich niederbeugen, um nicht zerbrochen zu werden, und sein Stamm und seine Zweige wurden kurz und knorrig.

Ein schweres und mühevolleres Dasein hatte der Baum auf dem Felsenriff. Doch das Furchtbarste war seine Einsamkeit. Sein Samen verwehte über dem Abgrund. Kein Schmetterling, keine Biene kam, um auf seinen Blüten zu schaukeln. Er wuchs allein in einer Welt, die gegen ihn war.

Da kam eines Tages ein Vogel über den Abgrund hergeflogen. Es war ein Zugvogel, der, hinter dem Schwarm zurückgeblieben, sich verirrt hatte. Er flog über dem Abgrund mit schwerem Flügelschlag und liess sich auf den Zweigen des Baumes nieder.

"Ich habe den Weg verloren," sagte der Vogel. "Welch ein Glück einen grünen Baum dicht am Abgrund zu finden. Ich wäre vor Müdigkeit hinabgestürzt, wenn ich dich nicht bemerkt hätte. Dein Anblick gab mir Kraft, und so konnte ich mich noch bis zu dir hintragen."

Der Vogel hielt Rast auf dem Baume <sup>erlangte</sup> und ~~kehrte~~ seine Kräfte ~~kehrte~~ wieder.

"Bleibe bei mir, bleibe bei mir," bat der Baum. "Ich bin so einsam."

" Ich kann nicht", erwiderte der Vogel. " Ich muss fort. Ich muss ziehen. Es ist stärker als ich. Ich muss ~~ixxx~~ ziehen und weiss nicht wohin. Ich habe den Weg verloren. Aber es ist keine Ruhe in mir. Ich will dich nie vergessen, du Baum am Abgründ, und werde zu dir wiederkehren."

Ehe er davonflog, sang er ihm ein Lied zum Dank, ein herrliches Lied, wie der Baum es nie gehört, und das, vom vielfältigen Echo wiedergegeben, weithin zwischen den Felsen erklang.

Dann flog der Vogel fort, und der Baum wartete und wartete, dass <sup>er</sup> wiederkehr~~e~~. Aber der Vogel kehrte nie wieder, und es kam auch kein anderer. Doch im Baume~~k~~lang das Lied nach, das der Vogel ihm gesungen, von der grossen Tat, mitzuwirken am Leben, es zu tragen, wohin immer es sei, selbst bis an den Rand <sup>des</sup> Abgrundes und sich da zu halten trotz Sturmes und steinigem Bodens. Das Lied des Vogels klang in ihm, und er fühlte sich nicht mehr einsam.

## D A S W E I D E N B Ä U M C H E N .

Märchen von Cläre Michelsen.

So weit die kleine Sylva zurückdenken konnte, standen Blumentöpfe auf schmalen grünen Brettern dem ganzen Balkongitter entlang. Einige unter ihnen hatte sie wohl selbst grossgezogen, mehrere hatte sie geschenkt bekommen, aber die meisten waren schon vorhanden gewesen. Es war des kleinen Mädchens Blumenreich.

König war der gewaltige Kaktus. Er sah streng und unnahbar mit seinen harten langen Blättern aus, deren jedes in einen braunen spitzen Dorn auslief. Die Königin stand dicht neben ihm. Es war das liebliche Frauenhaar, eine Art Farn aus dem Urwald. Im Gegensatz zum starren, mit Dornen und Häkchen bewaffneten König war es zart, weich und schmiegsam. Natürlich nannte Sylva nur im Scherz diese beiden Pflanzen König und Königin, denn sie hatte alle ihre Blumen gleich lieb und freute sich an jedem neuen Blättchen, an jeder Knospe und Blüte. So lebten die Pflanzen friedlich nebeneinander und gediehen unter der sorgsamten Pflege.

Eines Tages kam Vater aus Norderney zurück und brachte seiner Sylva ein kleines Weidenbäumchen mit, das er eigenhändig mit allen Wurzeln aus der Erde genommen.

"Da habt ihr einen neuen Kameraden," sagte das Mädchen, als es das Weidenbäumchen, in frische Topferde gepflanzt, zwischen sie stellte. "Es kommt direkt vom Strande Norderneys und kann gewiss viel Schönes erzählen."

Als Sylva fortgegangen war, fragte der Kaktus, der ihren Scherz für bare Münze nahm und sich wirklich für den König dieses Blumenreiches hielt, den

kleinen Weidenbaum herablassend, ob es am Inselstrande auch so viel Sonne und frische Luft gäbe wie hier auf dem Hofe.

Der kleine Weidenbaum antwortete nicht. Ein furchtbares Heimweh quälte ihn. Er war gewohnt an bewegte freie Meeresluft voll herber Düfte, an salzigen Sandboden. Er empfand eine schmerzhaft Sehnucht nach seiner Verwandtschaft nach der grossen Sippe der Weiden, die die Insel beherrschte, nach dem herrlichen frohen Leben auf Norderney. Der Balkon, auf dem er nun, in einen irdenen Topf gepflanzt, leben musste, ging auf einen engen Hof hinaus, der den Stadtbewohnern geräumig erscheinen mochte; ihm aber, der an weite Horizonte gewöhnt war, kam er eng, dumpf und geräuschvoll vor. Ihm war, als würde er hier in Staub und Schmutz und üblen Küchengerüchen untergehen.

"Wie könnt ihr es aushalten?" brachte er mühsam hervor.

"Hier ist es schön," erwiderte sanft das Frauenhaar. "Du bist noch fremd. Doch du wirst dich ganz sicher gewöhnen. Glaube es mir, lieber kleiner Weidenbaum. Wir haben es sehr gut und können uns über nichts beklagen. Sylva pflegt uns liebevoll. Sieh dich nur ein wenig um. Wie sehen die Topfpflanzen auf den andern Balkonen aus? Lange nicht so blühend wie bei uns! Nein, du kannst schon zufrieden sein, dass du zu uns gekommen bist."

Allein der kleine Weidenbaum gewöhnte sich nicht. Er dachte nur an Norderney und stellte sich vor, wie es dort um dieselbe Zeit sein müsste.

"Wie ~~ihx~~ könnt ihr nur in dieser öden Gleichförmigkeit dahinleben?" flüsterte er. "Das nennt ihr gute Luft, was in dem Hofe ist? Ich fühle keine gute Luft. Ich fühle nur Staub und Schmutz. Jeden Morgen wird einem allerhand Unrat aus sämtlichen Etagenfenstern auf den Kopf geschüttet. Und dann das ewige Schwatzen ringsumher! Und die heiseren Töne der Lautsprecher und das Geklimper auf schlechten Klavieren! Wisst ihr denn, was Musik ist? Habt ihr schon einmal in euerem Leben das Meer rauschen hören? Nein, ihr wisst es nicht. Ihr wisst nicht, was Musik ist. Ihr wisst über-

haupt nicht, was wahres Leben ist. "Stumpf und mutlos seid ihr geworden."

"Mach dich nicht so wichtig, du Weidenbaum aus Norderney," unterbrach ihn der Kaktus. "Es wird nicht lange dauern, da wirst du das Leben an meinem Hofe so angenehm finden, wie wir alle, und wirst begreifen, dass die Lebensweise einer wohlgepflegten Topfpflanze eben eine andere ist als die eines wilden Strandbaumes."

Die Zurechtweisung machte auf das Weidenbäumchen keinen Eindruck.

"Ich will euch von Norderney erzählen," redete er weiter, ohne den König

zu beachten. "Das ist eine Insel oben im Meere. Und jetzt ist dort Früh-

ling. Die Weidenknospen brechen auf und werden zu silbergrauen Kätzchen.

Dann färben sie sich braun und schwefelgelb und bedecken so dicht die Zweige,

dass man die jungen grünen Blättchen fast garnicht sieht. Welch ein Le-

ben ist dann in den Weiden! Die Kätzchen strecken ihre gelben Staubbeutel

vor und die mächtigen Honigdrüsen zeigen einen köstlichen glänzenden Tropfen.

"Kommt, kommt," rufen die Weiden, "kommt, Wespen, Bienen, geflügelten Käfer!

Kommt, kommt! Kostet unseren Nektar! So gut schmeckt nichts auf Norderney."

Und die Bienen und Wespen, Käfer und Schmetterlinge lassen es sich nicht

zweimal sagen. Von allen Seiten kommen sie geflogen, schaukeln sich auf

Staubbeutel und Griffel, klettern an <sup>den</sup> Kätzchen entlang von oben bis unten

und schlürfen vom Nektar, bis sie nicht mehr können. Trunken und blütenstaub-

beladen schwirren sie weiter und bringen Liebesgrüsse von Blüte zu Blüte.

Dann wächst Samen an den Kätzchen, weisser geflügelter federleichter Samen.

Der Wind spielt mit ihm, hebt ihn hoch und wirbelt ihn herum. Die ganze

Luft ist voll von unserem weissen Samen, und das Land ist wie in einem

Hochzeitskleid. Welch ein Leben! Welch ein frohes ereignisvolles Leben!"

So erzählte der kleine Weidenbaum von dem Leben, das seine Sippe auf der

Insel führte, und er fragte garnicht darnach, ob die Topfpflanzen ihn auch

hören wollten. Und sie, denen der Hof bisher gut gefallen hatte, die beinahe

jeden Menschen kannten, der da kam und ging und sprach und sang, begannen ein Unbehagen zu empfinden. Es fing ihnen auch an zu scheinen, der Hof wäre eng und dumpf und voller Lärm und Staub. Und wenn das kleine Mädchen morgens vor dem Schulgang mit der Giesskanne kam, war es ihnen keine Freude mehr wie früher.

Obgleich nicht eine einzige dieser Topfpflanzen in ihrer Urheimat gewesen war, denn sie waren zumeist Stecklinge von Stecklingen, erwachte auch in ihnen unter dem Eindruck von des Weidenbäumchens leidenschaftlichem Heimweh eine dunkle Sehnsucht, eine dem Gedächtnis entschwundene, aber in den Blumenkörpern geheimnisvoll ruhende, schmerzlich süsse Erinnerung an ein anderes Leben vor dem Leben in irdenen Töpfen, in schwülen Treibhäusern und engen Höfen. Und während der kleine Weidenbaum von seiner geliebten Insel sprach, aus der man ihn erst unlängst herausgerissen, so dass er noch mit allen Fibern seines Wesens sich mit ihr verbunden fühlte, tauchte in ihnen, wie im Traume, allerhand unzusammenhängendes Gebild auf und machte sie unlustig und unzufrieden.

Der Oleander, der jahrelang gleichmütig auf dem Balkon gestanden war, wurde unruhig nach dem Urwald Indiens, nach der schwülen, von warmer Feuchtigkeit gesättigten Luft, nach den Regenschauern, die wie schäumende Wasserfälle vom Himmel niederrauschten, nach den grossen, zackig geflügelten Schmetterlingen, die sich auf den roten Oleanderblüten schaukelten und Blütenstaub zur Oleanderbraut trugen, nach dem Stampfen der Elefanten und wilden Büffel, die an den Fluss hinunter zur Tränke eilten, nach dem Schrei der Nachtvögel und Kreischen der Affen. Alles dies erwachte in dunklen Tiefen der Oleanderseele und störte seinen inneren Frieden.

Ja selbst der harte, mit Häkchen und Dornen bewaffnete Kaktus, dieser stolze Scheinkönig, der seine Waffen hier auf dem Balkon gegen niemand gebrauchen konnte, - selbst er wurde von der allgemeinen Unruhe ergriffen.



Er träumte verworren von dem Lichtmeer Mexikos, neben dem der Tag hier fahl und kalt war, von der ewigen Frühlingsmilde, die dort herrschte, von dem Passatwinde, der befruchtenden Regen brachte, von den Riesen-eichen, um die sich Palmen wanden, wie hier der arme Efeu um die Stäbe des Balkongitters, von Stachelschweinen und Gürteltieren, die ihr Wesen trieben, - und vom Mutterboden Mexikos, den kein Spezialkakteendünger ersetzen konnte.

Und der kleine Weidenbaum hörte nicht auf zu reden und nagte und rüttelte an Ruhe und Frieden von Sylvas stillem Blumenreiche.

Eine gespannte Stimmung von Unzufriedenheit und Auflehnung entstand auf dem Balkon, und es war dem Weidenbäumchen eine Wollust das gleichmässige Dahinleben zu stören und das geheime Feuer der Empörung zu schüren.

Wenn der Nordwind bliess, wurde ihm wohler zu Mute. Er ~~sag~~<sup>zog er</sup> gierig die kühle Salzlucht mit dem vertrauten Jodgeruch ein und fühlte sich gekräftigt. Doch wenn der Föhn kam mit seiner unerträglich schwülen Wüstenluft, dann wurde er krank. Seine Blätter wurden schlaff und welk.

"Ach wir Bäume, wir armen Bäume," stöhnte er. "Dass wir so an unseren Platz gefesselt sind und keinen Schritt machen können weder vorwärts noch rückwärts!"

Er beneidete die Menschen und Tiere, die gingen und kamen. Er beneidete die Vögel, die am Dachfirst ihr Nest hatten. Ja er beneidete die kleinen Goldfische im Wasserkasten auf dem Balkon, obgleich sie doch eigentlich ein Leben führten wie er im Blumentopfe, auch losgelöst von der fernen Heimat und im engen Wasserkasten gefangen.

"Hier ist kein Leben! Hier ist der Tod!" klagte er.

"Hier ist kein Leben!" wiederholte der Oleander.

"Hier ist kein Leben!" rief mit feiner Stimme das Alpenveilchen, das bisher still und bescheiden in seinem Winkel gestanden.

" Der Kaktus hält sich doch für unseren König. So soll er uns retten! So soll er uns hinausführen!" fügte es höhnisch hinzu.

Die Topfpflanzen fuhren auf. Es wirkte besonders aufreizend, dass das harmlose und friedfertige Alpenveilchen auch mittat.

" Es ist wahr!" schrillte die gelbe Nelke und wurde vor Heftigkeit zinnoberfarben. " Nur der Kaktus ist an allem schuld. Er hat es nicht zulassen sollen."

Nun schrien alle Topfpflanzen durcheinander.

" Er ist schuld, dass wir hier sind! Er ist schuld, dass wir verschmachten! Er ist schuld! Er ist schuld!"

Welche Erleichterung seinen Zorn an jemand auslassen zu können!

" Führe uns hinaus, König Kaktus! Gieb uns die Freiheit wieder! Wir wollen nicht länger Topfpflanzen sein! Wir wollen freie Bäume werden, blühen in voller Lust und Früchte tragen! Wir wollen nicht länger in diesem Hofe leben, wo Teppiche geklopft werden, wo Unrat auf den Kopf gestreut, wo den ganzen Tag geschwätzt wird. Führe uns hinaus, König Kaktus! Die Freiheit! Die Freiheit!"

Der Kaktus antwortete nicht. Der Schmerz der Demütigung und ungerechten Beschuldigung quälte ihn nun auch noch neben dem brennenden Heimweh, an dem er litt wie sie alle. Doch das Frauenhaar, das ihn wahrhaft liebte und um sein Wohl besorgt war, suchte die Tobenden zu beschwichtigen.

"Nehmt Vernunft an! Was kann der Kaktus dafür? Er ist eine Topfpflanze grad so wie ihr! Und kann keinen Schritt tun. Nehmt Vernunft an!"

Allein niemand hörte auf sie, und sie schrien weiter:

" König Kaktus, führe uns hinaus! Du bist an allem schuld!"

Das Alpenveilchen - wer hätt's wohl je von ihm gedacht - dichtete rasch einen Spottvers und sang ~~ausxygkkanxKaisx~~ mit heller Kehle:

" Was ist ein König in einem Topf?

Das ist ja nur ein armer Tropf!"

Der Vers gefiel ihnen gut. Es war neue Erleichterung aus vollem Halse hinausschmettern zu können:

" Was ist ein König in einem Topf?

Das ist ja nur ein armer Tropf!"

In der Nacht kam der Frühlingssturm vom hohen Norden dahergesaust. Er gebärdete sich dieses Mal wie toll. Er schleuderte Schieferplatten von den Dächern, riss Strassenschilder ab, fegte Schutthaufen auseinander, peitschte Regenpfützen auf. Er piff und sang in den Schornsteinen, er klapperte mit den Fensterläden, er heulte in den engen Gassen.

Trotzdem hielt er inne, als er den wüsten Tumult auf dem Balkon hörte.

" Was ist hier los?" schrie er erstaunt.

" Nordwind, lieber Nordwind," rief das Weidenbäumchen. "Du kennst mich sicher noch von Norderney her, Höre mich an!"

Wie sollte der Nordwind alle kleinen Weidenbäume kennen, die auf seinem Wege wuchsen? Aber er liebte die Weiden ganz besonders. Es war lustig mit ihren biegsamen Zweigen und ihrem weissen geflügelten Samen zu spielen.

" Was willst du, kleiner Weidenbaum?"

" Ach lieber Nordwind, wir haben Heimweh. Wir halten es nicht länger aus. Nimm uns in deine Arme und trage uns hinweg von hier!"

Und die andern Topfpflanzen baten auch:

" In den Urwald!"

" In die Berge!"

" In die Steppe!"

" In den Garten!"

" An das Meer!"

Der Nordwind verstand kein Wort, weil sie alle gleichzeitig schrien. Er begriff nur, dass sie vom Hofe fort wollten, und er hatte auch keine Zeit sich da lange aufzuhalten. Er bliess seine Backen auf und hob sie alle hoch.

Doch sie waren schwer in ihren mit Erde gefüllten Töpfen, und klik-klak klik-klak fielen sie nacheinander auf den Asphalt des Hofes nieder. Nur das Weidenbäumchen, das lose in seiner Topferde sass, klammerte sich, so fest es konnte, an den langen hellen Bart und die breite Brust des Nordwindes und blieb an ihm hängen, als Topf und Erde niedersausten. Es kam zwar nicht auf seine Insel zurück, aber immerhin an einen Strand der Nordsee, wo auch viel Weiden wuchsen. Da sog es sich mit seinen Wurzeln leidenschaftlich in den salzigen Sandboden ein und atmete die frische bewegte Meeresluft mit dem scharfen Jodgeruch. Es wuchs zusehends und wurde bald ein schöner starker Baum, mit dem die Winde spielten. Wenn der Frühling kam, streute er viel weissen Samen über das Land, und er lebte überhaupt ein mutiges und tätiges Weidenbaumleben. Die andern Topfpflanzen aber, die der Nordwind hatte fallen lassen, lagen zerbrochen und schmutzig auf dem Hofe umher, bis die kleine Sylva kam, eine nach der andern auflas und nachhause brachte. Sie wurden sorgfältig beschnitten, gesäubert und in neue Töpfe gepflanzt. "Oh der böse Sturm!" sagte das kleine Mädchen mitleidig. "Was hat er euch angetan! Und mein liebes Weidenbäumchen ist verloren." Die Topfpflanzen sahen in der ersten Zeit ein wenig kläglich aus. Doch sie erholten sich schnell unter der guten Pflege, und begriffen bald selbst nicht, warum sie sich in das schreckliche Abenteuer gestürzt und von einem thörichten kleinen Weidenbaum hatten aufhetzen lassen. Sie suchten daran nicht zurückzudenken, waren wie vorher mit ihrem stillen gesicherten Topfpflanzenleben zufrieden und wünschten sich kein anderes.

AR 25196

1/14

CLARA MICHELSON COLLECTION

Archiever

1/14 manuscripts, undated (one dated in 1923)

## Gedanken auf dem Friedhof.

Zahllos schlauke Steine ragen aus dem Sande,  
Thunne kühle Zeichen schon vergang'nen Lebens.  
Schlauke Steine, grauer Sand und gelbe Blätter  
Sind die einz'ge Spur so manchen heissen Strebers.

Traurig fährt der Wind durch nackte Bäume,  
Langsam tropft es von dem Himmel nieder,  
Und der Wind, die Tropfen und die Bäume  
Geben meinen Fragen keine Antwort wieder.

Sagt, wo weilt Ihr, Schwesern - Ihr und Brüder,  
Die Ihr seid verscharrt in kaltem weissen Limmen?  
Soll man jauchzen oder um Euch klagen?  
Sagt, was kann man durch den Tod gewinnen?

Ist denn unser Leben nur ein Sterben?  
Sicht, ich leg' mein Ohr an Euer Steine,  
Harr' mit bangem Herzen Eurer Antwort.....  
Doch Ihr schweiget.... Ich werde still und weine....

Bascheknd fährt der Wind durch gelbe Blätter,  
Kieck' mich leise auf aus tiefem Limmen,  
Und ich seh' in weiter Ferne ragen  
Der Lebend' gen hohe Türm' und Limmen.

Leb denn wohl, Du Reich voll slummer Rätsel,  
Länger mag ich nicht bei Euch verharren,  
Nieder an das Leben stell' ich meine Fragen,  
Bis sie mich einst auch im Sand' verscharren.

Clara Michelson

Gedanken auf dem Friedhof.

Zahllos schlauke Steine ragen aus dem Sande,  
Thunne kühle Zeichen schon vergang'ner Lebens.  
Schlauke Steine, grauer Sand und gelbe Blätter  
Sind die einz'ge Spur so mancher heissen Strebers.

Traurig fährt der Wind durch nackte Bäume,  
Langsam tropft es von dem Himmel nieder,  
Und der Wind, die Tropfen und die Bäume  
Geben meinen Fragen keine Antwort wieder.

Sagt, wo weilt Ihr, Schwestern, Ihr und Brüder,  
Die Ihr seid verscharrt in kaltem weissen Limmen?  
Soll man jauchzen oder um Euch klagen?  
Sagt, was kann man durch den Tod gewinnen?

Ist denn unser Leben nur ein Herben?  
Sagt, ich leg' mein Ohr an Eurer Steine,  
Harr' mit bangem Herzen Beserer Antwort.....  
Doch Ihr schweiget..... Ich werde still und weine.....

Baschelnd fährt der Wind durch gelbe Blätter,  
Weckt mich leise auf aus tiefem Limmen,  
Und ich seh' in weiter Ferne ragen  
Der Lebend'ger hohe Türme' und Limmen.

Leb' denn wohl, Ihr Reich voll slummer Rätsel,  
Länger mag ich nicht bei Euch verharren,  
Nieder an das Leben stell' ich meine Fragen,  
Bis sie mich einst auch im Sand' verscharren.

Clara Michelson

Second Intentional Exposure

VOM BLOCKHAUS  
ZUM WOLKENKRATZER



*Eine Studie über amerikanische Architektur und Zivilisation*

von

LEWIS MUMFORD

Deutsch von Margarete Mauthner

\*

*Mit 25 Abbildungstafeln. In Ganzleinen M 9.—*

*Zu beziehen durch jede Buchhandlung*

\*

BRUNO CASSIRER VERLAG · BERLIN



Die großartigen Leistungen der amerikanischen Architektur haben in den letzten Jahren mehr und mehr das Interesse Europas auf sich gezogen. Zum ersten Male wird hier nun eine zusammenfassende Darstellung vorgelegt, die in knappem Umriß den geschichtlichen Werdegang der amerikanischen Architektur vom Blockhaus zum Wolkenkratzer, von den ersten Anfängen der dörflich-kolonialen Ansiedlung bis zu den vielgestaltigen Gebäuden der modernen Großstadt mit ihren neuartigen Bautypen und Großkonstruktionen schildert. Indem das Werden der amerikanischen Architektur durch die verschiedenen Epochen ihres geschichtlichen Wachstums verfolgt und im Zusammenhang mit der Entwicklung der amerikanischen Zivilisation behandelt wird, gibt das Buch ein Stück amerikanischer Geistesgeschichte, das anschaulicher und lebendiger, als es eine weitschweifige Baugeschichte mit der trockenen Aneinanderreihung von Namen und Zahlen vermöchte, die treibenden Kräfte der Entwicklung aufzeigt.

Das Buch ist Geschichte und Kritik zugleich. Es zeigt die fördernden und hemmenden Einflüsse, die durch den Übergang vom Handwerk zu industriellen Herstellungsverfahren, durch die Einführung der Maschine, durch neue Baustoffe und Konstruktionen auf das Bauwesen ausgeübt worden sind. Und indem es die mannigfachen Beziehungen aufdeckt, die zwischen dem Wandel der wirtschaftlichen, technischen und sozialen Entwicklung und dem Wechsel der Formen und Kunstanschauungen bestehen, führt es mitten hinein in die Formprobleme unserer Zeit. Geschrieben von einem Amerikaner vermittelt es die amerikanischen Anschauungen zu diesen Problemen und wird dadurch doppelt interessant.

Die deutsche Ausgabe ist mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet, die typische Beispiele amerikanischer Architektur zeigen.

Frau Antonie Baum, Freiburg, d. 20. Mai 1823  
geschiedet. <sup>Wol</sup> Freytag.

In Frau ihrer Bekanntschaft wussten sich der  
Erfolg, da <sup>Prämer</sup> bei Männern hatte, nicht zu erklären.  
Ihre äussere Erscheinung fanden sie nichts reizend  
als reizvoll, und ob ihr innerer Gehalt so wertvoll  
war, dass er als Ausgleich für den Mangel an  
äusseren Reizen dienen konnte, <sup>davon</sup> bezweifelten  
sie. <sup>Man</sup> „Ach, die menschliche Seele! Wie kann sie in  
aus!“ riefen die einen, auf nichts dieses psycholo-  
gischen Phänomen.

„Was hat Erfolg bei Männern mit Seele zu tun?“  
fragten die andern, die viel Seele zu haben  
glaubten, aber keinen Erfolg hatten.

~~„Ja, Erfolg bei Männern ist keine Angelegenheit der  
Seele,“ entschied sie prämer, sich und  
andern zum Troste.~~

Dora Prämer studierte an der Universität

National-Ökonomie, <sup>größten teils</sup> hatte ~~aber nicht~~ Vorlesungen  
über Philosophie und Littérature. Sie war klein  
<sup>ziemlich merklich</sup> etwas schief, hatte sehr grosse schwarze Haare, lebhaft  
dunkle Augen, einen grossen Mund und wasser  
Föhnen. Kübisch war sie nicht. Ihre Füße waren  
sehr feine, hoch sehr mässig. Sie hatte die Gewohnheit  
viel und laut über alles Mögliche zu lachen,  
auch über Dinge, die in keiner Weise ~~heiter~~  
oder komisch waren. ~~Der~~ Frauen ging dies  
fortwährende girende Lachen auf die Nerven.  
<sup>Ich</sup> Aber die Männer <sup>hören</sup> lachte wohl irgendwie <sup>für</sup> reinig.  
Lachen, die etwas schiefe Gestalt, die Frauen  
schwarzen Haare <sup>und</sup> die lebhaften dunklen Augen.  
~~und das Wort nicht allein.~~  
Dora Krüger war schon in Anspruch  
genommen: zu Otern musste sie nach Dresden,  
da wartete ein Freund auf sie, der Spinoza  
mit ihr zusammen lernen wollte, und zu

Spinoza sollte sie nach Gießen <sup>so</sup> ~~zu~~ <sup>andere Frauen</sup> ~~den~~  
seiner Arbeit nicht beenden konnte, ~~ohne~~ <sup>noch</sup> ~~mit~~ ihr  
noch einmal <sup>Gartnerei</sup> ~~das Kapitel~~ <sup>von</sup> ~~dem~~ <sup>Stato</sup>  
durch <sup>zu</sup> ~~schreiben~~ <sup>zu</sup> haben. ~~Er~~ ~~schrieb~~ ~~an~~ ~~seiner~~  
~~Doktorarbeit~~, hatte ~~ganz~~ ~~neue~~ ~~Gedanken~~ ~~über~~  
"das Götzenbild", und niemand inspirierte ihn ~~zu~~ <sup>so</sup>,  
~~wie~~ ~~diese~~ ~~Dora~~. <sup>gerade</sup> Und wie viele andere um sie  
herum, beachtete sie und liebte ~~alle~~ ihre  
Freundschaft.

Dora sagte mit Holz zu den andern Frauen: „Der  
Mensch braucht die Frau bei seinen Schöpfen.  
Sie ist es, die ~~ihm~~ <sup>ihm</sup> ~~schafft~~ ~~den~~ ~~Werkstoff~~.“ Dabei  
<sup>dachte</sup> ~~Wahrheit~~ sie natürlich, dass nur noch eine, sie sei,  
~~es~~ ~~sein~~ ~~konnte~~. Und die andern fühlten deutlich,  
dass sie es ~~meinte~~ dachte.

Drei Männer liebten Dora <sup>gleichzeitig</sup> zu gleicher Zeit.  
Selbst ~~ständig~~ <sup>es</sup> ~~waren~~ ~~es~~ ~~denn~~ ~~viel~~ ~~mehr~~,  
die Dora liebten, doch diese drei Männer <sup>war</sup>



als über die Majestät der Vahiltuise, ~~die~~  
~~ein~~ ~~keint~~ ~~mit~~ ~~ihm~~ ~~zu~~ ~~folgt~~ ~~hätte~~. ~~Den~~ ~~er~~  
seine Armut, seine Sorglosigkeit um die ~~Worte~~  
Tag, seine liebes radikalen politischen Anschauungen  
mit sich bringen würden?

Alles der dritte ~~Herzog~~ <sup>von</sup> ~~dem~~ ~~in~~ ~~Trup~~ ~~von~~  
Philosoph u. Dichter sowohl, er <sup>war</sup> ~~ein~~ ~~juris~~ ~~prudens~~  
Medicus, <sup>der</sup> ~~der~~ ~~schönste~~ ~~Doktor~~, ~~der~~ ~~schönste~~ ~~aller~~ ~~Zeiten~~  
~~der~~ ~~schönste~~ ~~aller~~ ~~Zeiten~~ ~~schönste~~. <sup>der</sup> ~~ein~~ ~~philosophischer~~  
Genius hielt man viel von der  
Originalität und dem Reichthum seiner  
Gedanken. In Gesellschaft ~~hatte~~ ~~man~~ ~~er~~ ~~war~~  
zur Felleitung, ~~zu~~ ~~dem~~ ~~schönsten~~ ~~von~~  
und <sup>hellte</sup> ~~auch~~ ~~äußerlich~~ ~~nicht~~ ~~viel~~ ~~bedeutete~~.  
Man gab es nie ~~offen~~ ~~gestanden~~ ~~zu~~ ~~ihm~~ ~~und~~  
wenigstens ihm, ~~weil~~ ~~er~~ ~~nie~~ ~~von~~ ~~seiner~~ ~~hervor-~~  
~~ragenden~~ ~~dignität~~ ~~überzeugt~~ ~~war~~.

Die Wagschale neigte sich ~~noch~~ ~~dem~~ ~~Grund~~ ~~des~~ ~~Grund~~ ~~des~~ <sup>König's</sup> <sup>Müllers</sup>  
Gewerkes. ~~Der~~ ~~die~~ ~~das~~ ~~letzte~~ ~~Entschlossen~~ ~~folgte~~  
~~nicht~~, überfiel sie eine <sup>quälende</sup> ~~stillosigkeit~~. ~~Man~~ ~~nie~~ ~~nicht~~  
~~man~~ ~~doch~~ ~~orte~~! ~~Man~~ ~~einer~~ ~~von~~ ~~den~~ ~~beiden~~ ~~an-~~  
~~dem~~ ~~der~~ ~~Welt~~ ~~vielleicht~~ ~~u.~~ ~~da~~ ~~man~~ ~~die~~ ~~Peripherie~~  
~~in~~ ~~und~~ ~~nicht~~ ~~zu~~ ~~den~~ ~~Peripherie~~ ~~von~~ ~~König's~~ ~~Müller~~  
wieke Weise um ihr Glück brühte? Was davon?  
Was davon sein? ~~Wäre~~ ~~ihre~~ ~~große~~ ~~Lebens~~ ~~zu~~ ~~den~~  
bei dieser Zeit. Ihre Gedanken verirrt sich  
niemals jenen <sup>für</sup> ~~den~~ ~~Maßstab~~ ~~der~~ ~~Beurteilung~~, ~~und~~  
sie besidete die anderen ~~Leidenschaften~~, die sich nicht  
nähe und ~~der~~ ~~eines~~ ~~Vachters~~ ~~erzählern~~ ~~und~~  
glücklich sind, dass sie <sup>den</sup> ~~ein~~ ~~haben~~, ~~und~~ ~~nie~~  
sagte sich ~~zu~~ ~~dem~~ ~~Tröst~~, ~~dass~~ ~~es~~ ~~immer~~  
keine, die auf ihrer <sup>Art</sup> ~~göttlichen~~ ~~und~~ ~~fühllichen~~  
Höhe ~~stünden~~, ~~Fehler~~ ~~an~~ ~~ihren~~ ~~Verantwortung~~ ~~richtig~~  
~~zu~~ ~~tragen~~ ~~hätten~~.  
Sie fühlte, dass sie zu keinem Entschlossen kommen  
würde und dass sie ~~niemand~~ ~~zur~~ ~~Seite~~ ~~haben~~  
Aber

müsste, du mit dieser selbstlosen Güte ihr  
hülfe nicht <sup>in</sup> der verworrenen Lage gerecht zu finden.  
und auf die sie einen Teil der Last mit sich  
~~abwälzen könnte.~~  
Abwälzen könnte.

Sie hielt Muschau, und ihr Blick blieb an ihrer  
Collegin Maria Fein haften. Da Maria Fein  
lesen die Männer, ~~das sie ihr gegenüber das~~  
~~seltsame Gefühl hätte, als wäre sie jemandem gleich~~  
~~und doch dass man ihr nie so recht zuhört~~  
~~können.~~ dass sie eine leise Sehne ihr gegenüber  
~~empfinden die sie verhielte ihn was wohl daran~~  
Lage, dass sie nun vieles besser d. Veiner sei als sie.  
Denn hätte das nicht ~~urteilen~~ wollen und ~~immer~~  
darüber ~~hoffen~~ aber beruht sie plötzlich, dass  
Maria Fein die Person war, an den man sich  
in Döhlen zu wenden hatte, dass von ihr Hilfe  
kommen könnte. — Umgeben näher und je  
näher, so wie sie es ~~haben~~ wollte  
und sie beschloß es mit ihr Freund schloß

zu halten.

Maria Fein war ein wenig verärgert, dass Jan  
ihr Person ~~plötzlich~~ ein so grosses Interesse entgegen-  
gebracht. Sie war nicht bisher häufig in Vorlesun-  
gen und zu Vorträgen bezeugt, aber meist noch ein  
paar kurze zufällige Worte auseinander gesprochen,  
denn neben Jan stand immer ein Freund, der  
unfeindlich war, dass sie mit ihm Begegnun-  
gen zu Ende sei. Aber man beruhte ~~mit~~ mit  
einem Male nicht mehr die Hauptrolle ihrer  
herabgedrückten Freunde und liess <sup>Maria</sup> sie jeder Weise  
Maria fühlen, wie sehr es ihr an <sup>einer</sup> ~~der~~ freundschaftl.  
lichen Beziehung ~~mit~~ ihr fehlte. Das  
wusste Maria Fein, die immer Gutes von allen  
Menschen dachte, immer wieder Gutes. Wohl Man-  
cher schien man Erfahrung.

Mit der Beständigkeit, die ihr eigen war,  
kam sie ein Ziel vor sich zu, dass Jan



zitternder, ihre Augen beschränker, dass  
~~man sie spürte~~, ohne man so ihre Nähe <sup>10</sup> empfand  
als berührte man sie, und sie fürchtete Marias  
stille Gegenwart nicht mehr.

Die Waagschale schwankte über ja ~~Heinrichs~~  
Grußes, und <sup>damit</sup> ~~man~~ begriff nicht mehr, ~~dass~~ <sup>ne</sup>  
sie ~~gleich~~ nicht hatte eines Bewusstseins, dass es

~~Heinrich~~ <sup>den</sup> ~~Heinrich~~ <sup>Heinrich</sup> sei, den sie lieben musste, war es doch  
das ~~Wort~~ <sup>Wort</sup> der ~~Beste~~ <sup>edelste</sup> und der ~~Beste~~ <sup>Beste</sup> ~~von~~ <sup>von</sup> ~~den~~ <sup>den</sup>  
denn.

Auch war es es, daß sie aus ~~stärksten~~  
~~ihre~~ <sup>ihre</sup> ~~Wurzeln~~ <sup>Wurzeln</sup> ~~entzweigte~~ <sup>entzweigte</sup>, dessen spöttische Kräfte sie aus  
bitten zu lösen verstand. War es da nicht Pflicht

die Geschieden zu werden, noch der es ihm verweigerte?

War sie es nicht der Menschheit schuldig, ~~daß~~ <sup>daß</sup> ~~sie~~  
~~zu~~ ~~wissen~~ ~~mußte~~ <sup>mußte</sup> ~~dass~~ <sup>dass</sup> ~~nie~~ <sup>nie</sup> ~~es~~ <sup>es</sup> ~~er~~ <sup>er</sup> ~~gab~~ <sup>gab</sup>?

Das ~~richtete~~ <sup>richtete</sup> ~~Heinrich~~ <sup>Heinrich</sup> ~~den~~ <sup>den</sup> ~~Schmerz~~ <sup>Schmerz</sup>  
~~Heinrich~~ <sup>Heinrich</sup> ~~do~~ <sup>do</sup> ~~er~~ <sup>er</sup> ~~gab~~ <sup>gab</sup> ~~der~~ <sup>der</sup> ~~Maria~~ <sup>Maria</sup>. „Bleiben Sie gut für  
den Maria. Das ~~brachte~~ <sup>brachte</sup> Sie. Sie müssen ihn

welt ~~weiter~~ <sup>weiter</sup> ~~helfen~~ <sup>helfen</sup> ~~nicht~~ <sup>nicht</sup> ~~selbst~~ <sup>selbst</sup> ~~zu~~ <sup>zu</sup> ~~finden~~ <sup>finden</sup>.“ Maria  
Auch ~~dem~~ <sup>dem</sup> ~~dem~~ <sup>dem</sup> ~~Maria~~ <sup>Maria</sup>. „Ja, ~~richt~~ <sup>richt</sup> ~~du~~ <sup>du</sup>: ~~der~~ <sup>der</sup>  
eine findet sich selbst ~~schon~~ <sup>schon</sup> ~~früher~~ <sup>früher</sup>, der andere  
später. Ich habe <sup>mir</sup> ~~mir~~ ~~schon~~ <sup>schon</sup> ~~gefunden~~ <sup>gefunden</sup> und ~~damit~~ <sup>damit</sup> ~~auch~~ <sup>auch</sup>  
~~Heinrich~~ <sup>Schmerz</sup> ~~gefunden~~ <sup>gefunden</sup>. Du hast mir dabei geholfen.  
Ich danke dir.“

Maria ging ins Haus mit einem ~~leisen~~ <sup>leisen</sup>, aber  
~~stark~~ <sup>stark</sup> ~~unverständlichen~~ <sup>unverständlichen</sup> Schmerz.

Die paar Tage dauerte sie nicht. ~~Heinrich~~ <sup>Schmerz</sup> ~~beeidete~~ <sup>beeidete</sup>  
sich nicht, doch ~~er~~ <sup>er</sup> ~~sagte~~ <sup>sagte</sup>: „Lass sie! Sie will  
uns nicht stören. Sie wird ~~schon~~ <sup>schon</sup> ~~wieder~~ <sup>wieder</sup> ~~kommen~~ <sup>kommen</sup>.“

Als sie wiederkam, da ~~fiel~~ <sup>fiel</sup> ~~es~~ <sup>es</sup> ~~ihnen~~ <sup>ihnen</sup> ~~auf~~ <sup>auf</sup>, wie ~~blass~~ <sup>blass</sup>  
sie war.

„Maria, ~~was~~ <sup>was</sup> ~~ist~~ <sup>ist</sup> ~~das~~ <sup>das</sup> ~~Proble?~~ <sup>Proble?</sup> ~~Kommen~~ <sup>Kommen</sup> ~~hast~~ <sup>hast</sup> ~~du~~ <sup>du</sup> ~~was~~ <sup>was</sup>  
nicht ~~sagen~~ <sup>sagen</sup> ~~lassen~~ <sup>lassen</sup>? ~~Wir~~ <sup>Wir</sup> ~~wären~~ <sup>wären</sup> ~~doch~~ <sup>doch</sup> ~~zu~~ <sup>zu</sup> ~~dir~~ <sup>dir</sup> ~~gekommene!~~ <sup>gekommene!</sup>“

„Ja, erwiderte sie, „es ist wahr. Ich ~~fühle~~ <sup>fühle</sup> ~~mich~~ <sup>mich</sup>  
nicht gut. Ich habe wohl zu viel gearbeitet. Aber  
will ich auf ein paar Wochen ~~noch~~ <sup>noch</sup> ~~Kreise~~ <sup>Kreise</sup> ~~sehen~~ <sup>sehen</sup>. Die  
Tiere sind ja auch ~~in~~ <sup>in</sup> ~~der~~ <sup>der</sup> ~~Tür~~ <sup>Tür</sup>.“





zu dem Pover. Mir fühlte ich das schickteste. Seine  
Schürze fast leer. Er bettelte, 'Gib mir ein Rock,  
ein einfaches warmes Mel.' Er hatte ein Mel.

Er konnte nicht sagen: 'Der Rock muss betragen?' Er  
brauchte nicht zu überreden. Er konnte ihm alle  
nicht abgeben.

Er war schlapp. Es war kein Pover, so man  
ihm fester Kasse. Er ging auf nichts ein. Er ließ  
sich auf ihre Klagen, wie man auf die Klagen eines  
Kindes bestrafen lässt.

Wie man es sehen konnte, wie er sich u. überfließ wie  
aus Holz. Er hatte nichts zu sagen. Er richtig sein eigenes  
sehen musste, nicht. Er hatte nicht abstrakten Gedanken, so  
er ging er selbst war, so er arm.

## H A N S S C H U L Z .

Novelle von Clara Michelson.

### 1. Kapitel.

Die Strasse, in der Hans Schulz geboren, und in der er seine Kindheit verbracht hatte, lag hoch oben im Norden der Stadt, wo man gar nichts oder nur sehr wenig von dem Glanz und der Pracht sah, die diese Stadt so berühmt machten, wo es schon um die ganz frühe, im Winter noch finstere Morgenstunde lebendig wurde, da Tausende und Abertausende der hier Wohnenden in die zahllosen Werkstätten, Fabriken und Büros eilten, um sich als kleine Rädchen in die grosse Arbeitsmaschine einzustellen, die jenen Glanz und jene Pracht hervorbrachte.

Die Häuser hier waren grösstenteils alt, hatten enge Höfe, dunkle Stiegen und <sup>viele</sup> lichtlose Räume, und wenn sie neu waren, so sahen hässlich und kalt aus, und man merkte es ihnen an, dass sie ohne Liebesarbeit worden waren, dass man nur das Nötigste für sie hergegeben und sich von den Bewohnern nicht viel versprochen hatte. Gewiss verleugnete die Grossstadt sich auch hier nicht. Es gab von allem, was in den reichen Stadtteilen vorhanden war, eine Nachahmung. Es gab Theater und Lichtspiele, es gab Konditoreien und Gastwirtschaften mit Musik, es gab Kaufhäuser, in denen dieselben neuen Glockenmäntel und helertigen <sup>m</sup> Damenhüte ausgestellt waren, Dieselbe Mode herrschte hier wie dort. Doch sahen all diese Dinge hier schäbig und geschmacklos aus. Sie schienen zu sagen: Für Euch sind wir gut genug! Selbst die Strassenbahn, die aus den vornehmen Stadtteilen herkam, begann sich lässig zu gebärden und tat laut und ungebildet.

Hans Schulz's Vater war ein kleiner Beamter an der Post. Fast alle Mitglieder der Schulz'schen Familie waren kleine Postbeamte. Seit unbeschreiblichen Zeiten war es so. Soweit man das Geschlecht überblicken konnte: Vater, Grossvater, Urgrossvater, stiess man auf kleine Postbeamte. Es war gewiss ein ehrbarer

ehrbarer, aber auch ein anstrengender und schlechtbezahlter Beruf. Das machte sich in der Familie in vieler Beziehung bemerkbar, im Aussehen, wie in ihrer Lebenshaltung. Die Schulzes waren blass und schmalbrüstig, und ihre Lebensweise war einförmig und kärglich. Seit Hans Schulz denken konnte, hatte sich nichts im Hause verändert. Das Möbel war dasselbe. Nichts war zugekauft worden. Dieselbe breite mahagoni Kommode stand in der Eltern Schlafzimmer. Im Wohnzimmer dieselbe messingene Hängelampe mit dem roten Lampenschirm, den eine verstorbene Tante angefertigt haben sollte, dieselben braunen Stühle mit geflochtenen Rohrsitzen, in denen die Löcher sich in bedenklicher Weise mehrten. Werk- und Feiertage lösten sich in gleicher Folge ab und verliefen in der gleichen Weise: dieselben Familienbesuche, dieselben Kirch- und Spaziergänge und fast dieselben Worte. ~~XXX~~

Eduard Schulzes drei Kindern.

Hans war das jüngste von ~~Schulzen~~ Die beiden Älteren Alfred und Anna waren wie alle Schulzeschen Kinder: nicht gerade begabt, aber auch nicht unbegabt, nicht schön, auch nicht hässlich. Sie sahen Vater und Mutter ähnlich, und Vater und Mutter sahen sich auch ähnlich und sahen zahllosen Menschen, denen sie auf der Strasse, in den Geschäften oder sonst wo begegneten. Alfred und Anna waren auch keine schwierigen Kinder. Sie waren den Verhältnissen gut angepasste Geschöpfe. Ihre Vergehen waren immer harmloser Natur. Sie wussten instinktiv, was nicht getan werden durfte, und ihre Wünsche fügten sich in den Rahmen des Möglichen.

Hans war aus der Art geschlagen, äusserlich, wie innerlich. Seine kleine gedrungene Gestalt, die für ihre Grösse zu breit war, sein dicker runder Kopf und seine vollen roten Wangen wirkten komisch und gaben zu Neckereien Anlass. Vielleicht dieser Umstand der Grund, vielleicht eine angeborene Charakteranlage, dass Trotz und empfindliches Selbstbewusstsein sich früh in ihm entwickelten. Er fühlte sich stets unterdrückt und benachteiligt und suchte sein Recht mit grosser Energie zur Geltung zu bringen, indem er seine eigenen Sachen

-3-

seine eigenen Sachen bei ~~gemeinsamen~~ Spiel nicht hergab, die der andern  
aber mit um so grösserem Vergnügen benutzte. ~~Die Lehrer in der Schule~~ Die Lehrer in der Schule  
~~Lehrer~~ wussten ~~nie~~ ~~Lehrer~~ von ihm nicht zu sagen, ob er begabt oder unbegabt wäre. Manches  
Mal, wenn er in der Klasse antworten sollte, schien sein Verstand wie mit  
Brettern verschlagen. Ein anderes Mal verblüffte er sie bei einem Gespräch  
in der Zwischenpause durch seine kluge und gewandte Rede. Er hatte ein gu-  
tes Gedächtnis, aber ein langsames Auffassungsvermögen. Es kostete ihn viel  
Mühe sich einen neuen Gedanken zueigen zu machen, dafür aber hatte er ei-  
ne ganz besondere Freude am Besitzergreifen, die den andern, die mühelos in  
sich hineinkramten, was ihnen geboten wurde, abging. Seine Freude grenzte  
in manchen Fällen an Entdeckerfreude. Er konnte seine schwererworbenen Er-  
kenntnisse, wie konkrete Dinge, herausheben, betrachten und mit einem Stolz  
und Nachdruck von ihnen sprechen, als wären sie sein persönliches Eigen-  
tum. So war das, zum Beispiel ein Ereignis für ihn, als er schliesslich be-  
griff, dass die Sonne sich nicht um die Erde drehte, sondern die letztere  
um ihre eigene Achse. Er konnte unermüdlich und breitspurig diese über-  
raschende Tatsache besprechen und erklären, als ginge sie ihn ganz be-  
sonders an, und ihr dadurch eine Wichtigkeit verleihen, die sich auf sei-  
ne eigene Person übertrug.

Seitdem Hans fühlte und vorstellte war es ihm in der elterlichen Woh-  
nung nicht behaglich. Sie war ihm zu eng, sie drückte ihn, wie ihn dieses  
ganze, in kleinem Kreise sich drehende Leben drückte. Ihn zog alles an,  
was weiter, was ausserhalb dieses Kreises lag. Darum liebte er seine Er-  
kenntnisse, weil sie ihn aus ihm heraushoben und auf anderes Grösseres  
hinwiesen. Er konnte sich nicht denken, dass er sein Leben so zubringen  
würde, wie sein Vater, sein Onkel, sein Grossvater und Urgrossvater. Wenn  
man ihn fragte, was er denn werden wollte, dann konnte er auf nichts Ge-  
naues hinweisen, aber er fühlte, dass seine Zukunft mit Bewegung, mit  
grossen hellen Räumen verbunden sein müsste.

Hans war in jeder Beziehung anders wie die übrigen Schulzes. Er war wie ein fremdes Junge im Nest. Alle seine Interessen lagen ausserhalb des Schulzeschen Lebenskreises. Am liebsten wäre er aufs Gymnasium und nachher auf die Universität gegangen, um ein richtiger Herr zu werden. Obwohl ihm das Lernen nicht immer Spass machte, fühlte er in sich Kraft und Ausdauer genug, um die Studien zu Ende zu führen. Doch die Einnahmen des Vaters waren solchen Ausgaben nicht gewachsen. Es war klar, dass jeder Versuch von vornherein aussichtslos sein würde. Er musste seine Ansprüche an die Zukunft ein wenig niedriger schrauben. Dass er auch Postbeamter werden sollte, wie alle Schulzes, davon wollte er nichts hören. Er liess sich garnicht darüber sprechen. Er brach die Unterhaltung bei den ersten Worten ab. Schliesslich erklärte er eines Tages, er hätte seinen Plan gefasst, er wolle ins Hotel gehen. Er sei bereit die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, Schuhputzer, wenn nötig zu sein. Dafür könne man da hoch kommen, Sie würden nur sehen! Man könne da Beziehungen gewinnen, Menschen kennen, vom Leben etwas sehen.

Die Schulzes hatten vom Hotelwesen gerade die entgegengesetzte Anschauung<sup>e</sup> für sie, die mit ihrem engen Kreis sich unfehlbar wiederholender Dinge verwachsen waren, hatte es etwas Unreelles und Abenteuerliches. Aber sie kannten Hans harten Schädel und wussten, dass es nicht leicht sein würde, ihn von einem gefassten Entschluss abzubringen. Auch hatten sie ihm nichts anderes vorzuschlagen, denn ihnen fehlten die Beziehungen selbst zu jenen soliden Berufen, die nach ihrem Geschmack gewesen wären, und ihnen fehlte auch die Entschlossenheit und Energie, um etwas Neues zu versuchen.

Sodrang Hans mit seinem Willen durch. Er sah sich viele Hotels an, wählte die grössten und glänzendsten und bot da seine Dienste an. Sein sicheres Auftreten gefiel, man hielt ihn für anständig und sehr bald stak Hans in einer betressten Uniform, um Botendienste zu verrichten.

Er fühlte sich in seinem selbstgewählten Wirkungskreise sehr wohl; er fühlte sich ~~nie~~ zugehörig zum glänzenden Leben und Treiben, in das er sich hineingestellt hatte. Er war ein Teilchen des Reichtums, ~~das~~ da ausgebreitet war, der Wichtigkeiten, die da vollführt werden mussten, der Bewegung, die keinen Aufschub duldete. Er kam sich schon, wenn er in seinen Ausgangsstunden das Elternheim besuchte, um ein gutes Stück dieser Art von stillen blassen Werktagmenschchen überlegen vor. Er stand gleichsam um eine gehörige Spanne höher als sie in dieser Welt.

Er hatte bald das Bedürfnis noch mehr in das Wesen dieses Getriebes hineinzukommen, noch fester den Kern der Dinge zu berühren. Er wollte Zimmerkellner werden: da konnte er mitten in den feinen Stuben, die von Wohlgerüchen erfüllte Luft einatmen, die seidenen Möbel mit den Fingern steifen, da konnte er das feine vibrierende Lachender schönen Frauen hören, das Spiel ihrer weissen Hände verfolgen, da konnte er die Wirkung dieser Dinge noch ganz anders verspüren, als in den hellerleuchteten weiten Empfangssälen, wo die fast blendende Lichtfülle, die heissen Tanzweisen, das Stimmengewirr, der Klang der Gläser, der Glanz der Einrichtung zu einer berauscheden Symfonie zusammenwirkten. Er wollte jedem einzelnen Ton nachgehen, in sich aufnehmen, dass er sein werde.

Es stand nichts im Wege, dass Hans Schulz Zimmerkellner werden sollte. Seine Vorgesetzten waren mit seiner verständigen unaufdringlichen Art zufrieden. Er brachte bald Baronen, Grafen, ja sogar Fürstlichkeiten ihren Kaffee, Thee oder ihre Chokolade aufs Zimmer, er konnte dabei beobachten, wie sie ihre Toilette machte, wie sie sich bewegten, wie sie sprachen. Sie genierten sich vor ihm nicht. Es war manches Mal, als ob er überhaupt nicht da wäre.

Jedes Mal, wenn er aus seiner feinen Gegend mit den wunderbar gepflasterten Strassen, mit den eleganten Vorgärten

Vorgärten und den blank geputzten Autos nach dem Norden in die Milchstrasse kam, um seinen Angehörigen einen Besuch abzustatten und immer dieselben Reden, ja fast dieselben Worte wieder hörte und dieselben armseligen Dinge ganz an derselben Stelle wiedersah, da schien es ihm mit jedem Male mehr, dass er weit, weit über den Kreis hinausgewachsen wäre, in dem er geboren. Er sprach in einem anderen Tonfall wie die Seinen, sein Anzug sass anders mit, war aus besserem Stoffe und hatte feinere Farbe, seine Bewegungen waren abgerundet und sicher. Er konnte eine gewandte Unterhaltung führen, denn er wusste, welche neuen Romane gelesen wurden, welche Theaterstücke Erfolg hatten, wie die beliebtesten Schauspieler hiessen, er wusste überhaupt mehr oder weniger, was sich in der grossen Welt abspielte.

Hans imponierte den kleinen Postbeamten trotz ihres Vorurteils gegen den Kellnerberuf. Wie sie in Gedanken darnach suchten, sie fanden nichts, was sie ihm vorwerfen konnten. Sein eigener Wandel blieb einwandfrei, trotzdem er in einer Atmosphäre des Genusses lebte. Er hatte keine Weiber geschichten, er spielte nicht Karten, er rauchte nicht mal. Er hatte für solche Dinge nur ein verächtliches Achselzucken, wenn die Schulzes sich gelegentlich eine Andeutung auf die Art des Zeitvertreibes der Lebewelt erlaubten. Es war wie ein Widerspruch in ihm. Die Welt des Glanzes, die ihn unmittelbar umgab, war voller Reiz für ihn. Sie zog ihn unwiderstehlich an. Es lockte ihn dahin, wo es hell, wo es weit, wo es hoch war. Aber die einzelnen Genüsse, aus denen dieses grosse Treiben sich zusammensetzte, machte ihm gar keine Freude. Er mochte keine Liebesgeschichten. Wenn er dann und wann sein sexuelles Bedürfnis an irgend einem gesunden frischen Weib befriedigte, so war es ihm genug. Es war wie Essen und Trinken, nichts mehr. Auch der Wein bedeutete ihm nichts Besonderes. Er trank ihn, aber es wäre ihm nicht schwer gefallen, hätte er auf ihn verzichten müssen. Die Spiel Leidenschaft war ihm persönlich fremd, jedoch die Spielsäle mit den aufgeregten Gesichtern, mit der Spannung, die in der Luft lag, war ein Element,



Element, das zum Ganzen gehörte, zu diesem Reiche des Glanzes und der Pracht.

Im Gegenteil, sein ganzes Tun war genau überlegt. Er gab keinen Pfennig aus, der nicht einen Zweck hatte: sei es sich zu bilden oder sich äusserlich auszustatten oder seinen Angehörigen ein Geschenk zu machen, um so irgend eine neue Sache in den sich ständig wiederholenden Kreis zu bringen.

Der Gegensatz zwischen ihm und <sup>den</sup> kleinen Leuten in der Milchstrasse trat mit jedem Besuch deutlicher zu Tage. Hans passte immer weniger in den dürftigen Lebenszuschnitt hinein. Immer mehr fühlte er sich bei ihnen fremd und unverstanden.

Doch auch in seinem Beruf machte sich ein Gegensatz zwischen ihm und seinen Kollegen geltend. Er war ihnen bald überlegen durch sein Wissen, sein Benehmen, durch diesen Trieb nach vorwärts, nach oben, der ihn nicht ruhen liess.

Diese <sup>sich</sup> Überlegenheit, die ~~er~~ seinen Verwandten und seinen Berufsgenossen gegenüber äusserte, stärkte in ihm das Gefühl der Besonderheit, zu dem er schon seit der Kindheit neigte, und da er kein Mass für sein Wesen hatte, so hatten auch seine Erwartungen von der Zukunft keine Grenzen. Er hatte es häufig gehört und gelesen, wie unbeachtete Menschen sich zu überragender Höhe emporschwingen, und der <sup>e</sup> Gedanke, dass er einer von diesen sein könnte, fasste immer tiefer Wurzel in ihm. Wie sein Weg zur Höhe aussehen würde, darüber hatte er keine klare Vorstellung, doch diese Unbestimmtheit beunruhigte ihn nicht. Er folgte den triebhaften Kräften seines Wesens und einer noch begrifflosen Gewissheit von zukünftigen Möglichkeiten.

Ganz allmählich und unmerklich erstand ein Wegweiser in ihm in Form eines Bildes: ein Berg inmitten einer weiten Fläche, die von Menschen dicht besät ist, und auf den Berg steigen vereinzelte Gestalten, dem Gipfel zu immer weniger, und ~~unter diesen~~ und unter diesen wenigen deutlich sichtbar in hellem Lichte - er, Hans Schulz...

Dieses Bild, anfangs unklar und wie zufällig, verdichtete sich mehr und mehr. Es gewann die Festigkeit und Deutlichkeit von Wirklichkeitsformen. Ein unbeschreiblicher Zauber ging von ihm aus. Immer mehr fühlte sich Hans Schulz als ein Grosser, der sich durchsetzen musste, um anerkannt zu werden. Das geheime Bewusstsein seiner Wichtigkeit verlieh ihm eine eigentümliche Würde und einen sonderbaren Ernst, die in einem andern Beruf vielleicht seltsam gewirkt hätten, einem Kellner aber sehr zu gute kamen. Er machte mit seinen feinen Manieren trotz der gedrungenen Gestalt und des breiten Gesichts den Eindruck eines besseren Menschen. Vorgesetzte, und auch Gäste fingen an, ihn in manche Angelegenheit einzuweihen und ihn um seine Meinung zu befragen. Er war keine gewöhnliche Erscheinung in der Kellnerwelt. Er fiel auf, und darum brauchte es nicht lange zu dauern, dass er in dem von ihm erwähnten Berufe wieder einen ganz bedeutenden Schritt vorwärts machte. Er wurde Portier in einem modernen Palasthotel. Wer viel auf Reisen gewesen ist, kann es ermessen, zu welcher Quelle materieller und seelischer Einkünfte solch ein Posten infolge seiner weiten Einfluss-sphäre werden kann.

Inmitten solcher günstigen Entwicklung der Dinge brach der grosse Krieg aus, der für Millionen von Menschen Unglück und Tod wurde. Hans Schulz aber räumte er nur eine ganze Reihe von Hemmungen fort, die sich seinen Energien und Talenten entgegengestellt hätten. Nach einer verhältnismässig leichten Verwundung kam er vom Dienste frei. Es begann gerade jene glückliche Zeit der Kriegsgewinne, da einem, ohne dass man es selbst begriff, Riesensummen nur bei einiger Geschicklichkeit in die Hände fielen, Summen, von denen man in früheren Zeiten überhaupt nicht geträumt hatte. Bei seinen vielseitigen Beziehungen, zu dem die Portierstelle ihm so gut verholfen hatte, war es für ihn nicht schwer, auch seine Taschen mit Beute zu füllen, so dass er eines Tages sich mit Recht fragen durfte: Brauche ich noch Portier zu sein, anderer Beute Türsteher?

-5-

Tüsterer? Ist die Zeit nicht schon gekommen, dass sich für mich selber die Türen auftun zu dem Leben, das meiner Persönlichkeit entspricht?? Und glücklich sah er das Bild vor sich: den Berg inmitten der weiten Fläche, die von Menschen dicht besät ist, und auf den Berg steigen vereinzelte Gestalten; dem Gipfel zu immer weniger und unter diesen wenigen deutlich sichtbar im hellen Lichte - er, Hans Schulz!.....

Er rechnete, zählte sein Geld und seine ~~Jahre~~ <sup>dreissig</sup> ~~dreissig~~ und kam zum endgültigen Schluss, dass er mit dem Aufstieg zur ~~beginnen~~ <sup>beginnen</sup> könne, was sein Geld, und ~~beginnen~~ <sup>beginnen</sup> müsse, was seine Jahre anbetraf. Es war an der Zeit, dass er das wurde, was er wirklich war: ein Herr, kein Dienender mehr, und ein Herr, dessen Name der Menge geläufig ist.

Bis zu dieser Stelle seiner Laufbahn war alles sicher und glatt gegangen, immer gerade so, wie er es sich vorgenommen hatte. Er hatte alle Erfolge gehabt, die unter den jeweiligen Umständen möglich gewesen waren. Doch jetzt, da er glaubte, alles vorbereitet zu haben, um mit dem Aufstieg beginnen zu können, sah er ein, dass noch nichts getan war und die eigentlichen Schwierigkeiten sich erst einstellten. Nun erst wurde er sich der Grösse und Kompliziertheit der Aufgabe bewusst. Er begriff, dass das Steigen auf einen hohen Berg im Lichte und das Zuschauen der Menge nur ein Bild für das wirkliche Geschehen waren. Wie aber sollte dieses wirkliche Geschehen sein? Wie sah es in Wirklichkeit aus, dass man auf einen hohen Berg in hellem Lichte stieg und Tausende von Menschen zuschauten? Wie kam man diesem Bilde am nächsten? Wie war man ein Grosser?

Hans Schulz hatte Geld, sogar sehr viel Geld, aber die Menge kümmerte sich nicht darum mit Ausnahme einiger früherer Kollegen und seiner Verwandten der Postbeamten hoch oben im Norden der Stadt. Was aber hatte das für einen Wert? Hiess das nicht im Dunklen gehen, als einer von den Tausenden, von den Millionen, die zuschauen? Ja, er konnte sich ein schönes Haus kaufen, viele Dienstboten halten. Seine Bekannten und Verwandten würden gewiss nichts dagegen haben, wenn er sie öfters zu sich einlud und ihnen

ihnen Feste gäbe. Würde vielleicht seine Grösse dadurch anerkannt werden? Nein, nicht einmal Liebe und Anhänglichkeit würde er sich erwerben, sondern Undank und Missgunst. Alles, was er für diese Leute tun würde, könnte zu wenig sein. So einfach war die Sache beim näheren Zusehen nicht. Sie musste ganz anders angefasst werden, sie musste in vielen Punkten erst geklärt werden, ehe er zur Tat schritt. Allem vran stand die Hauptfrage: Was ist ein grosser Mann? Nach ihrer Beantwortung hoffte er der Aufgabe näher zu kommen und wie ein Feldherr ein Plan für alle weitere Handlung entwerfen zu können. Doch wie er an diese Frage herantrat: Was ist ein grosser Mann? Er sah nun ein, dass er sich da dataten sich Fragen ohne Zahl um ihn auf, ~~er wurde xxxxxxxxxx~~ rin geirrt hatte, als er geglaubt, das Leben und die Menschen in dem grossen Hotelbetriebe genügend kennen gelernt zu haben. Er sah ein, dass er gar nichts wusste, und dass er sie ganze <sup>Zeit</sup> über gleichsam an einer Ecke des Lebens gestanden und geglaubt hatte, die ganze Welt vor sich zu haben. Er beschloss alles beiseite zu werfen und sich ausschliesslich der Lösung dieser einen Frage zu widmen: "Was ist ein grosser Mann?"

Er kaufte Bücher, die sich mit berühmten Männern befassten, er kaufte Biographien und Memoiren. Und je mehr er las, desto <sup>weiter</sup> entrückte die Lösung seiner Aufgabe. Ihre Grenzen verwischten gänzlich, denn da waren Goethe und Jesus Spinoza und Rockefeller, Rembrandt und Friedrich der Grosse und unzählige andere. Die einen waren gefeiert worden und nachher hatte es sich erwiesen, dass sie nicht viel wert gewesen waren, und ~~die~~ andere waren in Elend und Schande gestorben, und ihre Namen leuchteten durch die Jahrhunderte. Was war das Gemeinsame in all diesen Menschen? Was war das Gemeinsame, das er, Ha Schulz, mit ihnen hatte?

Er fing an das, was er in den Büchern fand, auf sich zu beziehen und sich an den Grossen zu messen. Es war sehr vieles oft da, was auf ihn passte: unbedeutende Herkunft, Fleiss, Ehrlichkeit, Ideenreichtum, innere Unruhe, Drang nach vorwärts, nach oben....

nach oben....Es hatten viele von ihnen zu anfang nicht gewusst, was aus ihnen werden würde, und wohin sie sich wenden sollten, und wenn er es auch noch nicht wusste, so sprach das nicht gegen seine Grösse. Wie ein Beweis, wie eine Sicherheit dafür schwebte in Klarheit und Deutlichkeit das zauberische Bild ihm vor: ein Berg inmitten einer weiten Fläche, die von Menschen dicht besät ist, und auf den Berg steigen vereinzelte Gestalten, dem Gipfel zu immer weniger, und unter diesen Wenigend<sup>e</sup>utlich sichtbar im hellen Lichte- er, Hans Schulz.....

Ein Ausspruch von Goethe, den er auf einem Kalenderblatt fand, bestärkte seinen Glauben an sich: "Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sind." Es wurde ihm zur Überzeugung, dass die Kraft, die er in sich fühlte, die ihn vorwärts drändte und stiess, den Sinn hatte, auf den Goethe hinwies.

Eine Systematik, die er sich zurechtgemacht hatte, erlöste ihm aus der Uferlosigkeit, in die seine Untersuchung sich zu verlieren drohte. Er ~~lag~~ trug alles, was er an festem Stoff unter dem Fliessenden gewann, mit peinlicher Genauigkeit in ein paar Hefte ein. Ein Heft enthielt das Gemeinsame, das ihm und einem Grossen eigen war, und in einem zweiten Heft sammelte er das Material, <sup>aus</sup> ~~dem~~ seine eigene Persönlichkeit aufbaute: Ereignisse, Charakterzüge, Gedankensplitter. Von den Memoiren und Biographien ging er bald zu einer andern Art von Lektüre über, zu jenen Büchern, die die in Menschen ruhenden Kräfte zu wecken versprechen: "Wie werde ich energisch?" "Das Geheimnis des persönlichen Einflusses." "Die Macht des Willens" und zu vielen andern dieser Art. Diese Bücher stellten ihm auf einen festern Boden. Sie bekräftigten seine Voraussetzung von den wertvollen unerschlossenen Kräften, die in ihm ruhten. Wer weiss, was nicht alles schon geworden wäre, wenn man sich seit seiner Kindheit richtig mit ihm beschäftigt hätte. Welcher Maler oder Schriftsteller oder Musiker war an ihm verloren gegangen, oder Physiker und Chemiker. Vielleicht wäre er es gewesen, der die Relativitätstheorie entdeckt hätte! Oder ein Heilserum gegen die Schwindba

Schwindsucht oder unbekannte bisher Strahlen! Zufall war es, dass die andern die Entdeckung machten. Genau so gut, hätte er sie machen können. Man kennt die Genies, denen glückliche Umstände geholfen haben sich zu behaupten, doch wie gross mag die Zahl derjenigen sein, die ein weniger günstiges Geschick trotz höchster Begabung der Vergessenheit preisgegeben. Doch er, Hans Schulz wollte sich nicht unterkriegen lassen. Er war ein Grosser, ein Starker, - er- Hans Schulz.

Aus dem Chaos klärte sich allmählich ein Weg. Es war der Weg des Self made man, wie es englisch hiess, des Mannes, der sich selbst gemacht hat. Er wollte sich auch machen. Das sollte die Welt nur sehen! Zuerst hiess es nun Geschäftsmann werden, ganz grosser, und nebenbei nichts vernachlässigen weder Kunst noch Wissenschaft, denn was konnte man wissen? Vielleicht fiel ihm doch auf diesem oder jenem Gebiet etwas ein, woran noch niemand gedacht hatte.

Er studierte eingehend die Lebensgeschichte der Männer "aus kleinen Anfängen", nahm aus jeder Lebensgeschichte das heraus, was auf seine Verhältnisse am besten zu passen schien, brachte das Material hinein, aus dem er seine eigene Persönlichkeit aufbaute, und stellte auf solche Weise einen einheitlichen Plan für seine weitere Tätigkeit zusammen.

Es musste ein grosses Geschäftshaus für Import und Export gegründet werden. Das war der bequemste Anfang. Unter diesem Titel liessen sich die verschiedensten Dinge machen, und allerhand Möglichkeiten ins Auge fassen. Dabei mussten mit Geschick alle Mittel angewendet werden, um seinen Namen dem Bewusstsein der Menge einzuprägen. Dann hiess es ein Wohnhaus einrichten, das gleichfalls die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es sollte so sein, dass man im Vorübergehen sagte: "Seht, hier wohnt Hans Schulz!" Wenn nun dieses beides erreicht sein würde, das Geschäft und das Wohnhaus, dann wollte er sich eine Frau nehmen, die seiner ganzen Lebenshaltung den Stempel der Vornehmheit aufdrücken könnte. So würden die äusseren Umstände für seinen Aufstieg geschaffen sein und läge dann nur an ihm "Hans Schulz" zu

zu werden, mit dem die Welt rechnete.

Nun ging wieder alles ganz glatt, ging ohne Hindernisse.

Das Handelshaus Hans Schulz für Export und Import wurde eröffnet.

Ueber der ganzen Etage eines neuerbauten Hauses im besten Geschäftsviertel der Stadt prangte ein Schild mit goldenen Buchstaben auf schwarzem glänzendem Grunde: Handelshaus Hans Schulz. In fünf grossen hellen Räumen mit schwerer eichener Einrichtung befanden sich fünf Telefonapparate, von denen jeder seine eigene Nummer hatte. Wohl wusste Hans Schulz, dass sein Haus nicht gleich mit Gesprächen so überlastet sein würde, um fünf Telefons zu benötigen, aber es handelte sich bei ihm nur darum, seinem im Telefonbuch fünf Zeilen gewidmet zu sehen.

Die Würde, mit der er sich als Kellner zu geben verstanden hatte, kam bei dem Handelsherrn noch feierlicher zum Ausdruck. Er vermied seinen Angestellten gegenüber jede Intimität, hatte für sie nur ein kurzes Nicken als Gruss und gab seine Anweisungen in knaptester Form. Er wusste es aus den Büchern über Kaiser und Könige, wie man sich zu verhalten hätte, um wie ein höheres Wesen zu wirken, und dass es in der Hauptsache darauf ankam, die Grenzen seines Wesens zu verwischen, um noch grösser zu erscheinen, als man in Wirklichkeit war.

Als das Handelshaus Hans Schulz eröffnet war und alles da so ging, wie es im Plane aufgeschrieben stand, kamen die Bemühungen um das Wohnhaus an die Reihe. Er fand bald, was er suchte: ein Landhaus, das breit und wichtig mit Türmen und Balkonen an der Hauptstrasse des vornehmsten Villenviertels der Stadt lag. Unwillkürlich blieb der Blick der Vorübergehenden an ihm haften, und das war es, was Hans Schulz brauchte. Er brauchte die Aufmerksamkeit der Menge. Sie sollte einen Augenblick lang bei dem Gedanken aufhalten werden, dass Hans Schulz in diesem Hause wohnte. Ein blankes Messing-schild mit seinem Namen sagte es allen, die dies nicht wussten.

Es blieb also noch der letzte Punkt des Planes auszuführen : die Heirat. Obgleich es ihm anfänglich erschienen hatte, dass dieser Teil seiner ~~Fix-~~<sup>Auf-</sup>gabe die geringsten Schwierigkeiten aufweisen würde, da er, wie man es wohl sagen kann, mit der Muttermilch zugleich die Ueberzeugung von dem höheren Wert des Mannes der Frau gegenüber in sich eingesogen und alle seine späteren Erfahrungen so zum Beispiel, die vielen ältlichen Mädchen im Verwandten- und Bekanntenkreise und auch das Entgegenkommen, das er beim weiblichen Geschlecht gefunden, die Sicherheit in ihm gefestigt hatten, dass er nur zu wollen brauche, um vor der reichsten Wahl zu stehen, sah er doch ein, je mehr er sein Vorhaben ins Auge fasste, dass er nicht vorsichtig und klug genug vorgehen könne, und dass der geringste Fehler, das geringste Uesehen eines Umstandes sein ganzes mühsam aufgebautes Werk gefährden könne. Denn seine Heirat war keine gewöhnliche Verbindung von Mann und Weib zu sexuellen und wirtschaftlichen Zwecken. Seine Heirat war ein wichtiger Faktor in der Lebensaufgabe, die Hans Schulz hiess. Zum ersten Mal sollte er sich da mit einem andern Wesen verbinden, es ganz nah zu sich heranlassen, sich in Gefahr bringen, seine geheimsten Gedanken und Ziele zu verraten, sie missdeutet zu sehen aus Mangel an Anpassungsfähigkeit, aus Unverstand, aus Unruhe.

Viele Tage und Nächte überdachte Hans Schulz das Problem seiner Heirat, und schliesslich war die Frucht <sup>seiner</sup> Ueberlegungen eine Anzeige, die eines Sonntagmorgens in grossen fetten Buchstaben an der sichtbarsten Stelle einer vornehmen, gemässigt konservativen Tageszeitung die Aufmerksamkeit der Leser auf sich lenkte.

~~Wiederholungs~~ Wie er nun diese Anzeige in ihrer neuen, von ihm gleichsam losgelösten Form wiedersah, hatte er dasselbe Gefühl der tiefen ~~Befriedigung~~ Befriedigung, die Künstler vor ihrem wolgelungenen Werk empfinden. Es war in ihr von einem hohen Idealismus die Rede, von tiefer Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Gefährtin und von einer völligen Belang-



Belanglosigkeit der Frage der Mitgift.

Hans Schulz zweifelte nicht daran, dass die Anzeige ihm das bringen würde, was er brauchte.

Ich halte im allgemeinen nichts von solchen Sachen," sagte an demselben Sonntagmorgen Frau Regierungsrat von Lärchensang beim ersten Frühstück zu ihrem Gatten, dem Regierungsrat Wilhelm von Lärchensang a.D. und legte den Finger auf eine Anzeige, die durch fetten Druck und Grösse auffiel. "Aber diese Annonce ist mir aus irgend einem Grunde sympathisch. Lies doch einmal! Was meinst du dazu?"

Der Regierungsrat sah von seinem Leitartikel auf, warf einen Blick auf die Zeitungsannonce und fragte verstimmt über die unnütze Störung: "Was geht sie mich an?"

"Sie geht dich auch garnicht an. Ich frage nur, ob sie nicht ganz anders ist wie die üblichen Heiratsanzeigen?"

Der Gatte wurde jedoch nur ärgerlicher. "Ich habe dich nicht durch die Zeitung geheiratet, und auch später keine Gelegenheit gehabt, mich für Heiratsannoncen zu interessieren!" Und er wandte sich wieder energisch seinem Leitartikel zu.

"Glaubst du vielleicht, dass ich sie studiere?" beharrte Frau Regierungsrat bei dem Thema. "Aber man sich doch denken, dass eine solche wie diese nicht häufig zu lesen ist."

"Ich weiss nicht, was dir heute einfällt mich mit diesem Unsinn zu unterhalten," rief der Regierungsrat endgültig aus der Geduld gebracht.

Da liess seine Gattin mit einer schmerzlichen Gebärde den Kopf sinken. Sie erwiderte nichts mehr, faltete das Zeitungsblatt sorgfältig zusammen und legte es vor sich hin. Es war garnicht wahr, dass sie Heiratsannoncen nicht studierte, wie sie eben ~~gelesen~~ <sup>zu verstehen gegeben</sup> hatte. Im Gegenteil, ihr ganzes Interesse galt, wenn sie die Zeitung in die Hand nahm, seit längerer Zeit ihnen. Dieses in den Kreisen von Frau Regierungsrat Lärchensang nicht sehr übliche Interesse wird verständlich, wenn man ~~den~~ Richtung zurückverfolgt, die

ihre Gedanken unter dem Einfluss der in den letzten Jahren äusserst erschwert<sup>n</sup> Lebensverhältnisse eingeschlagen.

Lärchensangs hatten eine einzige Tochter -Hilde. Sie war neunundzwanzig Jahre alt, sah aber um vieles jüger aus. Seit fünf Jahren war sie in einem Büro beschäftigt, und es war nicht abzusehen, wann dieser für Frau von Lärchensang tiefschmerzliche Zustand ein Ende nehmen würde.

Sie und ihr Gatte stammten aus demselben Kreise alteingesessener Patrizierfamilien. Sie konnten sich beide noch gut erinnern und liebten es miteinander oftmals zu besprechen, wie es in ihrer Kindheit in der Stadt ausgesehen, wie da die gemütlichen Einfamilienhäuser gestanden hatten mit den grossen schattigen Gärten dahinter, in denen man sich von ringsumher zu Spiel und Schmaus versammelte. Nun war das alles vom Erdboden verschwunden. Grosse Waren- und Mietshäuser standen an ihrer Statt mit prächtigem Prunke da. Neue unbekannte Leute, die von Gott weiss woher gekommen waren, machten sich breit, sammelten Reichtümer und drückten der Stadt ihr Gepräge auf. Und sie, die Alteingesessenen, die Vornehmen, die einzig Berechtigten, wurden von ihrem Platze verdrängt, weil sie nicht mitzutun verstanden und auch nicht wollten, selbst wenn sie es gekonnt hätten. Man ging seinen ehrlichen standesgemässen Weg weiter, wie eintönig und aussichtslos er auch wurde. Man hielt kein Dienstmädchen mehr, man machte alles selbst. Die Hoffnung, dass es nach dem Kriege wieder gut, ja vielleicht gerechter werden würde, hatte sich nicht verwirklicht. Im Gegenteil, es war noch schlimmer geworden. Der Regierungsrat musste seinen Dienst im Ministerium des Innern infolge eines im Kriege quälend gewordenen Herzleidens aufgeben, und die Pension blieb hinter der ständig wachsenden Teuerung weit zurück. Vieles, was man als unerlässliches Lebenselement betrachtet hatte, musste aufgegeben werden: Klavierspiel, feine Handarbeiten, Pflege von Fremdsprachen..... In der Wohnung sah es wohl wie früher nett und geschmackvoll aus, nur ahnte niemand, was das an Mühe und geheimen Tränen kostete. Trotzdem hätte Frau Regierungsrat von Lärchensang sich zufrieden gegeben und dem

dem Schicksal nicht gegrollt, wenn Hildes Lebensglück dabei nicht in Frage gekommen wäre. Sie hätte für sich und ihren Mann auf vieles ohne Klage verzichtet, denn sie hatten auch gute und frohe Jahre hinter sich. Sie hatten ein Leben geführt, ~~xxxx~~ wie es Menschen aus ihrem Kreise entsprach. Doch Hilde? Was stand ihr bevor? Es war für Frau von Lärchensang ein geringer Trost, dass tausende von Frauen und Mädchen, die es früher auch nicht nötig gejagt hatten, das Schicksal Hildes teilten und wie sie ihre Tage in Büros und Werkstätten verbrachten. Es war eine ununterbrochene Pein mitanzusehen zu müssen, wie die Jahre dahingingen, ohne eine einzige der Hoffnungen zu erfüllen, zu denen alle Eigenschaften Hildes sie berechtigten, denn Hilde mit ihrem angenehmen Äußeren, mit ihrem nachdenklichen stillen feinen Wesen schien ihr wie kaum ein anderes Mädchen dazu geschaffen, das Glück eines Heims zu gewährleisten, und deshalb nahm sie es nicht gelassen hin, dass Hilde um den Sinn ihres Lebens kommen sollte. Sie lehnte sich auf, sie wollte von dem jämmerlichen Ersatz nichts wissen. Hilde musste heiraten, musste einen Mann, musste Kinder haben. Frau von Lärchensang ~~xxxxxxxxxxxx~~ verlangte vom Schicksal das Recht Hildens, und sie wurde immer unruhiger und ungeduldiger, dass es ihr nicht gegeben wurde. Sie forschte nach dem Grund dieser Ungerechtigkeit, sie suchte in den Dingen, und sie fand, dass Hilde für ihre Zeit zu gut war, dass Mädchen anderer Art Absatz fanden: solche, die es mit der Tugend nicht genau nahmen, oder die einen vollen Geldbeutel hatten, mochten sie dabei krumm und lahm sein. Aber sie verlor trotzdem die Hoffnung nicht, weil sie so fest an das Recht Hildes glaubte. Ihre Fantasie, die durch die vielen in ihrer Jugend gelesenen Romane reichlich befruchtet war, sah immer wieder neue Möglichkeiten, wenn auch sie bei der leisesten Berührung mit der Wirklichkeit in nichts zerbrachen. Nur schmerzlicher und fantastischer wurden dadurch ihre Erwartungen.

Weder im Büro noch unter Bekannten und Verwandten war eine richtige Aussicht vorhanden. Der verheiratete Prokurist, der seine Neigung für Hilde nicht verberg, oder der arme unbedeutende Vetter, der zwar vor Liebe verging aber als junger Referendar kaum für sich genug zum Leben hatte und noch die paar Jünglinge, die Hilde andichteten, sie alle bewiesen nur, was nicht zu bewiesen werden brauchte; den Wert und den Reiz Hildens. Irgendwo musste aber doch derjenige sein, der ihr seelenverwandt war, und sich einsam fühlte in der hart und selbstsüchtig gewordenen Welt! Wo war ~~Erasmus~~ er? Wo ihn suchen, und wie ihn finden?

Dieses alles wühlte und bohrte in Frau von Lärchensangs Seele und verursachte Ausbrüche von <sup>oft</sup> für Mann und Tochter unverständlicher Irrregung von Ungeduld, von peinlicher Reizbarkeit, und niemand ahnte, dass diese Ausbrüche nur eine Folge des Uebermasses an Fürsorglichkeit und Liebe waren, dass ein an den Gatten scheinbar unbegründet gerichtetes hartes Wort nur die Auslösung einer Erinnerung an eine Liebesstunde war, die Hilde nicht kannte, und dass in einer heftigen Antwort auf eine harmlose Bemerkung die quälende Sorge sich äusserte.

So landete sie nach vielem Umherstreifen, nach vielen Irrungen ihrer suchenden Gedanken bei den Heiratsannoncen. Hier glaubte sie endlich, einen Fingerzeig, eine Fussspur des Sehnsüchtigen zu finden. War es nicht fast sicher, dass derjenige, der sich nicht mitärchen wollte in dem tollen Reigen der Habgier und der Wollust, sein Vorurteil besiegte, um die passende Gefährtin zu finden, und in seiner Hilflosigkeit, in der Not seines Herzens zu der Zeitungsannonce griff?

Alle diese Gedanken wiederholten sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Klarheit im Hirn der Frau Regierungsrat, während sie ihrem Manne beim Morgenkaffee gegenüber sass und sie ununterbrochen ihre Blicke von ihm zu dem Zeitungsblatt und wieder zurück wandern liess. Der Fingerzeig, die Fussspur waren heute über allen Zweifel hinaus gegeben. Wie durfte sie da

da stumm bleiben und die mit Ungeduld erwartete Gelegenheit aus Schwäche, aus Angstlichkeit vorübergehen lassen?

Sie faltete rasch das Zeitungsblatt auseinander, legte wieder den Finger auf die fettgedruckte Annonce und überflog ihren Inhalt, um sich noch ein Mal, noch zum letzten Mal mit der ganzen Helligkeit des Bewusstseins zu ~~x~~ vergewissern, dass hier kein Irrtum vorlag, dass hier der Ruf des Einsamen so vollkommen wiedergegeben war, wie sie sich ihn nur je gedacht hatte.

"Wilhelm" sagte sie plötzlich mit solcher Entschlossenheit, dass der Gatte betroffen auffuhr. "Glaubst du wirklich alles getan zu haben, um Hilfe der Zukunft zu sichern?"

Die Frage selbst und der Ton, in dem sie gestellt wurde, waren so überraschend, dass der Regierungsrat seine Frau nur fragend ansah, ohne eine Antwort finden zu können.

"Du scheinst wirklich zu glauben, dass deine Vaterpflichten erfüllt sind, weil du ihr zu essen und zu trinken gibst und sie beherbergst?"

"Ich möchte nur wissen, was du heute hast, und was deine absonderlichen Reden bezwecken? Vielleicht würdest du dich doch dazu entschliessen, mich meine Zeitung in Ruhe zu <sup>Ende</sup> lesen zu lassen?"

"Sie wird nächsten Geburtstag dreissig Jahre alt. Das solltest du bedenken."

Herr von Lärchensang wurde rot im Gesicht und schleuderte das Blatt, das er in der Hand hielt auf den Frühstückstisch.

"Also! Was ist los?" polterte er.

Frau Regierungsrat steuerte direkt auf ihr Ziel los.

"Hälst du es für möglich, dass es irgendwo in der Welt einen edlen einsamen Menschen giebt, der in seiner Umgebung die rechte Gefährtin nicht findet?"

"Ich glaube, dass es nicht nur einen, sondern tausende von solchen Menschen giebt."

Die "tausende" brachten eine Sekunde lang seine Gattin aus ihrer Si-

Sicherheit. Doch sie fasste sich schnell und setzte gewandt, die so oft geübten Gedankenreihen fort.

"Nein" sagte sie, "ob es einen ganz bestimmten, sich einsam fühlenden Menschen giebt, dessen Sehnsucht nach seiner wahren Gefährtin so gross ist, dass er selbst einen peinlichen Weg nicht scheut, um sie zu entdecken? Hälst du es für möglich, dass es einen solchen giebt?"

Eine Ahnung stieg in ihm auf, wohin sie hinaus wollte.

"Nein, sowas," murmelte er empört.

Da ergriff sie ihre erste Waffe wieder. "Wie stellst du dir eigentlich Hildes Zukunft vor?"

Dieses Mal traf ihn ihre Frage: er wurde sich bewusst, dass er sich Hildes Zukunft nur ganz unbestimmt vorstellte, wie überhaupt die Zukunft, denn er hatte sich im Voraussehen der Ereignisse schon zu sehr geirrt. Einmal musste ja schliesslich alles wieder in seinen richtigen Gang kommen. Aber wann?

"Hildes Zukunft hängt nicht von mir ab" sagte er barsch.

"Doch! Sie hängt von dir ab!" rief sie fast mit Triumph. "Hier ist ein Mensch, der einsam ist, und der enttäuscht von den Frauen seines Kreises sich eine Gefährtin wie Hilde sucht!"

Regierungsrat von Lärchensang sah seine Frau mit grossen erstaunten Augen an. Er begriff wirklich nichts. Um solch eine Sicherheit an den Tag zu legen, musste man doch Grund dazu haben. Ihm war es aber unerklärlich, woher sie sie nehmen konnte. Immerhin war die Aussicht Hilde zu versorgen nicht unangenehm.

"Das sind Hirgespinste," siess er hervor, doch sein Ärgerklang schon sehr gedämpft.

Sie schob ihm die Anzeige hin. "Lies! Ich bitte dich!"

Er brummte unwillig und las. "Gott weiss, was das ist. Wahrscheinlich ein Mädchenhändler."

Doch seine Frau liess sich zum zweiten Male nicht aus der Fassung bringen. Zu vertraut war ihr die fantastische Gestalt des Einsamen und Sehnsüchtigen geworden, dies Erzeugnis ihrer Sorgen und Schmerzen.

"Hast du es nicht selbst so gut wie zugegeben," fragte sie, "dass es sich ebenso gut um einen edlen Menschen handeln könnte? Und wie willst du es einmal verantworten, dass du eine vielleicht glänzende Gelegenheit ~~das~~ Kind zu versorgen hast vorübergehen lassen, nur weil es dir unbequem und auch peinlich war?"

Als er nicht antwortete, sagte sie leise: "Wenn wir zu schreiben versuchten?"

Sein Widerstand zuckte auf, wie eine Flamme vor dem Erlöschen.

"Nur lass mich aus dem Spiel! Ich will mit solchen Dingen nichts zu tun haben."

"Du tust gerade so, als ob du nicht der Vater wärst," erwiderte sie mit mildem Vorwurf, denn sie fühlte, wie er nachgab, und sie dachte in Dankbarkeit, dass er doch schliesslich immer lieb und gut wäre, wenn er auch hier <sup>da</sup> und Geschichten machte, und sie wünschte in ihrem mütterlichen Herzen, dass auch Hilde endlich solch ein Glücksfände.

Eilig holte sie ein Briefblatt, um die Antwort auf den Ruf des Einsamen aufzusetzen. Es fiel ihr nicht schwer. Der Text lag in ihrem Hirn bereit. Er hatte sich allmählich geformt, <sup>seit</sup> ~~da~~ sie auf den Ruf des Einsamen wartete. Sie hatte ihn nur aus dem Gedächtnis zu nehmen und aufzuschreiben.

Als die Niederschrift beendet war, ~~gab sie~~ reichte sie das Blatt ihrem Manne zur Begutachtung. Er nahm es zwar zögernd entgegen, machte aber keine <sup>n</sup> Eiwendungen mehr. Er war geneigt zu glauben, dass Frauen in Fragen des praktischen Lebens einen sichereren Instinkt besässen, als Männer, und dass man vielleicht gut daran täte, sich ihnen nicht zu sehr zu widersetzen.

So wandelt die Not die Auffassung des Rechten.



Drittes Kapitel.

Nach ein paar Tagen war die Antwort da.

Hans Schulz vom Lärchensangschen Schreiben aufs angenehmste berührt, bat um die Erlaubnis sich vorstellen zu dürfen.

Der Name Hans Schulz war eine Enttäuschung für Frau Regierungsrat. Er passte nicht zu der poetischen Vorstellung, die sie sich von dem Einsamen gemacht hatte. Doch die Hoffnung, die sie auf ihn setzte, hatte sich zu sehr in ihrer Seele eingewurzelt, als dass ein Name sie hätte veranlassen können, die Angelegenheit aufzugeben, und sie sucht auch gleich den wenig günstigen Eindruck zu verwischen, indem sie ihrem Gatten, noch ehe er eine Bemerkung diesbezüglich gemacht hatte, des Langen und Breiten auseinandersetzte, dass viele bedeutende Männer des öffentlichen Lebens nichtssagende Namen trügen, wie Ochs, Blech, Windelband und noch mehr desgleichen, und wie die Grösse der Persönlichkeit die ~~Kühnheit~~ Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit ihres Namens garnicht zum Bewusstsein kommen liesse.

Der Regierungsrat, der sich immer mehr in dieser Sache der geistigen Führung seiner Gattin anvertraute, und für den sie von ihrer Fremdheit und Peinlichkeit zu verlieren begann, stimmte dieser Ansicht bei.

Man traf sich eines Abends, nachdem man Hilde und eine ihrer Freundinnen für denselben <sup>Tag</sup> ~~Abend~~ mit Theaterbilletten bedacht hatte, in einem an Wochentagen wenig besuchten Vorortcafé.

Die äusere <sup>s</sup> Erscheinung von Hans Schulz brachte eine zweite, noch grössere Enttäuschung. Es war doch etwas anderes der nüchternen Wirklichkeit gegenüberzustehen, als dem Gebilde einer nachgiebigen Fantasie. Regierungsrats empfanden in den ersten Augenblicken ein richtiges Unbehagen beim Anblick des Herrn von gedrungener Gestalt mit breitem rötlichem Gesicht, ja, der Regierungsrat in demselben Masse, wie die Regierungsrätin, oggleich er nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem Einsamen gehabt hatte.

Es erschien ihm sinnlos diesen Mann in Zusammenhang mit Hilde bringen zu wollen. Das Unbehagen löste begreiflicher Weise bei seiner Gattin ein schmerzlicheres Gefühl aus. Ihre innere Vorbereitung für diese Begegnung versagte ganz, sie stand wie vor einer verlorenen Sache und hätte weinen können, weinen um ihren Einsamen, um ihren Sehnsüchtigen.

Hans Schulz <sup>'s</sup> Empfindungen waren ~~in~~ <sup>ihre</sup> ganz entgegengesetzter Natur. Wohl waren auch für ihn diese ersten Minuten bedrückend und ein wenig peinlich, wohl wusste auch er sich nicht gleich zu finden, jedoch nicht aus Enttäuschung, sondern, im Gegenteil, aus Furcht nicht das Rechte zu sagen, aus Furcht diese wunderbare Gelegenheit, die er sofort erkannte und nach Gebühr einschätzte, nicht geschickt genug anzufassen. Aber er nahm sich zusammen. Die Vision des Berges, den er emporstieg, glitt vorüber, und wie aus einer Kraftquelle kam Sicherheit und Geist über ihn. Die leeren hölzernen Redewendungen fielen ab, seine Stimme wurde biegsam und liebenswürdig, seine Bewegungen wurden geschmeidig. Die Einzelheiten seines Anzugs!, der tadellose Schnitt, der feine Stoff, die gute Wäsche, alle diese unwägbar-  
ren und wägbar-  
tzt  
men~~setzt~~, schoben sich vor und veränderten das Gleichgewicht der Elemente, die für Lärchensangs den Menschen Hans Schulz bildeten. Man setzte sich, Eine Unterhaltung kam in Gang, und Regierungsrats lernten hier einen Mann kennen, der Wissen hatte, der Willen hatte, der eine Persönlichkeit war. Die Zeitungsannonce verlor sich aus dem Bewusstsein. Man vergass den Einsamen, den Poesie umwehten. Das Interesse wuchs für Hans Schulz, der ein Mann der Arbeit, der Tat, der Wirklichkeit war. Wie er ehrlich erzählte, wer er war, dass er <sup>aus</sup> kleiner, aber achtbarer Beamtenfamilie stammte. Wie er bescheiden von seinen Studien redete, von seinen erstaunlichen Leistungen, von seinen vielseitigen Interessen, als wäre dies alles etwas ganz Gewöhnliches, als wäre es heutzutage nicht etwa ~~etwas~~ <sup>etwas</sup> ~~Selteneres~~

Seltenes, dass ein Geschäftsmann nicht in materiellem Genuss aufgehen wollte, dass er Ideale in sich trug, denen er bereit war seine Zeit und sein Geld zu opfern. Lärchensangs hatten mit einem Male Sinn und Achtung für die neuen Menschen, die von unten kamen und Werte schufen. Erst als sie auf dem Rückweg an Hilde dachten, kam das Ungewöhnliche ihres Tuns ihnen wieder zum Bewusstsein. Doch noch fester hatte sich ihre Hoffnung an Hans Schulz gebunden, noch stärker ihr Instinkt der Selbst-erhaltung ihn umklammert, und alle leisen Gewissensregungen über das nicht ganz ~~sch~~ Schickliche ihrer Handlungsweise wurde verdrängt, überwuchert von dem Wohlgefühl, einer schweren Sorge vielleicht bald enthoben zu sein.

Sie gingen somit den eingeschlagenen Weg weiter.

Hans Schulz lud sie ein, sein Büro zu besuchen.

Als die grossen goldenen Buchstaben: Handelshaus HANS SCHULZ von ihrem glänzenden Grunde wichtig zu ihnen herablächelten, da verlor sich engültig der Rest von Banalität, der an diesem Namen für sie noch haftete.

Nein, es war nicht mehr ein Name, den unzählige von kleinen unbedeutenden Leuten in abgelegenen Gassen trugen, H A N S S C H U L Z waren grosse helle Räume, waren Angestellte, die sich mit Ehrerbietung vor einem stummen Nicken beugten, waren Handelsbücher, über die kaum der Arm hinreichte, waren Geldschränke, die eine Macht bargen.

Und dann war HANS SCHULZ wieder das Einfamilienhaus mit Türmen und Balkonen an der lebhaften Fahrstrasse des eleganten Villenviertels.

Es war vielleicht ein wenig zu prunkhaft, dieses Einfamilienhaus, es waren da vielleicht ein wenig zuviel Türme und Balkone, und drinnen zuviel der dicken vergoldeten Foliobände in den Bücherregalen. Vielleicht waren die Rahmen ein wenig zu breit, die die Lieblinge des Hausherrn Newton, Bismarck, Einstein, Napoleon umschlossen.

Doch auch diese Gedanken wurden als ungerecht beiseite geschoben. Durfte man von einem Menschen verlangen, dass er in jeder Beziehung voll

vollkommen sei? Redeten alle Dinge nicht von dem Ernst und dem Fleisse des Mannes? Musste man den Reichtum dieser Natur nicht mit einem besonderen Masse messen? ~~Waxford~~

Die Vielheit seiner Interessen versetzte seine Gäste in wachsende Bewunderung. Er führte seine physikalischen und chemischen Apparate vor. Er zeigte seine Sammlungen von Spinnen, Steinen, Schmetterlingen, er überraschte mit einem Musikzimmer, in dem die verschiedenartigsten Instrumente zu finden waren.

"So beschäftige ich mich nach meiner Tagesarbeit, und ich habe dabei eine grössere Befriedigung, als in Restaurants herumzusitzen, ~~mit~~ Karten zu spielen, oder die Zeit auf die Zeit auf andere Weise totzuschlagen. Mir machen die oberflächlichen Vergnügungen keinen Spass. Ich tue doch lieber etwas für meinen Geist. Ich stelle Versuche auf verschiedenen Gebieten an. Ich suche eigene Ideen zu entwickeln. Was kann man wissen? Ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn."

"Diese Bescheidenheit war rührend: "ein blindes Huhn" nennt sich ein Mensch, der es aus eigenen Kräften so weit gebracht hat.

"Nur wirkt die Stille in dem grossen Hause oft bedrückend," fügte Hans Schulz nach einer kurzen Pause hinzu.

Das war die erste Anspielung auf die Existenz Hildes. So zart war sie, so voll verhaltener Sehnsucht, dass die Vorstellung des Einsamen, die mit Liebe grossgezogene und behütete Vorstellung, sich bei Frau Regierungsrat meldete. War das doch nicht am Ende der Einsame, der Einzige, der Rechte? Ja, das Leben ist anders als unsere Träume! Ja, das Leben ist anders, als unsere Sehnsüchte es uns vormalen. Der Einsame ist nicht der schlanke Prinz mit dem dunklen in die Ferne gerichteten Blick, mit der weichen Stimme, die jedes gesprochenen Wort zur Melodie werden lässt, ist nicht der Prinz, der in blühenden Hainen wandelt und alles zu Liebe werden lässt.... Ja, das Leben ist anders, als unsere Sehnsüchte es uns vormalen.

Tiefes Schweigen herrschte minutenlang zwischen ihnen. Dann hob Frau Regierungsrat von Lärchensang den Kopf, den sie in ihrer Ergriffenheit gesenkt hatte.

Der Kreis war durchbrochen, Hilde war hineinbezogen. Und da sie nun da war, konnte man ihren Namen nennen, konnte besprechen, wie es weiter werden sollte, wie ohne ihren Gefühlen Gewalt anzutun, ihr zeigen, wohin ihr Weg ging, wie sie erkennen lassen, dass es der Weg ihrer <sup>e</sup>innersten ~~wahren~~ Bestimmung war.

Nach vielen Erwägungen und Vorschlägen hielt man es für das Beste, die bevorstehenden Sommerferien auszunutzen, um in einem kleinen Kurort, den der Regierungsrat seines Herzleidens wegen aufsuchen musste, in unauffälliger Weise die Bekanntschaft Hildes mit Herrn Schulz einzuleiten.

Als man im begriffe war nach diesem alle Teile befriedigenden Beschlusse auseinander zugehen und der letzte Händedruck gewechselt wurde, kam Hans Schulz mit einer Bitte. Seine rührende Bescheidenheit und sein bewährter Takt <sup>u</sup> ässerten sich ein Mal mehr in ihr. Ob er das Glück haben dürfte, einen Blick nur auf diejenige zu werfen, die seine Gefährtin werden sollte, um ihr Bild schon vorher seinem Herzen vertraut zu machen.

Gewiss sollte er das. Regierungsrats fanden seine Bitte verständlich und berechtigt und kamen ihr gern entgegen.

Und an einem Sontagnachmittag erblickte Hans Schulz an der Seite ihrer Mutter auf der belebten Promenade Hilde.

Ja, das war sie, die Frau mit dem schmalen Gesicht und den schlanken Gliedern. So musste sie aussehen, nicht um ein haarbreit anders, nicht grösser, ~~nicht~~ <sup>noch</sup> kleiner, nicht heller, noch dunkler.

#### Viertes Kapitel.

Hilde von Lärchensang konnte ihren Ferienurlaub erst im August bekommen, und wie sehr ihrer Mutter Ungeduld auch zur Reise drängte, es liess sich nichts dabei ändern. Frau Regierungsrat durfte ihrer Missstimmung über diese Verzögerung nur mit Vorsicht Ausdruck verleihen, um nicht ein Befremden seitens der Tochter hervorzufufen, denn so natürlich wie möglich sollte sich für Hilde die Heiratsangelegenheit entwickeln.

So ging man erst gegen Ende August in den Kurort.

Die Hochflut der Gäste war im Abflauen begriffen. Der Rausch des Sommers ging zur Neige. Es wurde merklich stiller in den Gärten und auf den Wegen. Weniger Reden und Lachen schallte herüber und hinüber, und auch das Singen, Blühen und Duften in der Natur war matter geworden. Wie eine Müdigkeit lag es über allem Lebendigen nach dem Ausbruch der grossen sommerlichen Leidenschaft. Dünne Nebelschleier hoben sich ringsum über den Tälern und gaben eine wunderbar gedämpfte Farbigkeit dem Himmel und der Erde. Gelbe und rötliche Blätter, zeigten sich in dem Grün der Bäume, und der erste Wind löste sie, wirbelte sie in einem lustigen Reigen empor, wehte sie dann auf die Erde zurück und liess sie entfärbt und verdorrt am Wege liegen.

Hilde hatte hier das Gefühl, als wäre sie eingepresst gewesen in eine enge Zelle, - in eine enge Zelle, die gemacht war aus den kleinen täglichen Pflichten und Notwendigkeiten. Hier war es, als fielen die Wände fort und wurde die Welt grösser. Es wurde Raum für Gedanken, für Geister, für <sup>für</sup> <sup>ereien</sup> Traumgesich-  
te. Alle unterdrückten Forderungen ihres Ich meldeten sich. Aber die wachsende Schwermut, die über den Dingen lag, weckte keine Hoffnungen. Sie gab das Gefühl des Zuspätgekommenseins, der betrogenen Versprechung. Und da alles in wachsendem Ernst sich Vorbereitete zum Fruchtetragen und zur Ernte, stand sie da wie mit leeren Händen und hatte Angst vor kommenden Tagen.

So unruhig und schmerzlich sah es in Hildes Seele aus, als eines

Und dieses Mal kam er bald an Hildes Seite.

Es dauerte nicht lange, da war er bei seinem Lieblingsthema und sprach von den grossen Männern, deren Lebensgeschichte einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Er kannte Einzelheiten aus ihrem Leben, von denen Hilde, obgleich sie recht viel las, noch nie gehört hatte, und er redete mit solch einer Wärme, als ginge ihm das Wesen und Schicksal dieser Menschen irgendwie ganz besonders an. Zum Schluss fügte er wichtig hinzu, dass er überhaupt nur diejenigen achtete, die es im Leben zu etwas brächten, gleichviel auf welchem Gebiet, und wenn wirklich Grosses in einem läge, so brähe es sich schliesslich immer Bahn.

"Der Mann schlägt aus dem Durchschnitt. Fühlst du es nicht auch, Hilde?" fragte die Mutter, als sie allein waren.

Hilde sah ihn im Geiste vor sich: kurz, untersetzt, ein breites, leichtgerötetes Gesicht. Ein Schauer ging durch ihren Körper. Er? Nein! Nicht er!

Man war viel zusammen. Hilde wunderte sich wol, dass die Eltern, die sonst unbekanntem Leuten gegenüber sehr zurückhaltend waren und sich nur schwer anschlossen, solch ein Gefallen an dem Manne fanden, der ihrem Kreise nicht angehörte. Aber sie war selbst innerlich zu verwirrt, um sich lange bei diesem Gedanken aufzuhalten, und tropfenweise brachten Regierungsrats ihr den Zaubertrank bei, der sie selber gewandelt hatte:

Dieser Mann ist was- Er ist eine Macht- Er hat ein schönes Haus- Er verfügt über viele Menschen- Er hat eine Zukunft- Und Sieh! Welch ein Sinn für alles Schöne, alles Gute- Welch eine Lust sich zu bilden, sich zu vervollkommen- Ist es nicht mehr wert als ein Name, den man übernommen hat?- Ist ein Name, den man sich selber macht, nicht mehr wert?-bb-----

Das Wetter schlug in einer Nacht um. Ein Sturm jagte niedrige dunkle Wolken, bog die Stämme der Bäume, dass sie fast brachen, schüttelte unbarmherzig das saftlos gewordene Laub und peitschte in einen tollen Reigen die entfärbten Blätter. Die stille Wehmut des Herbstes war verschwunden

eines Morgens am Brunnen Hans Schulz seine Hand neben ihr ausstreckte,  
um sich ein Glass des perlenden Wassers zu erbitten.  
vom Brunnenmädchen ~~zu~~

Hildes Blick glitt zufällig an ihm vorüber. Da zog er seinen Arm zurück und sagte liebenswürdig: "Darf ich Ihnen helfen?" und ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm er ihr das leere Glass aus der Hand und reichte es ihr gefüllt wieder. Darauf grüßte er höflich und schenkte ihr weiter keine Aufmerksamkeit.

Hilde beachtete dieses kleine Erlebnis kaum und dachte überhaupt nicht darüber nach. Doch am nächsten Morgen sah sie ihn wieder und erkannte ihn gleich. Er grüßte nur flüchtig.

Eines Abends sass man im Kurpark zur Musik. Neben dem Regierungsrat war ein Platz frei. Hans Schulz kam vorüber, erblickte den leeren Platz und bat um die Erlaubnis ihn einnehmen zu dürfen. Zu ihrem Erstaunen sah sie den Vater bald in einer eifrigen Unterhaltung mit dem Nachbar. Selbst die Mutter trat aus ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung und warf von Zeit zu Zeit ein Wort in das Gespräch.

Sie hörte garnicht hin, worüber gesprochen wurde. "Wie zugänglich doch das Nichtstun und die Langeweile den Menschen machen" als sie ihre Eltern, so redselig sah. Sie selbst hatte kein Bedürfnis nach solcher Zerstreuung. Sie wandte den Kopf nach der andern Seite hin, wo gerade die letzten rosigen Abendwolken verblassten. Ein Tag war wieder zu Ende und hatte nichts gebracht, und vor ihr stand eine lange Reihe von Tagen, die immer stiller und ärmer wurden...

"Ein gescheiter Mann" sagte Frau Regierungsrat auf dem Heimwege. Niemand antwortete ihr, und das Wort blieb in der Luft hängen. "Ein gescheiter Mann. ~~Ein~~ Mann."

Hilde machte trotzallem die Bekanntschaft von Hans Schulz.

Man traf ihn ein paar Tage darauf zufällig ~~bei~~ auf einem Spaziergange im Walde, und es war natürlich, dass er sich ihnen anschloss, u



verschwunden, Not, Gewalt, Kampf erfüllten die Luft, kümmerten sich nicht um Hilde, liessen sie allein mit ihren Träumen, ihren Wünschen, ihren Verzagtheiten, liessen sie eine kalte mitleidslose Wirklichkeit fühlen. Und ohne dass sie sich dessen bewusst war, kamen ihre dunklen lichtscheuen Begehrlichkeiten der Gestalt Hans Schulzes näher und begannen ihn in den Kreis ihre Gaukeleien und Fantasien einz<sup>e</sup>zuschliessen. Es verwirrten die angewachsenen Forderungen des Gemütes und des Blutes ihren Geist. Sie verschoben die Wertbet<sup>ph</sup>önungen des Lebens, sie triumphierten über alle früheren Vorstellungen von Glück und Zweck, sie überredeten:- Kraft ist das Wesentliche!- Liebe einen, der Kraft hat!- Kraft bereichert das Leben!- Kraft schafft Leben!-

- Fünftes Kapitel. -

"Hilde, hänge doch diese Winterlandschaft in dem kleinen Salon. Da <sup>auf</sup> passt sie besser zum Möbel!"

"Mir scheint, Hans, sie hänge hier vorteilhaft im Licht!"

"Nein, tue nur, Liebling, was ich dir sage. X

Hilde bringt das Bild in den kleinen Salon.

Oder Hans Schulz kommt am elfenbeinfarbenen Salonflügel vorbei. "Hilde, wo steckst du? Hilde?"

Hilde antwortet aus ihrem Schlafzimmer. "Ich habe eben hier zu tun. Ist es was Dringendes?"

"Doch, doch, Kind, komme nur gleich. X

"Ich ordnete gerade den Wäscheschrank. Ist es so Eiliges?"

"Von wem ist doch die Sonate, die Bismarck so gern gehört hat? Liebste?"

"Ich weiss es nicht, Hans, ich habe nichts darüber gelesen."

"Das müsstest du wissen, Kind, suche es unbedingt zu erfahren. Mein Lieblingsstück ist die Mondscheinsonate von Beethoven. Ich würde gern ~~gla~~ gleich den ersten Teil davon hören. X

Er schiebt den grossen vergoldeten Lehnstuhl Louis XVI an den Flügel heran und setzt sich hinein.

"Lieber Hans, ich komme in ein paar Minuten wieder. Ich werde ganz schnell meine Arbeit beenden."

"Nein, mein Liebling, ich möchte nicht gern warten. In ein paar Minuten bin ich vielleicht nicht mehr in der Stimmung Musik zu hören, da bin ich vielleicht schon mit anderen Dingen beschäftigt."

Hilde <sup>e</sup>stzt sich an den Flügel~~x~~ und spielt.

Hans Schulz's Gedanken wiegen sich im Rythmus der Musik. "Ich steige, ich steige, ich werde gross, ich werde bekannt, immer mehr, immer

immer mehr....Hilde ist mein Geschöpf. Sie spielt mir zu jeder Zeit, wenn ich nur Lust habe zu hören...

Er sieht die Bilder an, die an den Wänden hängen: Napoleon, Bismarck, Newton, Goethe...

Bismarck, Newton, Hans Schulz, Goethe,, das klingt gut. Hans Schulz, ach, Sie wissen nicht, wer Hans Schulz ist? Hans Schulz ist doch der grosse...

Er fährt empor. Er hat zu tun, er hat viel zu tun, Es ist gewiss schön so dazusitzen und zuzuhören, wie Hilde seine Lieblingssonate spielt, aber <sup>Zeit</sup> seine ist kostbar, jeder Augenblick ist kostbar. Er unterbricht Hilde mit-  
ten im Satz.

"Ich muss nun leider fort, meine Liebe, ich wollte, ich könnte dir stundenlang zuhören, doch die Pflicht ruft, ich darf keine Minute versäumen, ich habe Wichtiges vor."

Er hatte Wichtiges vor. ~~Ne~~ Was war denn das Wichtige? Das Geschäft? Ja, Gott sei Dank, es ging glänzend und wie von selbst. Aber sah die Menge auf ihn? Die Frau war da mit den schlanken Gliedern und dem schmalen Gesicht. Wo blieben die Hunderttausende, die ihm zuschauten? Stieg er auf den Berg dem Gipfel zu? Napoleon, Jesus, Bismarck, Einstein? Was war es? Eine Idee haben eine eigene, war es das?

Hans Schulz bemühte sich seine ehelichen Beziehungen in gefällige Form zu kleiden. Er nannte Hilde, wenn er von ihr sprach, oder selbst wenn er an sie dachte "meine teuere Frau", "mein liebes Weib".....

Sie musste immer um ihn sein und an allem, was er tat, teilnehmen. Er besprach mit ihr seine Pläne, er erklärte ihr, wie edel er war, wie er für seine Angestellten sorgte, welche Summen er für gemeinnützige Zwecke spendete.

Er begann ernstlich Kunst zu pflegen. Er nahm Malstunden, und Hilde musste, wenn er malte, dabeisitzen und ihn aufmuntern und ihn ermutigen und ihm immer wieder sagen, dass er Talent hätte: "Ja, es geht schon gut".

"Es geht schon viel besser." - "Du hast wirklich Talent."

Hans Schulz nahm auch Musikstunden. Er spielte Violine, aber mehr Vergnügen fand er am Flötenspiel. Friedrich der Grosse hatte auch mit Vorliebe Flöte gespielt. "Ich liebe den weichen Ton der Flöte," wiederholte er oftmals, wenn er an seine Übungen ging, "man kann soviel von seinem Gefühl hineinlegen."

Es stärkte sein Selbstbewusstsein, dass Hilde, die Feine, um ihn war immer, wenn er es nur wollte. "Mein liebes Weib ist meine Muse," konnte er zu den Leuten sagen.

Jeder Augenblick seiner kostbaren Zeit musste zweckmässig angewandt werden. Er mochte keine leeren Plaudereien. "Eine Unterhaltung soll Gewinn bringen an Wissen, an Erfahrung, an Schulung des Geistes. Sonst ist sie Zeitvergeudung."

Er wusste nichts von den stillen Stunden, da Seele der Seele nahe kommt in bereitem Schweigen oder nur einfache scheinbar belanglose Worte gesprochen werden, weil das Gefühl, tief und feierlich, keine Form findet, um sich ausdrücken. Er wusste auch nichts von jenen Stimmungen, die ein Ton, eine Farbe, eine Linie unerwartet hervorrufen und den Menschen für Augenblicke aufhalten in der Jagd um die endlichen Dinge unserer Wirklichkeit, die Werte ahnen lassen hinter dem Zeitlichen. Der Nutzen musste für ihn gleich da sein oder wenigstens in absehbarer Ferne sich zeigen. Er musste ihn registrieren, irgend wie systematisieren können. Wenn Hilde im Anfang ein Gespräch zu führen versuchte, ein Gespräch, in dem sie etwas von ihrem Ich hineinlegen und geben wollte, wenn sie etwas zu erzählen begann, zum Beispiel, von einem Erlebnis aus ihrer Kindheit, das sich ihrem Gedächtnis eingegraben und ihren Geist geformt hatte, dann konnte er mitten darin abbrechen, weil es ihm schien, dass dieses Gespräch nichts einbrachte, dass es verlorene Zeit war.

Er spielte nur ungern Karten, schätzte aber das Schachspiel, da er annahm

dass es den Geist schärfte. Hilde musste deshalb Schachspielen lernen . Nur durfte sie nicht gewinnen wenn sie mit ihm spielte. Das regte ihn auf, das gab ihm Stunden der Unruhe: wie war es möglich, dass ich verlieren konnte? Mit Hilde? Hat sie meinen Verstand?

Seine Unruhe war ihr peinlich, daher spielte sie gleich so, dass er gewinnen musste.

Sie tat überhaupt wortlos, was er verlangte. Sie war wie verirrt, wie abgekommen vom Wege. Sie hatte einen Schritt gleichsam in einer Verzauberung getan. Nun erwachte sie langsam. Langsam fiel der Zauber von ihr ab, der über sie gelegt worden war, und der alle Dinge hatte anders erscheinen lassen, als sie waren. Aber es gab kein Zurück, und es gab für sie kein Vorwärts. Sie wusste nicht, was sie wollen sollte, denn auch, was hinter ihr war, schien ihr leer. Sie hatte auch das Vertrau<sup>r</sup>en zu ihrem früheren Leben verloren, zu ihren Eltern, zu ihren Freunden, zu den Fundamenten der Weltanschauung ihres Kreises, weil sie sie in diese Verwirrung hatten fallen lassen.

Sie nahm sich trotzdem vor Hans Schulz zu lieben, ihm eine treue Gefährtin zu sein, obgleich sie gerade da<sup>r</sup> an dem Punkt, wo sie geglaubt hatte das Wesen der Liebe zu erfassen, den Schlag erhalten hatte, der sie aus ihrer Verzauberung erlöste.

Dem Sinne und Verstand können einen zum Narren halten, wenn die Seele voller Verlangen nach Wärme, nach Schönheit, nach Freude ist und nicht findet, was sie braucht. Der Verstand schweigt, und die Sinne gaukeln was vor: sie sehen und hören nicht mehr, was da ist, sie sehen und hören, was nicht ist. Nicht die verwandten Züge des Affen, des Wolfes, des Vampyr<sup>s</sup> trägt der mehr, den man lieben will. Verborgene Schätze ahnt man in seinem Innern. Man wird sie heben! Worte sind in ihm, die er noch nicht gesprochen hat, Taten, die er noch nicht getan hat. Alles wird man entwirren, alles wird man lösen! Heilig ist die Liebe und heilig der

der Glaube, bis man eines Tages den Schlag empfängt, der nüchtern macht,  
der zeigt, wie man sich selber betrogen hat, weil man so sehnsüchtig ver-  
langt hatte.

Sechstes Kapitel.

Hans Schulz ist aufgeregt: der erste grosse Empfang soll abends bei ihm stattfinden.

Er hatte mit seiner jungen Frau im ganzen Lärchensangschen Kreise Visite gemacht und diesem Kreise, der im Absterben begriffen war, <sup>frisches</sup> ~~neues~~ Leben eingeflösst. Für die alten Lärchensangs bedeutete Hildes Heirat den Anbruch einer neuen Zeit. Oh, es ist schon was, wenn die Sorge abfällt und man Vertrauen zu den kommenden Tagen hat! Der dumpfe Druck, der über ihnen lag, löste sich. Sie atmeten auf, sie wurden wieder jung. Dass der Schwiegersohn keine Titel hatte und nur Hans Schulz hiess, war anfangs wol ein wenig peinlich, doch dieser Mangel verlor sich bald in der Bewegtheit und Helligkeit, die er in ihr Dasein gebracht hatte. Sie konnten wieder zu ihren alten vornehmen Gewohnheiten zurückkehren, sie konnten die Art zu leben wieder aufnehmen, die ihnen gemäss war, und voll und ganz sein, was sie gewesen waren - Regierungsrats von Lärchensang.

Die Ministerialbeamten, die Hochschullehrer und Oberlehrer, die den Lärchensangschen Kreis bildeten, kamen Hans Schulz mit geteilten Gefühlen entgegen. Bisher waren sie gewohnt gewesen nur Menschen mit klassischer Bildung und aus bestimmten Gesellschaftschichten als ihresgleichen zu betrachten und nur mit solchen zu verkehren, <sup>doch</sup> ~~aber~~ die Not der Zeit hatte auch ihr Selbstgefühl ~~an~~ ~~Wunde~~ gedämpft, und sie und ihre Frauen, die zwar keine klassische Bildung, wol aber deren Vorurteile besassen, erkannten dunkel, dass ein freundschaftlicher Umgang mit dem Hause Hans Schulz ihrer Existenz eher nützlich als schädlich sein würde.

Hans Schulz war aufgeregt. Er stand wieder vor einem neuen ~~Lebensabschnitt~~ Lebensabschnitt. Er fühlte wie er wuchs, er fühlte seine Kräfte. Er begriff, was es war, eine auserlesene Gesellschaft von Doktoren, Professoren, Regierungs- und Geheimräten bei sich aufnehmen zu dürfen,

sich als ihnen zugehörig zu betrachten, und das alles durch eigenen Verdienst, durch eigene Geschicklichkeit und Klugheit, ohne Rat, ohne geringste Hilfe von irgend wem.

Seine Erfahrungen aus einer Zeit, an die er nicht gern zurückdachte, kamen ihm bei den Vorbereitungen zu diesem Empfang sehr zugute. In dem Bewusstsein seiner Überlegenheit vertraute er auch ihre Leitung niemand an. Er war bei allem selbst dabei. Er stellte den Speisezettel zusammen, er gab genaue Anweisungen den Dienern, er legte die Ordnung des Abends bis in alle Einzelheiten fest. Er bestellte sogar nach eigenen Angaben das Kleid, das Hilde tragen sollte. "Ein tüchtiger Mensch muss alles können, und Wissen ist niemals eine Schande," <sup>sagte er,</sup> indem er jede andere Meinung <sup>t</sup> forschob und seine persönliche an ihre Stelle setzte.

Auch den Stoff der Unterhaltung hatte er überdacht. Er wollte den gelehrten Herren zeigen, dass er so gut wie <sup>sie</sup> was wusste, --- ohne wie sie jahrelang studiert zu haben. Er wählte ein paar Themen, die ihm geläufig schienen, wiederholte im Geiste, was er über sie wusste, las nach, um Lücken auszufüllen, frischte mehrere bei Gelegenheit von ihm erzählte Anekdoten auf <sup>auf solche Weise</sup> und war überzeugt, alles getan zu haben, was den Erfolg des Abends sicherte.

Die Stunde des Empfanges rückte heran. Man konnte die ersten Gäste erwarten. Hans Schulz überschaute noch zum letzten Male seine Räume, die Küche, den gedeckten Tisch, die Diener und seine Frau und war zufrieden. Er <sup>vornehmer</sup> wusste auch genau, wie man sich als Wirt zu benehmen hätte, welche Redensarten anzuwenden wären. Er war gerüstet.

Es fing alles aufs beste an. Hilde nahm sich in dem neuen Kleide sehr gut aus, und die berühmten Männer, die an den Wänden hingen, schauten ernst und streng, lebenswürdig und heiter, je nach der Lebensaufgabe, die sie erfüllt hatten, aus ihren breiten goldenen Rahmen in den Glanz der Lichter, und Hans Schulz war es, als verließen sie, mit denen er sich durch gleiches Schicksal verbunden fühlte, seinem Hause etwas von ihrer Würde und



und Wichtigkeit.

Die Schwiegereltern Regierungsrats stellten sich zuerst ein. Sie gehörten doch sozusagen zum Hause Regierungsrats von Lärchensang gehörten zum Hause Hans Schulz.

Man ging in freundlichster Stimmung zu Tisch, der Hausherr im Bewusstsein seiner wachsenden Macht und Bedeutung und die Gäste im Vorgefühl eines Genusses, der ihnen in den mageren Zeiten nicht häufig beschieden war. Doch leider ist eine schöne Harmonie in den menschlichen Beziehungen nur selten von Dauer. Kaum begann der vorzügliche Wein den Geist der Geniessenden reger und waghalsiger zu machen, da zeigten sich auch schon die Gegensätze und individuellen Eigentümlichkeiten, die eben noch glücklich aufgelöst schienen. Über diese Männer mit der klassischen Bildung, die sonst die ausgesprochene Neigung hatten, das Bestehende zu bejahen, die in jedem neuen Gedanken Verrat und Umsturz witterten, kam eine Stimmung des Protestes beim Anblick der Fülle an schönen und auserlesenen Dingen. Statt in Wolbehagen zu geniessen und sich der ungewöhnlichen Gelegenheit zu freuen, wie sie es doch vorgehabt hatten, als sie sich zu Hans Schulz auf den Weg machten, fing es an sie zu ärgern, dass ein Mann, der in seinem Leben keinen Plutarch und Herodot gelesen hatte, der Homer höchstens aus einer armseligen Übersetzung her kannte, so uneingeschränkt über die Güter dieser Erde verfügte, während sie mit Mühe und geheimen Opfern ihrem Dasein den Anstrich der Standesgemässheit verliehen.

Diese Stimmung, die so leicht einen fruchtbaren Boden in der menschlichen Seele findet, sei sie geboren auf den Höhen der Obersten Zehntausend oder in den Tiefen der unzähligen vom Schicksal Betrogenen, teilte sich schnell den Frauen mit, um in noch verstärkter Masse in ihnen zu wuchern.

Oh, diese Lärchensangs, oh, diese Hilde, was stolzieren sie da in ih-

ihrem Prunke, als ob nicht jede von ihnen um den Preis ihrer Würde, um den Preis ihres wahren Ich diesen von unten gekommenen Reichtum hätte kaufen können.

Sie tauschten in Geflüster ihre bitteren Bemerkungen aus, und ihre von Mühe, Sorge und Ärger schmal und spitz gewordenen Gesichter hoben sich stolz im Bewusstsein ihrer Makellosigkeit.

Doch die Männer offener und tätiger als die Frauen nahmen sich ~~nah-~~  
~~men sich~~ <sup>vor</sup> nach einer wortlosen Vereinbarung aus dem Gefühl ihrer Interessen gemeinschaft heraus, dem Glanz des gastlichen Hauses Werte entgegenzusetzen, die Hans Schulz nicht besass, die er trotz seines gerühmten Wissenseifers nicht besitzen konnte, weil nur ein systematischer klassischer Bildungsgang <sup>sie</sup> ~~ihm~~ verbürgte. Sie nahmen sich also vor in der angreiferischen Laune, die der Geist des alten Weines geschaffen, sich des Wissens, das ihren ganzen Stolz ausmachte, zu bedienen, um Hans Schulz ihre Überlegenheit <sup>deutlich</sup> fühlen zu lassen.

Man fing an, alte Erinnerungen von der Schulbank her und aus dem Universitätskolleg aufzufrischen, man fing an zu philosophieren, in höchsten Ausdrücken zu reden, Zitate herzusagen, sie wie Bälle herumzuwerfen, und man forderte Hans Schulz auf, der sich vergeblich bemühte, eines der von ihm vorbereiteten Unterhaltungsstoffe in Gang zu bringen, doch auch zu erzählen, was er noch von Sophokles wüsste.

Nicht sogleich verlor Hans Schulz das Vertrauen in diesen Abend, auf den er so grosse Hoffnungen gesetzt, und für den er keine Mühe gescheut hatte. Es weitete sich seine Brust vor Vergnügen, eine so gebildete und geistessprühende <sup>e</sup> Gesellschaft in seinem Hause aufnehmen zu können. Er hörte fast die Stimmen seiner früheren Bekannten und seiner Verwandten oben aus der Milchstrasse: Welch einen Verkehr hat der Mann! Welch ein Kreis von hohen Geistern ist um seinen Tisch versammelt! Wie gross muss er ~~sein~~

er selbst sein, um es aus eigener Kraft so weit zu bringen.

Aber dann bohrte sich mitten in seinen Stolz der Stachel hinein: Hier ist etwas, was sie haben und ich nicht. Sind sie vielleicht mehr als ich? Sind sie mir vielleicht über und sehen auf mich herab?

Und dann hatte er die Pein sagen zu müssen: "Nein, leider weiss ich nichts von Sophokles. Ich hatte bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, mich mit diesem grossen Dichter des Altertums zu beschäftigen, aber ich werde keinesfalls unterlassen, das Versäumte nachzuholen."

In dem Masse jedoch wie das Mahl fortschritt und die Wirkung des guten reichlichen Essens und des alten Weines sich einzustellen begann, legte sich der Groll der Gäste über die ungerechte Verteilung der irdischen Güter, <sup>dem</sup> ~~da~~ mit überfülltem Magen und schweren Gliedern <sup>ist</sup> der Mensch eher zu Kompromissen als zu krassen Auseinandersetzungen geneigt ~~ist~~. Sie wurden Hans Schulz gegenüber nachsichtiger gestimmt, sie fanden es anerkennenswert, dass er so aus dem Vollen bewirtete, und sahen ein, dass es thöricht wäre, sich um weitere Genüsse dieser Art zu bringen.

Auch die Frauen beruhigten sich und waren bereit, sich einzugestehen, dass es in Hildes Lage das Gescheiteste gewesen war, einen Hans Schulz zu heiraten, und dass sie <sup>vielleicht</sup> ~~woll~~ in ähnlicher Weise gehandelt hätten.

Die lateinischen und griechischen Zitate hörten auf durcheinander zu wirbeln und ordneten sich in höfliche und wohlgesetzte Tischreden auf das Wohl der freundlichen Wirte ein. Hans Schulz dankte in vorher zurechtgelegter ~~Gä~~geheude, aber er sprach ohne innere Überzeugung und Sicherheit, und das triumphierende Lebensgefühl, das er beim Anblick seiner hochgebildeten Gäste empfunden hatte, machte einer dumpfen Unbefriedigtheit Platz.

### Siebentes Kapitel.

Hans Schulz konnte nun bei jeder Gelegenheit sagen: Meine Schwiegereltern, die Regierungsrats.....Mein Onkel, der Geheimrat....Mein Vetter Professor Nebelmann....und so weiter, und so weiter. Aber diese Genugtuung wurde im Grunde mit versteckter Demütigung erkaufte. Sie erforderte einen geheimen Kampf mit dem Bildungsdünkel dieses Kreises.

Nach jedem Beisammensein mit den gelehrten Verwandten kam eine Flut von Büchern und Zeitschriften ins Haus. Sein Wissen hatte Lücken. Das hatte sich nie so gezeigt wie jetzt. Aber wusste er für seine Verhältnisse nicht schon ausserordentlich viel? Haben Jesus, Rembrandt, Napoleon vielleicht alles gewusst? Und sind sie deshalb keine Genies gewesen? Doch trotz diese Trostes, den er sich zu geben bemühte, brachte jedes Versagen von Wissen ihn um seine Ruhe. Die geringste Entgleisung in Gesellschaft bedeutete etwas Schicksalsmässiges für ihn, und es war, als wenn sie jedes Mal von neuem die Frage entschiede, ob er der Grosse wäre oder nicht.

-Woraus besteht die Materie? Aus Molekülen. Und was ist ein Molekül? - Ist alles Bewegung? Ist alles Kraft? - Er war mit diesen Fragen noch nicht ins Reine gekommen, da stellten sich neue Notwendigkeiten des Wissens ein. - Wer war Barras? Wer war Saint Just? Ist es wahr, dass die französische Revolution die Entwicklung der Menschheit um hundertfünfzig Jahre aufgehalten habe, wie der Geschichtsprofessor Nebelmann behauptete? -- War Goethe das Prinzip der Dreiheit und Schiller das Prinzip der Zweiheit, und was hatte das für einen Sinn, dass die gelehrten Herren so viel darum herumstritten?--

Hans Schulz war nur in grössere Unruhe und Unbefriedigtheit durch diesen Verkehr gekommen. Die Systematik, die er sich zurechtgemacht hatte, liess ihn wieder im Stich. Aber das Bild des Steigens auf den Berg glühte in seiner Seele mehr denn je, es war schmerzhaft darin eingeätzt, gleich einer rätselhaften Schrift, die er nicht zu übersetzen verstand.

Jedes Lob eines andern war ein Tadel an ihm, weil der andere einen Vorzug besass, der ihm zukam. Jeder Besitz eines andern war etwas, das sein hätte werden sollen. Es war ein erbitterter Kampf, den Hans Schulz mit Menschen und Dingen zu führen hatte.

Seine Ehe war auch kein Ruhepunkt. Hilde? Was war ihm Hilde? Was gab sie ihm? Sie hatte das schmale Gesicht und die schanken Glieder. Er hatte geglaubt, dass das genug sei. Nein, es war nicht genug. Sie ging neben ihm her wie ein Automat. Er konnte im voraus sagen, was sie auf seine Frage antworten würde. Sie widersprach ihm nie. Und wenn er sie absichtlich reizte, um einen Widerspruch hervorzurufen, so schwieg sie, schwieg wie ein Stein. Ihre Starrheit neben seiner Unruhe bekam etwas Peinigendes für ihn. Er fühlte dunkel, dass hinter dieser Starrheit sich etwas verbarg, das sich ihm nicht unterordnete, dass sie ein Schlupfwinkel für etwas war, das neben ihm nicht gedeihen konnte. Er wurde hart gegen sie. Er bat nicht mehr mit höflichen Worten, wenn er von ihr etwas wollte. Er forderte kurz und unfreundlich. Aber es war, als merke sie das garnicht, oder sei für sie nicht von belang. Keine Bewegung verriet, ob er ihr angenehm oder abstossend war, wenn seine Sinnlichkeit über sie hinging. Und er hatte manches Mal Lust sie zu schlagen, ihr irgend wie wehe zu tun, um eine Stelle zu treffen, an der sie lebendig war.

Sein Selbstgefühl wurde aber bald von anderer Seite so reichlich entschädigt, dass die Enttäuschungen, die ihm der Verwandtenkreis und die Ehe brachten, an Schärfe verloren.

Die allgemeine geschäftliche Lage hatte sich immer weiter nach der Richtung hin entwickelt, dass man nur ein gewisses Mass von Geschicklichkeit und auch Rücksichtslosigkeit besitzen musste, um in seinen Erfolgen sicher zu sein. Die Operationen hatten sich vereinfacht. Sie bestanden zumzeit im Zugreifen <sup>1</sup> <sup>2</sup> gewandten und im Ausnutzen der schlechten Lage, in die viele Unternehmungen infolge der schwankenden Verhältnisse gerieten.

Man konnte vorzüglich eingerichtete Fabriken, die aus Mangel an Betriebskapital im Begriffe waren einzugehen, riesige Warenlager, deren Besitzer den Zahlungsschwierigkeiten nicht gewachsen waren, für einen Spottpreis aufkaufen. Man konnte so an Einfluss gewinnen und ein hochgeachteter Mann werden. Und wenn man auch noch Takt genug besass, um an rechter Stelle und im rechten Augenblick eine aufsehenerregende Spende zu machen, so war man eine Persönlichkeit geworden, die im öffentlichen Leben zählte. Man wurde als edler kluger und talentvoller Mann gepriesen. Man wurde zum Ehrenmitglied von litterarischen und künstlerischen Vereinigungen ernannt, und wenn man selbst bisher an seiner eigenen Grösse gezweifelt hätte, so würde es einem schwer gemacht worden sein an sie nicht zu glauben.

Hans Schulz war für eine solche Lage wie geschaffen. Sein Handelshaus wuchs zusehends. Seine Nummern im Telefonbuch nahmen ein ganzes Drittel einer Seite ein, seine Warenautos waren in den Strassen von weitem an ihrer leuchtenden grünen Farbe und den grossen goldenen Buchstaben zu erkennen.

Auch in den Zeitungen konnte man fortgesetzt den Namen Hans Schulz an den verschiedensten Stellen wiederfinden:

Das Handelshaus Hans Schulz verwandelt sich in eine Aktien-Gesellschaft m. b. Haftung.

Die Gummiwarenfabrik Schleusenberg geht in den Bestand der Aktiengesellschaft m. b. H. Hans Schulz über.

Herr Hans Schulz wurde zum Aufsichtsrat der Lüneburger Stanzwerke gewählt.

Der Invalidenverein früherer Kämpfer dankte Herrn Hans Schulz für seine grossmütige Spende.

Herr Hans Schulz ist Ehrenmitglied der Gesellschaft für astronomische Forschung geworden.

Das Erholungsheim Hans Schulz für Kinder unbemittelter Künstler und Schriftsteller ist heute feierlich in Anwesenheit hoher Persönlichkei-

Persönlichkeiten und des durch seinen Gemeinsinn <sup>h</sup>rümlüch<sup>h</sup>st bekannten Stifters eröffnet worden.

Nun war es sicher: er stieg. Er stieg den Berg hinan und Tausende schauten ihm zu. Jetzt konnte er ruhig in Gesellschaft der gelehrten Vettern dasitzen und ihr dünkelfhaftes Getue belächeln. Was machte es aus, dass er weniger Bücherwissen besass als sie? Worauf waren sie eigentlich so stolz? Alles war bei ihnen nur eingelernt, eingekramt in ihr Hirn wie Ware. Nichts Schöpferisches, nichts Selbstgeschaffenes war da. Keinen eigenen Gedanken hatten sie. Leider hatte er keine Zeit. Oh, wenn er mehr Zeit gehabt hätte! Der Tag hat nur vierundzwanzig Stunden. Welche Gedanken schwirren ihm nicht oftmals durch den Kopf. Was hätte er alles noch leisten können. Pah, das Wissen, das sie hatten, war für Geld zu haben! Es wäre gut, sich einen gebildeten jungen Menschen ins Haus zu nehmen, ~~und~~ mit ihm kluge Tischgespräche zu führen und sich von ihm vortragen zu lassen, <sup>worüber</sup>~~über~~ was er nur unterrichtet sein wollte.

Er nahm es dem hochmütigen Oberlehrer Doktor Vogt kaum übel, dass er ihn durch einen boshafte Ausfall in eine etwas lächerliche Lage gebracht hatte. -"Herr Schulz, sie spielen so gern Flöte. Kennen sie auch das Flötenkonzert von Menzel?-" "Nein, Herr Doktor, ich spiele es nicht und <sup>auch</sup> erinnere mich nicht es irgend ein Mal gehört zu haben." "Entschuldigen Sie das Missverständnis, Herr Schulz. Ich meine natürlich das <sup>h</sup>berümt<sup>h</sup>e Bild, das <sup>a</sup>in der Nationalgalerie hängt." --- Früher hätte ihn sowas bis in die Seele hinein getroffen. Jetzt machte er sich nicht viel daraus. Wer war denn der sich wichtigtuende Doktor Vogt? Ein kleiner unbekannter Oberlehrer? Er gönnte <sup>fast</sup> ihm aus Mitleid ~~fast~~ die elende Genugtuung einen Hans Schulz zum besten gehabt zu haben. Und er hatte sich gut aus der Affäre <sup>gezogen</sup> gezogen. "Worüber lächeln Sie, meine Herren und Damen? Einem so von dringenden <sup>wenn</sup> Angelegenheiten überlastetem Menschen ist es wohl zu entschuldigen, ~~dass~~ <sup>ihm</sup> der Name eines Malers im Augenblick entfällt." -- So hatte er sie noch be -

beschämt und ihnen gezeigt, wie klein sie neben ihm waren.

Er klagte in einer Vorstandssitzung der Lüneburger Stanzwerke seinem Nachbar, dem Justizrat von Frosch, wie sehr seine vielseitigen Verpflichtungen ihn daran hinderten die guten Einfälle, die er nicht selten hätte, festzuhalten und auszuarbeiten.

"Nehmen Sie sich doch einen Privatsekretär, mein lieber Freund," rief der Justizrat und schlug ihm dabei kameradschaftlich auf die Schulter.

"Sie kommen bei Ihren glänzenden Ideen nicht auf einen so einfachen Ausweg. Es laufen gehug brotlose Künstler und Schriftsteller umher, die glücklich wären, einem solchen Herrn wie Ihnen zu dienen. Sie retten dabei vielleicht noch ein Genie vom Hungertode." Und Justizrat von Frosch lachte ~~habei~~ lachte herzlich über seinen ~~Augen~~ Witz.

"Ich habe~~n~~ daran auch schon gedacht," erwiderte Hans Schulz. "Ein Privatsekretär <sup>würde</sup> ~~könnte~~ von grossem Nutzen für mich sein. Ich spreche meinen Gedanken in kurzem Umriss aus, und jener entwickelt ihn und giebt ihm die litterarische Form. Solch eine Zusammenarbeit wäre glänzend. Aber glau-<sup>ben</sup> Sie, dass man wertvolle Gedanken so ohne weiteres einem fremden Menschen anvertrauen kann? Wenn er sie sich aneignet und als seine eigenen heraus-herausgiebt? Wie sieht man da aus?"

Justizrat von Frosch, dessen ganzer Erfolg im Leben eben darin bestand, dass er die Gedanken anderer in rascher geschickter Weise anzuwenden verstand, gab zu, dass diese Gefahr vorläge. Doch ihm fiel auch schon ein guter Rat ein. War da nicht der Sohn seines verstorbenen langjährigen Sekretärs der ihm unersetzliche Dienste geleistet hatte. Fritz Müller schien ganz in den Vater geraten zu sein. Er konnte mit aller Gewissenhaftigkeit <sup>ihn</sup> ~~empfehlen~~ und damit Hans Schulz durch eine Gefälligkeit in einem Augenblick verpflichten, als er seine Beteiligung an einem neuen Unternehmen dringend brauchte.



"~~Kann~~ Um was handelt es sich in der Hauptsache, lieber Freund? Ich glau-  
dürfen  
be Ihnen einen entsprechenden Jungen Menschen empfehlen zu ~~können~~, auf den  
Sie sich vollständig verlassen können. Sein Vater hat viele Jahre in mei-  
nem Büro gearbeitet und war von einer Ehrlichkeit, die manches Mal schon  
ein wenig unbequem wurde, Sie verstehen wohl wie ich das meine, von einer  
übertriebenen gradlinigen Ehrlichkeit."

"Um was es sich handelt, bester Justizrat? Um alles Mögliche. Um tech-  
nische Verbesserungen, um Weitanschauungsfragen, um wissenschaftliche Aus-  
einandersetzungen und dergleichen mehr. Es lässt sich garnicht voraussehen,  
was einem so durch den Kopf geht."

"Ich werde zum Glück von solchen Anwandlungen nicht geplagt und hätte  
sie bei einem Menschen mit so gesundem praktischen Sinn, wie Sie es sind,  
auch nicht vorausgesetzt. Doch ist Fritz Müller zweifellos für Sie der  
richtige Mann. Der wird sich wahrscheinlich eher selber schaden als Ihnen  
ein Unrecht zufügen. Er ist Student der Philosophie und lebt mit seiner  
Mutter zusammen. Die Leute sterben buchstäblich vor Hunger. Ich sage: soll  
der Bursche doch ein Handwerk lernen oder ~~was~~ anderes, das Geld ein-  
bringt. Ich bitte Sie bloss, welcher Mensch studiert heutzutage Philoso-  
phie? Es ist doch heller Wahnsinn. Aber erklären sie es diesen Menschen!  
"Ach, der Junge ist so begabt~~er~~, Herr Justizrat. Und dann ist es auch der  
Wunsch meines verstorbenen Mannes. Der hätte sich auch am liebsten in sei-  
ne Folianten vergraben und mit der Welt nichts zu tun gehabt." ~~Das ist al-~~  
les, damit der Bub sich nicht so elend verausgabte ~~so~~ wie ich. - Ich  
nur  
habe es ihm versprochen, Herr Justizrat. Aber glauben Sie nicht, ~~das~~ mein  
wäre ~~gewesen~~ ihm immer  
Mann Ihnen nicht dankbar ~~war~~, dass Sie ~~mir~~ treu zur Seite gestan-  
densind." So spricht die Mutter, und mit dem Jungen ist überhaupt nicht  
zu reden. Der lebt in überirdischen Regionen, bis sie eines Tages beide  
sind.  
vor Hunger gestorben ~~sein~~. Eine Stelle als Privatsekretär bei Ihnen  
wäre für ihn ein unerhörtes Glück. Da bleibt ihm doch auch Zeit genug für

für sich .Ich bin jedoch überzeugt, dass er noch Geschichten wird. Das <sup>machen</sup> soll er aber nur wagen. Ich kenne dann die Leute nicht mehr."

"Ich bitte Sie darum, verehrtester Justizrat, schicken sie ihm mir so bald wie möglich. Ich werde mit ihm schon fertig werden."

"Ich werde mein Möglichstes tun. So war auch der Vater <sup>W</sup> Sehr begabt, doch ganz ohne Sinn für die Realität. Ein Mensch, der es zu nichts im Leben zu bringen verstand. Einer von jenen, die halb in der Fantasie leben. Es ~~ex~~ <sup>Gesetze</sup> existieren für diese Leute , von denen kein anderer Mensch was weiss. Sie rechnen mit Faktoren, denen nichts in der Wirklichkeit entspricht. Also den Fritz Müller können Sie ruhig nehmen, der schnappt Ihnen keine genialen Einfälle weg! Der wird ~~wol~~ zeitlebens von anderen ausgehutzt werden, wie sein Vater. Gut, dass der in meine Hände gelangt war, da war die Ausnutzung noch erträglich."

Achtes Kapitel.

-----

Frau Doktor Ludmilla Müller bewohnte seit vierundzwanzig Jahren die Dreizimmerwohnung im Gartenhaus an der Goethestrasse. Hier war sie als junge Frau eingezogen, hier hatte sie ihren Fritz geboren, hier war sie Witwe geworden. Das Haus war damals, als sie darin einzog, gerade fertig geworden und verdiente einigermassen, wenn man nicht allzu streng war, den Namen Gartenhaus. Anheimelnd plätscherte ein Springbrunnen, den ein niedlicher bronzener Amor zierte, mitten im geräumigen Hof. Hübsch geordnete Blumenbeete säumten die winzigen Rasenfä<sup>1</sup>chen ein und mischten ihre zarten Düfte in die verschiedenen Küchengerüche, die aus den Fenstern hervorströmten und eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner verrieten. Und das Haus selbst glänzte vor Ordnung und Sauberkeit. Die Läufer auf den Treppen sahen aus, als wären sie gestern aus dem Laden gekommen. Die Fensterscheiben wä<sup>n</sup>tferten in ihrer Blä<sup>n</sup>keit. Rote Geranien und grüne Schlingpflanzen prangten auf allen Balkonen.

Jetzt war alles anders. Alles war abgenutzt, schmutzig, vernachlässigt. In den Blumenbeeten führten wenige Pflanzen ein kümmerliches Dasein. Ihr spärlicher Duft mischte sich in Geruch von schlechtem Fett. Der Springbrunnen war verstummt, der bronzene Amor gestohlen. Die Läufer auf den Treppen fehlten ganz oder waren schäbig und zerrissen. Von der Wand des Hauses waren grosse Stücke von Stuckatur abgefallen und die zurückgebliebenen hellen Mauerflecken machten einen peinlichen Eindruck. An anderen Stellen zeigten sich breite Risse. Aus allem sprach die Armut und der niedrige Kulturstand der Zeit.

Frau Doktor Müller benutzte schon längst nicht mehr ihre ganze Wohnung für sich. Die zwei guten Zimmer waren seit Jahren an ein Ehepaar vermietet, das wenig und unpünktlich zahlte, dem zu kündigen ihr aber das Gesetz ver-<sup>e</sup>h

verbot. Sie hatte sich mit ihrem Fritz in die kleine Stube neben der Küche zurückgezogen und seit die Mieter dawaren, fühlte sie sich nicht mehr wie bei sich zu Hause.

Wer Frau Doktor Müller bei ihrem Einzug in dieses Haus gesehen hatte, hätte schwerlich die schlanke liebliche blonde Frau von damals wiedererkannt. Sie war wie das Haus weit über ihre Jahre verbraucht. Ihr Gesicht war gelblich blass und von feinen Furchen durchzogen. Aber es waren nicht die Furchen des Alters. In jeder Runzel sass eine Sorge, aus jeder Falte sprach schwere Not, und die Gestalt war gebückt unter der Last des Alltags, die sie für drei zu tragen gehabt hatte, ~~nix~~ als ihr Mann noch lebte, und die furchtbar angewachsen war, seitdem er tot war. In ihrem Wesen lag eine Unruhe, lag eine stete Angst vor der kommenden Stunde, ~~denn~~ alle Folgen der für sie unberechenbaren Art ihres Mannes hatte sie gutzumachen gehabt, und nun war ihr Sohn in einer Zeit, die nach jeder Richtung hin <sup>voller</sup> Unsicherheit geworden war, wie sein Vater.

Was ihr wichtig erschien und ihr Sorge machte, das übersah er, und Dinge, die für <sup>sie</sup> unwesentlich waren, drückten ihn nieder. Sie lebten gleichsam in <sup>Welten</sup> verschiedenen Dimensionen. Oft ging er auf einige Tage vom Hause fort, und wenn er wiederkam, las er ihr ein Gedicht vor, das beim Wandern sich in ihm geformt hatte, oder er zeigte ihr ein Bild, das er unterwegs geschaffen, oder er brachte ihr Blumen. Aber die Unruhe, die sein Fortbleiben sie jedes Mal brachte, nahm ihm seine Freude. "Du weisst doch, Mutter, dass ich hinausmuss, dass ich draussen Kräfte sammle. Warum beunruhigt dich denn das so sehr? Ich verkomme sonst, wie ein Fisch auf dem Trockenen."

Wenn Fritz Müller draussen war, dann fühlte er, dass etwas anderes noch da war, als Krieg, Hass, Neid und Betrug, dann fühlte er, dass Leben etwas anderes war, als die kleinen Sorgen um Essen und Trinken und das ganze körperliche Behagen. Weite Horizonte von Himmel und Erde eröffneten sich ihm und die Angelegenheiten der Menschen sahen sich von einem andern Blickfeld

Blickfeld an. Wahrheit und Lüge bekamen andere Formen, Wichtigkeit schrumpfte zusammen, und Belanglosigkeit hob sich zu Bedeutung empor, wurde Sinnbild von ewigen grossen Dingen. Leben war dann für ihn, wenn der Sturm durch den Wald brauste und die Kronen der Bäume sich beugten und sangen, wenn Wolken im Fluge dahinzogen und zu märchenhaften Gestalten ~~wirk~~ wurden, oder wenn sie sich zu drohender Masse zusammenballten und sich gelblichgrau wie Asche färbten, dass die Hähne angstvoll krächten und die Vögel in den Bäumen unruhig flatterten. Er erzitterte dann selbst und blieb stehen und liess seine Seele mitstürmen in dem gewaltigen Kampf der Elemente. Wenn dann aber unerwartet die Wolkendecke an einer Stelle zerriss und eine Flut goldenen Sonnenlichts aus dem entstandenen Spalt hervorströmte und das Strahlenmeer <sup>aschfarbenen Riesentüchern davor</sup> verriet, das hinter den ~~Wolkendecke~~ ~~hinter~~ <sup>aschfarbenen Riesentüchern davor</sup>, das immer da war, da weitete sich seine Brust in einem Gefühl unendlicher Freude. Melodien stiegen in ihm auf und Worte, die sich rythmisch aneinander reihten. Er schritt bis in den Abend hinein und sah, wie die Dohlen aus milchigem Nebel auf das Gemüsefeld niederschossen. Er sog tief den Duft von welken feuchten Blättern ein, vom Saft der dunklen nassen Stämme, der braunen lebentragenden Erde. Er mischte seinen Atem in den Atem der Natur, und er fühlte, wie er lebte.

Er hatte die Empfindung, wenn er nach solchen Tagen nachhause kam, als müsste er sich klein machen, um die Stelle auszufüllen, die ihm zu<sup>ge</sup>teilt war. Er musste sich erst besinnen, um zu begreifen, was von ihm gefordert wurde.

Seit drei Tagen war er nun wieder fort. Er wollte eine grössere Arbeit vollenden und dazu musste er wie immer hinaus. Frau Müller ging ruhelos aus der Küche in die Stube und aus der Stube in die Küche. Sie war nicht imstande bei einer begonnenen Arbeit zu bleiben. Sie horchte auf jeden Schritt hin, der unten vom Hof heraufschallte. Frau Müller hätte an die Ausflüge ihres Sohnes gewöhnt sein müssen, aber jedes Mal empfand sie dieselbe Angst

Angst um ihn, wie ein armes Fischerweib, wenn der Ernährer auf hoher See ist und der Sturm heult. Für sie war das Leben das unberechenbare Meer, und ein Sturm war immer da, der die Wogen peitschte, und immer bereit den sorglosen Fischer aus seinem Nachen zu schleudern. Nein, Frau Doktor Müller gewöhnte sich nicht an die Unsicherheiten und Gefahren des Lebens; ganz in Gegenteil, je mehr ihre Nerven sich abnutzten, um so schärfer und quälender wurde ihr jede Stunde.

Endlich kam er. Seine Kleider waren feucht und schmutzig, und er schien noch blasser und magerer als gewöhnlich. Eine Strähne seines dunklen Haares lag schräg über der hohen Stirn, und in dem schmalen Gesicht lebten und leuchteten die Augen.

"Fritz, wo warst du wieder so lange? Ich wusste schon nicht mehr, was zu denken? Und wie siehst du aus?"

"Guten Tag, Mutter, hast du dich doch aufgeregt und hast mir versprochen, es nicht wieder zu tun. Mutter, warum machst du uns das Leben so schwer, dir und mir?"

"Justizrat von Frosch hat geschrieben. Er bittet dich unverzüglich zu ihm zu kommen."

"Was hat der Mann mir zu sagen, Mutter? Ich habe ihm nichts zu sagen. Weisst du, Frösche sind die einzigen Tiere, die ich nicht mag. Das kommt vielleicht daher, dass sie den gleichen Namen, wie der Justizrat tragen."

"Wie hässlich du sprichst. Dabei ist er der einzige Mensch, der sich um uns kümmert. Ich habe ihm geantwortet, dass du nicht zögern würdest bei ihm vorzusprechen."

"Wenn du mich doch mit ihm verschonen könntest, Mutter. Ich habe unterwegs genug Frösche quaken hören und mich über ihre Taktlosigkeit geärgert<sup>kann</sup>"

"So bist du. Man kein gescheites Wort mit dir reden."

"Jeder hat seine Sorgen, Mutter. Du hast auch kein Interesse für Dinge,

Dinge, die mir am Herzen liegen. Ich habe in diesen Tagen etwas Erschüttern-  
des erlebt, was mir viel wichtiger ist, als Justizrat Frosch und seine Bot-  
schaft. Aber darnach fragst du garnicht."

"Geh, wechsele deine Kleider, Fritz. Deine Schuhe sind ganz nass. Wie du aussiehst! Ich mache dir unterdessen einen heissen Thee. Wenn du fertig bist, kannst du mir erzählen."

"Da du es verlangst, will ich es tun, obgleich mein Erlebnis ungleich wichtiger, als der heisse Thee ist."

Nach einigen Minuten kam er wieder. Er schob der Mutter einen Stuhl hin und veranlasste sie sich zu setzen.

"Nun, höre zu, Mutter. Sag, hast du schon einmal in deinem Leben gehört, wie der Wald weint, stöhnt, klagt? Hast du ein Mal zusehen müssen, wie er unter einem Unglück zusammenbricht, unter einem Unglück, das ihm als höchstes Glück erschienen ist? ja das er in seinem Leichtsinn sich vielleicht gewünscht hat? Und kannst du dir vorstellen, wie einem zumute ist, wenn dabei steht ratlos, machtlos, und nicht imstande ist, seinem bestem Freunde auch nur irgendwie zu helfen?"

Ich habe alles miterlebt von anfang an und habe auch nicht geahnt, wohin es führen würde. Ich, der den Wald so gut kennt, jeden Steg, jeden Weg, beinahe jeden Baum, ich habe sagen müssen: "Geh, Wald, lass dich auf diesen Betrug nicht ein. Hülle dich in Silber und Gold, wenn es dir Freude macht, aber nicht in das trügerische Kristall. Glück und Glass, wie leicht bricht das! Weisst du es nicht, Wald? Wie war der Wald schön, Mutter! Die Sonne scheint, und der ganze Wald, jeder Stamm, jeder Zweig, jede Knospe, jedes Blatt steckt in einer Hülle von wunderbarem Kristall, und herrliche Prismen hängen tief an allen Enden der Zweige herunter. Und das funkelt und glitzert und leuchtet im Sonnenlicht in den schönsten Farben des Regenbogens. Es war, als hätte <sup>der Herrgott</sup> ~~Gott~~ selbst seinen besten Schmuck aus dem Paradiese herge-

aus dem Paradiese hergegeben.

Ich bin mitschuldig an allem, Mutter, ich habe auch nicht vorausgesehen,  
Lust  
womit der Wald seine ~~Extravaganz~~ bezahlen würde.

Es fing so an. Nachts fiel Schnee in grossen festen Flocken. Weiss und un-  
stand  
berührt ~~war~~ der Wald am Morgen da, wie eine Jungfrau, die zum ersten Mal  
auf ihren Liebsten wartet. Gegen Mittag strich ein Föhn vom Süden her, ein  
Föhn mit seiner ungesunden verräterischen Glut, die wie eine linde Hand  
dir übers Gesicht fährt, und der du dich ganz hingiebst in vertrauender  
Lust. Auch die Sonne hielt Kameradschaft mit ihm. Fast sommerlich warm meng-  
ten sich ihrer Strahlen in die Wogen des Windes. Der Schnee taute auf. Gros-  
se Tropfen perlten von den Bäumen nieder. Aber gegen Abend setzte Frost ~~in~~  
ein. Der aufgetaute Schnee gefror zu Eis, und am nächsten Morgen stand  
der Wald in seinem ~~schönen~~ herrlichen kristallinen Schmucke da. Mutter, mir bricht  
das Herz, wenn ich denke, was darauf folgte. Zuerst fiel es mir auf, dass  
der Wald stumm geworden war. Kannst du dir das vorstellen? Einen stummen  
Wald? Kein Rauschen, kein Flüstern, kein ~~Räumen~~ noch so geheimes . Alle Stimmen wie er-  
storben! Oh, wie unheimlich und unheilsschwanger war diese Stille. Ich be-  
schloss dazubleiben, den Wald ~~xxxxx~~ nicht zu verlassen. In einer Hütte  
auf der Anhöhe legte ich mich nieder, aber ich konnte nicht einschlafen.  
Ich lag und horchte hin. Da vernahm ich plötzlich fremde Töne, ein Stöh-  
nen, ein Ächzen, ein dumpfes Aufschlagen wie bei einem schweren Fall und  
dann ein Klirren, als zersprengte ein Riesengefäss in Scherben. Das ging  
dann so die ganze Nacht: Ächzen, Stöhnen, dumpfes Aufschlagen und Klirren.  
Ich habe ~~mir~~ kein Auge zugetan. Als es zu dämmern anfang, trat ich aus der  
Hütte, und das ganze Unglück, das über den Wald gekommen war, tat sich vor  
mir auf. Meine Linde, in deren Schatten ich im Sommer gesessen, wenn ich  
die Schwüle der Stadt nicht mehr ertragen konnte und auch von ~~ihrem~~ <sup>all</sup> ~~gan-~~  
~~zen~~ Kleinkram ausruhen wollte und von deinen Sorgen um mich, die du dir  
immer, ich weiss nicht weshalb machst, meine alte liebe Linde



Linde lag entwurzelt <sup>an Boden</sup> mit gebrochenen und geknickten Zweigen, eingehüllt in den schimmernden Kristall, unter dessen Last sie gestürzt war, und ringsumher lagen gleich ihr unzählige andere Bäume entwurzelt, gebrochen und geknickt. Und die <sup>Bäume</sup> ~~Bäume~~, die verschont geblieben waren, standen tiefgebeugten Hauptes, den Todesstreich erwartend. Mutter, kein Menschenleid hätte mich mehr ergreifen können, als der Jammer des Waldes."

Frau Müller starrte ihn eine Weile wortlos an, dann legte sie plötzlich den Kopf auf die Arme und fing laut und krampfhaft zu schluchzen an. Sie weinte mit solcher Gewalt, das ihr ganzer armer ausgedörrter Körper sich schüttelte.

Ihr Sohn sah sie mit grossen erschreckten Augen an.

"Was hast du, Mutter?" Weinte sie um den Wald?

"Sowas mir anzutun," brachte sie endlich in abgebrochenen, kaum verständlichen Lauten hervor. "Sowas mir anzutun! Ich ertrage es nicht länger. Wie der Vater. Es fehlt kein Haar. Immer wird nur an sich gedacht. Nie an mich, an meine Angst, an meine Not! In einem Walde umherzugehen, in dem ~~Bäume~~ <sup>me</sup> stürzen, nachts in eiskalter Hütte schlafen! Und wenn sie dich totgeschlagen hätten, was wäre aus mir geworden? Hast du auch darüber nachgedacht, was aus mir geworden wäre? Ich wollte, ich wäre tot und läge ruhig im Grabe! Wie gut muss das sein so ruhig zu liegen und sich um nichts ~~zu~~ mehr zu kümmern."

Fritz Müller war erschüttert. Wieder Leid der hilflosen Kreatur. Dort der Wald und hier die Mutter. Die ganze Trostlosigkeit des Daseins gipfelte für ihn in dem furchtbaren Weinen. Er ~~hatte~~ <sup>hatte</sup> noch nie seine Mutter in solcher Verzweiflung gesehen. Der Anblick war ihm unerträglich. Er war bereit alles hinzugeben, alles zu tun, was sie verlangte, damit dieses Weinen aufhörte.

"Nimm etwas Wasser, Mutter, oder Tropfen. Hast du nicht Tropfen? Ich

Ich will sie dir holen. Soll ich zum Justizrat gehen? Ich gehe noch heute zu ihm hin. Höre zu weinen auf, Mutter! Oder kann ich was anderes für dich tun? Ich werde es tun. Ich verspreche es dir. Nur weine nicht so, ich kann es nicht anhören!"

Sie trank etwas vom Wasser, das er ihr hinhielt. Allmählich wurde sie ruhiger. Sie nahm sich sichtlich zusammen. Es schien ihr peinlich zu sein, dass sie sich so hatte gehen lassen.

"Lass nur, Fritz, es ist schon gut. Das ist, wenn man alt wird. Der eigene Körper gehorcht einem garnicht mehr. Aber beunruhige dich nicht weiter. Es ist schon vorüber. Lege dich jetzt hin und ruhe aus. Du bist so blass. Ich werde dir unterdessen eine gute Suppe kochen. Zu Justizrat von Frosch kannst du auch morgen gehen. Er schrieb ,er hätte was besonders Gutes für dich in Sicht. Vielleicht ist es was. Du wirst ja hören, und wenn es dir nicht passt, brauchst du seinen Vorschlag nicht anzunehmen. So schlimm steht es mit uns nicht. Wir schlagen uns beide irgend wie noch immer durch. Deine Arbeiten musst du deshalb nicht unterbrechen."

Fritz strich ihr über den Scheitel.

"Du bist gut, Mutter, ich weiss es, aber du darfst nie wieder so weinen. Du darfst nicht ,hörst du es!"

Neuntes Kapitel.

-----

Am nächsten Tage ging Fritz Müller zu Justizrat von Frosch.

"Geruht der Herr Müller endlich zu erscheinen?" mit diesen Worten empfing der letztere seinen Besucher. "Ich hatte schon ~~die~~ Hoffnung aufgegeben das Glück zu haben Sie bei mir zu sehen. Haben Sie mir nun doch die Ehre angetan. Ich fühle mich äusserst <sup>m</sup> geschehelt."

Fritz Müller war rot geworden, und seine Lippen zitterten kaum merklich. "Mutter sagte mir, dass Sie mir etwas mitzuteilen hätten" unterbrach er die spöttische Rede.

"Eigentlich hätte ich dir nichts mitzuteilen", erwiderte der Justizrat nun mit unverhohlenem Ärger. "Wenn ich mit dir noch rede, so ist es nur der Mutter wegen, obgleich auch sie an Euerer elenden Lage selbst zum grossen Teil schuld ist. Aber wer wird mit einer unglücklichen hilflosen Frau rechten? Ich habe mich deines Vaters angenommen und will auch seine Wittwe nicht zu grunde gehen lassen. Darum spreche ich noch mit dir. Sonst würde es mir sicher nicht mehr einfallen. Ich weiss, es ist auch mit dir nicht viel zu wollen."

Er machte eine Pause und sah Fritz Müller herausfordernd an. Als dieser schwieg, fuhr er fort. "Ja, diese Jugend! Man müsste strenge Gesetze gegen sie herausgeben. Ich würde ihr zeigen, was das heisst keine Autorität anerkennen, keine Würde und kein Standesbewusstsein haben."

Er machte ~~wieder~~ eine Pause, wie um seinen Worten Zeit zu lassen, ihre Wirkung auszuüben.

Fritz Müller sass da und dachte an das Leid des Waldes und an das Weinen der Mutter, darum ertrug er, was der Justizrat ihm sagte, und hielt den Blick der kalten wasserblauen Augen aus.

"Es ist das letzte Mal, dass ich euch zu helfen suche. Wenn dieser Rat

Rat nun auch zu nichts führt, dann tut es mir eben leid, und dann habe ich auch alles getan, was in menschlicher Kraft liegt, um zu helfen. Dann lässt sich eben in diesem Fall nicht helfen, wie bei einer unheilbaren <sup>1)</sup> ~~Krank~~ Krankheit.

Es handelt sich um die Stelle eines Privatsekretärs bei einem Geschäftsfreund. Der Mann ist eine Grösse in seiner Art, nimmt eine hervorragende Stellung in der Geschäftswelt ein, macht als Schwiegerson <sup>h</sup> von Geheimrat Lärchensang ein Haus aus. So äch einer wie du, könnte nur von Glück reden, wenn es ihm gelänge in ~~das~~ dieses Haus zu kommen. Du spielst persönlich dabei überhaupt keine Rolle. Mein Zureden genügt. Wenn ich sage, dass du taugst, dann taugst du eben. Du vergiss aber nicht, dass ich eine schwere Verantwortung auf mich nehme, und dass du dich, wenn die Sache klappt, zusammenzunehmen hast. Der Mann <sup>hat</sup> einen regen Geist, interessiert sich für alles Mögliche und hat eigene Gedanken. Er braucht jemand um sich, der ihm bei seinen privaten Arbeiten hilft, einen ehrlichen Menschen, der ihm seine Gedanken nicht wegstiehlt und sie noch verkauft. Heutzutage kann man alles erwarten.

Also überlege dir. Soll ich dir die Empfehlung an meinen Freund geben?"

Fritz Müller sagte nach einigen Sekunden.

"Ich bitte um die Empfehlung."

-----  
Er stellte sich bei Herrn Hans Schulz vor.

Ein Diener in golbesticktem Anzug mit weissen Strümpfen meldete ihn an. Die Beschreibung, die der Justizrat von dem jungen Mann gemacht hatte, stimmte vollkommen. Er musste ganz in den Vater geraten sein, von dessen unpraktischen und fantastischen Sinn er soviel erzählt hatte. Schon die Stellungnahme Fritz Müllers während der Verhandlungen war charakteristisch.

"Zu Ihnen ganz ins Haus übersiedeln? Nein, das geht beim besten Willen

Willen nicht. X

" Dann tut es mir leid ,Herr Müller. Ich <sup>muss</sup> meinen Sekretär jeder Zeit zur Verfügung haben. Selbst nachts. Das ist eine der Hauptbedingungen, die ich stelle. Das erscheint Ihnen ungewöhnlich .Aber ich will auch gut bezahlen. Ich bin nicht einer von denen, die andere Menschen gern umsonst ausnützen wollen. Sowaß widerspricht ganz meiner Natur. Ich verlange vielleicht viel. Das ist wahr. Ich verlange auch von mir selbst viel. Darum ist es mit gewiss nicht leicht. Ich gebe es zu. Ich habe oft nachts, wenn ich nicht schlafen kann meine besten Einfälle. Dann überstürmt mich oft eine Flut von Gedanken. Die muss man festzuhalten suchen. Sonst werden sie durch neue verwischt und verdrängt. Sie können zum Glück solche Zustände nicht, Herr Müller. Sie sind noch jung. Aber Sie brauchen nicht zu fürchten, dass Sie jede Nacht die Glocke hören werden, die mein Arbeitszimmer mit Ihrem Schlafzimmer verbinden wird. So arg wird es wol nicht sein. Nur muss ich das Bewusstsein haben, dass Sie, wenn ich Sie brauche <sup>ich</sup> ~~zu meiner Verfügung~~ <sup>haben kann.</sup> Sonst beunruhigt mich der Gedanke, dass geistige Werte die der Menschheit von grössten Nutzen sein könnten, verloren gehen."

Fritz Müller sah bedrückt und unschlüssig vor sich hin.

"Ich will Ihnen nicht zureden" sagte schliesslich Hans Schulz spöttisch, als der junge Mensch keine Antwort finden konnte. "Sie wissen wol am besten, was Sie zzu tun haben. Vielleicht haben Sie was Besseres in Aussicht. Ich habe geglaubt, dass eine Hausgemeinschaft mit und meiner Frau, die eine Tochter von Regierungsrat von Lärchensang ist, nichts Abschreckendes haben würde .X

Es war gut ,dass der Justizrat diese Art von Mensch so genau beschrieben hatte. Sonst wäre da ein kleiner <sup>e</sup> Anlass zum Ärger gegeben. Ein Hans Schulz bietet einen jungen <sup>a)</sup> Hebenichts, einem Fritz Müller, von dem es Hunderte des gleichen Namens und der gleichen Art giebt, seine Hausgemeinschaft und sein Vertrauen an, und er ist noch der Stolze, der sich nicht entschlie-

Sen

entschliessen kann.

"So am fremden Tische immer mitzusitzen, muss wol peinlich sein. Ich kann es mir garnicht vorstellen. Ich müsste überhaupt meine persönliche Freiheit ganz aufgeben. Meine Wanderungen... Ja, ich weiss wirklich nicht, Herr Schulz....

Hans Schulz stand auf. "Ich war überzeugt, Herr Müller, dass Justizrat von Frosch Sie in Kenntnis gesetzt hätte, um was es sich handelt. Es liegt mir durchaus fern, ein Attestat auf Ihre persönliche Freiheit auszuüben."

Er reichte ihm die Hand zum Zeichen, dass die Unterredung zu Ende sei. "Sie können es sich ja übrigens noch überlegen," fügte er hinzu, indem er eine Zeitung vom Schreibtisch nahm, ohne Fritz Müller überhaupt noch anzublicken. Fritz Müller existierte für ihn nicht mehr.

Dieser blieb auf seinem Platze stehen und zupfte nervös an der Franse der schweren Seidendecke. Dieses Haus, diese Einrichtung, dieser Mann, diese falsche Wichtigkeit, die von ihnen ausging, bedrückten ihn. Er hatte das Verlangen nach frischer Luft, nach Wind, nach Bewegung. Da fiel ihm wieder der Wald ein, das furchtbare Unglück, das über ihn gekommen war, und das Weinen der Mutter, das Leid beider, das im Grunde doch eines war. Nein, er durfte nicht fortgehen. Er musste irgend ein Opfer bringen, irgend ein Kreuz auf sich laden, irgend etwas tun, um das Leid zu vermindern, irgend etwas, was auch wehtat....

Er stand und wartete, bis Hans Schulz von seiner Zeitung aufsaß.

"Ah! Herr Müller, Sie sind noch da. Ich habe garnicht mehr daran gedacht. Sie überlegen wol noch. Bitte, tun Sie sich nur keinen Zwang an. Vielleicht finden <sup>Sie</sup> wirklich eine günstigere Gelegenheit. Die Sache ist ja weiter nicht von belang. Es tut mir leid, aber ich muss ins Büro." Er machte eine Bewegung zum Fortgehen.

"Ich habe es mir schon überlegt, Herr Schulz. Ich nehme alle Ihre Bedingungen an. Nur dass ich hier und da doch einwenig hinaus kann.

Hans Schulz legte die Zeitung auf den Tisch. So musste es kommen. Es war auch garnicht anders zu erwarten gewesen. "Das lässt sich hören," sagte er. "Es ist gut, dass Sie noch rechtzeitig zur Einsicht gekommen sind. Dass ich um einen Sekretär nicht in Verlegenheit sein würde, können Sie sich wohl denken, obgleich ich nicht den ersten besten ins Haus nehmen darf. Mein Freund Justizrat von Frosch hatte Sie mir als besonders geeignet empfohlen, und darum ziehe ich einen anderen vor, trotz Ihrer Absonderlichkeiten." Hans Schulz wurde grossmütig. Er empfand eine Getugtung, dass er sich durchgesetzt hatte. Gerade solch einem unbedeutenden Menschen gegenüber wäre ein Misserfolg ein wenig lächerlich.

Er reichte Fritz Müller die Hand. "Wir kommen hoffentlich gut miteinander an. Und mit dem Sitzen am fremden Tisch wird es wohl auch nicht so schlimm werden. Gibt es denn eine ehrenvollere Stellung, als der Vertraute der wichtigsten und geheimsten Gedanken zu sein?"

Fritz Müller suchte das freundschaftliche Lächeln Hans Schulzens zu erwidern und empfand sein eigenes Lächeln als Beginn eines Opfers, einer ersten Auseinandersetzung mit den dunklen Mächten des Lebens.

Nach ein paar Tagen sass also Fritz Müller, der Sohn des Mannes, der es zu nichts zu bringen verstanden hatte, mit zu Tisch bei Hans Schulz. Er war schweigsam und ass wenig. Hans Schulz empfand bei seinem Anblick ein besonderes Wohlbehagen. Er war der wichtige Herr, an dessen Tisch zu sitzen doch ein Glück war. Das hatte der widerspenstige junge Mann auch einsehen müssen. Die Mischung von Eigenschaften: grosse Begabung, reiches Wissen und die Unfähigkeit im Leben zu etwas zu bringen, die der Sohn zweifellos vom Vater geerbt, war ihm sympathisch. Das war die Form, in der er die Überlegenheit eines jungen Hausgenossen an Bildung am besten ertragen konnte. Diese Überlegenheit musste er haben, sie war der Sinn von dessen Aufenthalt in seinem Hause. Aber so bedrückte sie ihn nicht. So blieb er noch ganz offensichtlich der Grosse, der Wichtige, daneben. Und es war klar, dass ein Fritz Müller trotz des grossen Wissens immer klein bleiben, immer irgendwo unten stehen würde als einer von den unzähligen Unbekannten. Und weil er diese Gewissheit hatte, brauchte er sich keinen Zwang anzutun, konnte sich gehen lassen, konnte aussprechen, was ihm in den Sinn kam, denn seine Gedanken waren wichtiger, als die Fritz Müllers. Sie berührten die Dinge, sie hatten eine Wirkung, sie schafften Veränderung. Sie schwebten nicht losgerissen von allem Bestehenden im Raume, wie jene Kenntnisse.

"Wissen Sie auch, warum die indischen Fakire hart werden können? Man erklärt jetzt alles mit Autosuggestion, mit Beeinflussung durch den Willen. Aber ich sage was anderes, was viel wissenschaftlicher ist. Ich sage, dass die Fakire flüssige <sup>Luft</sup> verschlucken. Infolgedessen werden sie hart. Sie sind erstaunt? Sie sind auf diesen Gedanken einfach noch nicht gekommen. Haben Sie nicht davon gehört, dass wasserenthaltende Dinge, wie Fleisch und Blumen in flüssiger Luft hart werden? Der Fakir benutzt dasselbe Prinzip. Das ist nur eine Idee von den vielen, die ich habe. Sie soll natürlich unter uns bleiben, wenngleich sie nicht von grosser Bedeutung ist, wenigstens



wenigstens im Augenblick nicht von Bedeutung. Aber eine Idee ist manches Mal ein Samenkorn einer uns noch unbekanntes Frucht. Wir können es häufig nicht voraussehen, welche Entwicklungsmöglichkeiten in einer scheinbar kleinen unbedeutenden Idee liegen. Der eine setzt sie in die Welt, der andere fängt sie geschickt auf und wird der grosse berühmte Mann."

"Welche Fragen interessieren Sie am meisten, Herr Schulz", wandte sich Fritz Müller an ihn nach einer inneren Anstrengung sich endlich auch zu äussern und das Essen zu verdienen, das er ass.

"Mich interessieren alle Fragen" erwiderte Hans Schulz mit Betonung. "Je grösser das Gebiet des Lebens ist, das man überschaut, um so reicher ist man an Gedanken, und um so höher steigen sie."

Er fühlte sich wieder ganz obenauf. Alle Zweifel waren abgefallen: Hans Schulz war gross und wichtig, war gross und wichtig neben dem begabten jungen Menschen, der viel gelernt hatte und an seinem Tische mit-ass.

Gleich nach dem Essen forderte er ihn auf an die Arbeit zu gehen.

"Ich weiss kaum, womit zu beginnen, so voll ist mir der Kopf. Am liebsten würde ich natürlich alles selbst niederschreiben und ausarbeiten. Aber mir fehlt die Zeit. Denken Sie nur, was ich alles auf mir habe. Zum Beispiel heutenoch: ein paar ganz grosse Geschäftsabschlüsse, die sicherlich einen Einfluss auf die allgemeine Lage des Marktes ausüben können, und am Abend muss ich unbedingt ein paar Worte in der Gesellschaft für astronomische Forschung sprechen, in der ich Ehrenmitglied bin. Ich weiss, man wird da heute ein wenig von meinen Verdiensten reden, da ich vor kurzem wieder was gespendet habe. Wenn es nicht Leute gäbe mit ausgeprägtem Wirklichkeitssinn, mein lieber junger Mann, so würde die ganze Wissenschaft und Philosophie heutzutage am Boden liegen. Das sehen meist solche Herren wie Sie nicht genügend ein."

Er nahm aus dem Schreibtisch ein in schweres Leder gebundenes Buch.  
"Schauen Sie her. Hier sind sie, meine schöpferischen Gedanken. Ganz  
ordnungsmässig eingetragen. Wir wollen <sup>sie</sup> der Reihe nach durcharbeiten.  
Sie sind zum grössten Teil Einfälle des Augenblicks und müssen auf ihre  
praktische Anwendbarkeit und ~~ihren~~ ihren wissenschaftlichen Wert hin ge-  
prüft werden. Das ist eine grosse Arbeit, für die ich nie die entsprech~~en~~-  
de Zeit aufbringen werde. Das werden Sie nun tun, Herr Müller. Sie werden  
die für jede Frage notwendige Litteratur anschaffen, sie eingehend durchge-  
hen, um zu erfahren, was auf jedem Gebiet schon geleistet worden ist, und  
mir genau Bericht erstatten. Wir werden auf solche Weise vorzüglich zusam-  
menarbeiten. Ich liefere die schöpferischen Gedanken, und Sie übernehmen den  
technischen Teil ihrer Ausarbeitung."

Er schlug eine Seite des Buches auf und begann zu lesen. "Was ist denn  
das? Ich entsinne mich dessen kaum. Über drahtlose Bildübertragung? Was sa-  
gen Sie dazu, Herr Müller? Und ich weiss gar nicht mehr, dass ich je darüber  
eigene Gedanken gehabt habe. Welch ein Glück, dass ich dieses Buch angelegt  
habe! Es interessiert mich nun selbst, was ich mir da ausgedacht ~~habe~~. Und  
wollen wir daher gleich mit dem Problem der drahtlosen Bildübertragung be-  
ginnen. Sie können noch heute zu erfahren versuchen, was an einschlägigen  
Schriften erschienen ist. So ganz aus der Luft gegriffen werden da meine  
Vorschläge auch nicht sein. Irgend etwas wird schon dran sein. Soweit kenne  
ich mich schon auch, Gottseidank." Er lächelte selbstgefällig. "Aber weiter  
gehen wir ganz systematisch, das heisst, der Reihe nach vor."

Er blätterte zurück.

"Also welche Idee ist eigentlich meine erste? Ist es nicht komisch,  
dass ich mich selbst wie einen Fremden behandle? Sie dürfen nicht ver-  
gessen, Herr Müller, dass ich diese Einfälle neben meiner grossen und schwe-  
ren Berufsarbeit habe, und dass es schon viel von mir ist, wenn ich sie  
überhaupt habe und eintrage."

Er blätterte bis zur ersten Seite zurück.

"Ich weiss es auch schon, ohne nachzusehen. Ich erinnere mich ganz deutlich. Meine erste Idee war eine neue Anleitung zum Flötenspiel. Damals habe ich noch viel Flöte gespielt und gemalt und mich überhaupt viel mehr als jetzt mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt."

Er las, was er auf der ersten Seite für alle Zeiten festgelegt hatte. "So ist es: Neue Anleitung zum Flötenspiel. Weiter folgt ein Entwurf zu einem socialen Drama in fünf Akten. Personen, Zeit, Ort und Handlung sind genau angegeben. Nur der Text der Dialoge ist nicht fertig. Den werden Sie nun auszuarbeiten haben, Herr Müller. Bei einiger Gewandtheit ist das nicht schwer. Die Charaktere sind ausführlich beschrieben, und die Worte, die Sie ihnen in den Mund zu legen haben, ergeben sich fast von selbst. Was mir an Ihrer Ausarbeitung nicht gefallen sollte, werde ich verbessern und umändern."

Er sah auf die Uhr.

"Ach, um Gotteswillen, es ist bald drei Uhr, und um vier habe ich die erste Vorstandssitzung unserer neugegründeten Aktiengesellschaft. Ich will Ihnen nur noch schnell die Idee über "Dratlose Bildübertragung" und die "Neue Anleitung zum Flötenspiel" diktieren, denn das Buch gebe ich nicht aus den Händen trotz des Vertrauens, das ich zu Ihnen habe. Das soll Sie nicht beleidigen. Es ist Principiensache. Das sociale Drama lassen wir auf einen andern Tag. Sie werden mit den beiden Aufgaben schon reichlich zu tun haben."

Er legte das in schweres Leder gebundene Buch sorgfältig in den Schreibtisch zurück.

"Ich hoffe, Herr Müller, mich ganz auf Sie verlassen zu können, was Diskretion und Fleiss anbetrifft, nicht wahr?"-----

-----  
So ist Fritz Müller nun vollauf beschäftigt. Er muss nach der bisher erschienenen Litteratur über dratlose Bildübertragung und über die Tech-

Tech  
nik des Flötenspiels Umschau halten. Er muss die beiden Gebiete ,die seinem Interessenskreis bisher fernlagen, eingehend studieren. Dann muss er sich in das sociale Drama hineindenken, dessen Entwurf ihm Hans Schulz unterdessen mitgeteilt hat. Er muss sich in eine Geistesart hineindenken, die ihm fremd ist, Personen Worte leihen, die Schemen sind, nach bekannten Mustern ~~konstruiert~~ aufgestellt. Er muss sie einen Conflict erleben lassen, der für ihn unwahr ist, und eine Moral verteidigen, die er nicht anerkennt.

Weiter stehen in Aussicht Hans Schulzes Entdeckungen auf dem Gebiete der Fotografie und seine Betrachtungen über den Wert des Spiritismus und der Graphologie.

Fritz Müller kommt sich wie ein Handlanger in einem Kramladen vor. Alles mögliche unzusammenhängende Zeug ist da zu haben: Knöpfe, Briefumschläge, Armblätter, Chokolade.....

Er wird müde und hat das Verlangen zu sich zu kommen, frische Luft zu atmen, den Himmel und die Horizonte zu sehen. Und widerstehlich zieht es ihn aus dem Hause Hans Schulz in die freie Natur hinaus.

"Herr Schulz, ich habe Ihnen davon gesprochen, dass ich von Zeit zu Zeit eine Wanderung machen muss."

"Was jetzt mitten in der Arbeit? So habe ich es mir wohl nicht gedacht. Aber wenn Sie darauf bestehen, Herr Müller, halte ich Sie nicht zurück. Jeder hat seine Art. Mir ist sowas unverständlich. Ich gönne mir keinen Augenblick Ruhe weder Tag noch Nacht. Selbst im Schlafe arbeite ich weiter. Ich fühle das am Morgen. Und Sie machen so mitten im Werktag einen schönen Ausflug ins Grüne."

Hans Schulz könnte ärgerlich werden, wenn etwas nicht dabei wäre, was ihn freute, was ihn beruhigte, was ihm Sicherheit gäbe. Das ist der Gegensatz, der sich immer deutlicher zeigt zwischen ihm ,dem Tüchtigen, und jenem ,dem Unpraktischen, dem Phantasten, der es zu nichts bringen wird

wird  
trotz Begabung und Wissen.

"Also machen Sie Ihren Spaziergang ,Herr Müller.Und ich wünsche Ihnen sogar viel Vergnügen.Wie Sie sehen, war Ihre Angst um Ihre persönliche Freiheit übertrieben."

11. Kapitel.

Fritz Müller ist in seinem Walde. Er ist wie zuhause, wie heimgekehrt ~~nach langer Abwesenheit~~ aus der Fremde nach langer Abwesenheit.

Er ~~sitzt~~ setzt sich auf den Stumpf der lieben alten Linde und schaut, was aus dem Wald nach seinem grossen Unglück im Winter geworden ist.

Die Luft ist weich. Die ersten Frühlingswinde streicheln die Erde und das Gezweig. Die Knospen sind zum Zerspringen voll an Sträuchern und Bäumen. Selbst an den Stümpfen und verschont gebliebenen Teilen der gebrochenen Äste keimt es.

In der nahen Buche zwitschert ein Vogel. Er flattert auf und fliegt über Fritz Müller hin. Der Ruf ist ihm wohlbekannt. Das Rotkehlchen ist es, das in der Linde sein Nest gehabt hat und nun sich in der Buche einrichten will. Er antwortet dem Vogel, wie er es so oft getan hat, und es entsteht ein Zwiegespräch voller Herzlichkeit und Freude.

Neben dem Baumstumpf, auf dem er sitzt, hebt sich dünn und zart ein junges Pflänzlein, dünn und zart zum Zerbrechen. Er sieht die winzigen hellen Blättchen an und erkennt das Kind seiner Linde. Er möchte es berühren wie zum Grusse, doch er fürchtet, dass seine Hand zu schwer sein könnte. Er will ihm ein treuer alter <sup>1</sup> Freund sein, diesem Kind seiner Linde. Er will es <sup>2</sup> beschützen und sein Wachstum bewachen, wie ein ihm anvertrautes hilfloses Geschöpf.

Sein Leid um den Wald hat die Schärfe verloren, es ist zur weichen Wehmut geworden. Der Tod gehört zum Leben, und Leben triumphiert über den Tod.

Der Vogelruf ist verstummt. Es ist still geworden, und Fritz Müller horcht auf die geheimnisvoll webende und wirkende Stille hin. Es scheint ihm fast, als höre er das Quellen der Säfte in den Stämmen und das Erwachen und Sichregen all des kleinen Getiers im Moose und in den Rinden. Er sieht die Ameise <sup>sich</sup> eilen, und

und  
kleine Käfer, die nur dunkle Punkte zu sein ~~schienen~~, sich rühren.

noch  
Aus der feuchten Erde heben Schneeglöckchen, Veilchen und Himmelschlüssel ~~haben~~ sachte, sachte ihre gebeugten Köpfchen.

Wo ist die Hand, die zauberische, die solche Zartheit schafft? Solch durchsichtigen Flügelchen, solch weichen Flaum, dass ein zu heftiger Atemzug sie zu zerknütern droht?

Aber der Sonnenstrahl tanzt und hüpfert auf den Blüten und Blätterknospen, auf der Spitze der weissen Fädchen des Flaumes, auf dem Rande der ~~schimmernden~~ schimmernden Flügelchen der Insekten, auf den runden gebeugten Köpfchen der Schneeglöckchen, Veilchen und Himmelschlüssel, und <sup>sie</sup> recken und strecken sich alle ihm entgegen in wachsender Kraft.

Fritz Müller fühlt sich so nah am Geheimnis des Lebens, als ob er nur noch einen Schritt zu machen brauchte, nur noch eine kurze Sekunde zu <sup>hätte</sup> warten, um in den Urgrund des Seins zu schauen, die Kraft des triumphierenden Lebens zu erkennen und sich ihr zuzugesellen in tiefster inniger Verwandtschaft.

Er steht auf, und seine junge schlanke Gestalt reckt sich dem Himmel entgegen, wie die Fädchen des zarten zerbrechlichen Flaumes, wie die Blüten und Blätterknospen und Schneeglöckchen, Veilchen und Himmelschlüssel sich dem Sonnenstrahl entgegenstrecken. Er muss es sagen wortlos, aber doch gehört und verstanden: sein Vertrauen muss er aussprechen dem triumphierenden blühenden Leben, den Sonnenstrahlen, die um ihn tanzen und glühen in der leicht bewegten Frühlingsluft, dem Duft der quellenden Säfte in den Bäumen, dem Vogel, der ihm den Gruss zuruft — dem Guten muss er sein Vertrauen aussprechen trotz des Bösen, Gemeinen und Grausamen, das sich breit macht neben dem Guten überall, wo Leben ist, und wo Menschen sich sammeln, wo Menschen wirken, trotz der Not und Qual, die sie selber über sich bringen, trotz des Leides, das über Wald und Feld kommt.....

Der Widerschein seines grossen Erlebnisses lag noch auf seinem Gesicht, als er sich an den Tisch von Hans Schulz zum Abendessen ~~setzte~~, und er <sup>war</sup> noch voll der Güte und des Vertrauens, die das erwachende Leben in der Natur in ihm gefestigt hatte. Er kam sich reich neben zwei ganz armseligen Menschen vor.

"Ich bringe Ihnen einen Gruss vom Frühling" sagte er mit strahlenden sichern Augen, indem er sich an Hilde wandte, und seine Worte waren wie ein Blumenstrauss, den er vor sie hinlegte.

Etwas Lichtes hatte sich in das Haus Hans Schulz verirrt.

"Darf man wissen, was Ihnen draussen Besonderes begegnet ist? Vielleicht geben Sie mir auch das Recept, das einen so leicht glücklich macht?" fragte ihn Hans Schulz. "Ich glaube, dass ich den Tag über schon was leiste, aber ich bleibe immer unbefriedigt. Es scheint mir immer, dass es viel zu wenig ist. Und Sie gehen einfach spazieren, sorgen sich um Gott und um die Welt nicht und kommen mit einem glückstrahlenden Gesicht nachhause. Sie sind wirklich zu beneiden. Ich wollte, ich könnte auch so sein."

Fritz Müller fühlte plötzlich wieder die dumpfe sonnenlose Luft des Krämerladens, aber er war noch so erfüllt von dem Vertrauen in das Gute, <sup>unverändert</sup> <sup>stark</sup> dass sein Mitleid ~~unverändert~~ blieb und er diesen Armen von seinem Reichtum schenken wollte. Und er erzählte von dem triumphierenden Leben im Walde nach dem schweren Leid, das im Winter über ihn gekommen war, von dem Rotkehlchen, den Veilchen, Schneeglöckchen und Himmelschlüsseln, von dem zarten Flaum der Blüten- und Blätterknospen und von den kleinen Insekten, die in den Rinden, im Moose und in der feuchten Erde sich rührten.

Mit hellem Gesicht hörte Hilde ihm zu.

Doch über Hans Schulz kam Unruhe, und er sagte: "Was Sie für Fantasieen haben, Herr Müller! Was für einen Wert haben sie? Was bieten sie der Menschheit? Wenn ich eine Naturerscheinung sehe, denke ich gleich darüber nach, wie sie praktisch zu verwerten. Ich berechne, was am besten aus der



der Linde oder Buche machen könnte, oder wie die Wasserkraft der Quelle zu verwerten wäre, oder welche neue Heilkraft sich noch in den Sonnenstrahlen entdecken liesse. Das ist, woran ich denke, wenn ich solche Dinge sehe, und das ist eben der Unterschied."

Und dieser Unterschied beschwichtigte die stärker werdende Unruhe in Hans Schulz: er ist begabt, er hat mehr gelernt als ich, aber er hat meinen schöpferischen Geist nicht, der aus den Dingen was Neues macht.

-----

Nach kurzer Zeit war der Bericht Fritz Müllers über den Stand der drahtlosen Bildübertragung fertig. Es erwies sich, dass der Schulzesche Gedanke längst überholt war und in seiner Form überhaupt nicht gut anwendbar gewesen wäre.

Dieser Bescheid regte Hans Schulz auf, obgleich er bisher dieser Idee keine ausschlaggebende Bedeutung beigemessen hatte.

"Sie haben sich wohl in das Problem nicht genügend hineingedacht," meinte er missgestimmt! "Das Unglück besteht darin, dass ich selbst meine Ideen nicht ausarbeiten und zu Ende führen kann. Versuchen Sie noch einmal! Vielleicht liegt es nur an einer Kleinigkeit?"

Hans Schulz Laune war herabgedrückt. Ein Schatten war auf seine schöpferischen Einfälle gefallen und nahm ihm die Lust, eine seiner Theorien breit und wichtig auseinanderzusetzen, wie es seine Gewohnheit war während der Mahlzeiten zu tun.

Ein Schweigen entstand am Tische, und die Öde des Schulzeschen Hauses machte sich mehr als je fühlbar.

"Haben Sie heute die Kastanien in unserer Strasse angesehen, Frau Schulz?" fragte da Fritz Müller. "Wie sie wunderbar über Nacht aufgeblüht sind."

Etwas von seiner Freude gab Fritz Müller, und Hilde nickte mit dem Kopfe, als dankte sie für eine Gabe.

Hans Schulz fühlte, dass hier etwas vorging, woran er keinen Anteil hatte, das aber etwas ganz Nichtiges war, und das er mit einem Wort von Wichtigkeit zerstören konnte, mit einem Wort von Einfluss auf den Verlauf der Dinge. Er sah zu Fritz Müller hin, und es fiel ihm auf, welch ein schmales und fein geschnittenes Gesicht er hatte, ein schmales Gesicht in der Art wie Hildes. Dann wandte er langsam seinen Blick dem Spiegel zu, der seitwärts über der englischen Kredenz angebracht war, und er sah sich, wie er es erwartet hatte, mit kurzem dicken Hals und breitem rötlichem Gesicht. Da empfand er seine beiden Tischgenossen plötzlich als seine Gegner: zwei schmale Gesichter gegen ein breites. Er richtete sich steif auf. Warum sollen schmale Gesichter mehr wert sein als breite? Hat ein breites Gesicht nicht eine Fläche, die jenen abgeht, und ist <sup>es</sup> darum nicht ein vollkommeneres Spiegelbild der Gedanken und der Gefühle des Menschen? Hier war er der Übergene, der Herr, und sie saßen beide an seinem Tisch und assen sein Brot, zwei Unfähige im Kampfe ums Dasein.

Der Schatten, der sich auf seine schöpferischen Gedanken gelegt hatte, verschwand. Das Unglück war nur, dass er selbst zu allem keine Zeit hatte, und der Misserfolg mit der drahtlosen Bildübertragung lag sicherlich nur an der Ungeschicklichkeit Fritz Müllers. Vielleicht würden ihm die nächsten Arbeiten besser gelingen. Sonst müsste er sich nach einem andern Sekretär umsehen.

Fast jeden Tag legte Fritz Müller eine Gabe vor Hilde hin. Sie war wie eine kleine duftende Blume zwischen den wichtigen Erwägungen von Hans Schulz, waren es auch ein paar Worte nur über einen glitzernden Kieselstein, eine leuchtende Butterblume, eine blühende Pappel, paar Worte nur über lauter nebensächliche unwichtige Dinge. Und Hans Schulz wurde mit seinem Sekretär noch unzufriedener. Er hatte ihn doch ins Haus genommen, um Kluges von ihm zu hören, damit er was lerne, aber anstelle dessen wusste er nur Nichtiges zu erzählen von einer Butterblume, einem Kieselstein, einer sum-

sum  
menden Fliege.

Eine Affektiertheit ist es, aus Nichts etwas machen zu wollen, sagte er sich. Das konnte ein jeder, der es nur wollte. Und auch er konnte es. Er gab sich bloss mit solchen Dingen nicht ab. Das war gut, um Frauen zu gefallen, Frauen, die selber nichts waren.

Aber er begann trotzdem zu fühlen, dass es so einfach nicht war, was da Fritz Müller fast jeden Tag vor Hilde hinlegte, dass es einen geheimen, ihm unverständlichen ~~unbekannten~~ Zusammenhang hatte. Der Gedanke, dass der junge Hausgenosse etwas besass, das ihm vorenthalten war, und eine Heiterkeit und Zufriedenheit gab, die er nicht kannte, liess ihn nicht los. Er sass bald wie ein tückischer kleiner Kobold, dem es Spass macht zu necken und zu reizen, hinter wichtigen Plänen und Absichten, und ~~er~~ hoppla! schaukelte er plötzlich am Rande einer massgebenden Abrechnung, setzte sich auf die Zahlen: "Da bin ich wieder! Das Nichtige ist vielleicht ein Reichtum, den du nicht hast, den er hat, dein armer Sekretär, der Sohn des Mannes, der es zu nichts gebracht hat."

Dieser Störenfried war schlimmer, als je einer gewesen war. Er war hartnäckig und unbarmherzig, und Hans Schulz fühlte, dass er ihn sich nicht eher vom Halse schaffen würde, als bis er ihm bewiesen, dass er sich ganz gewaltig irrte, und dass sein Sekretär ihm garnichts voraus hätte. "Ich habe nur keine Zeit für spielerische Gedanken gehabt. Ich bin auf nützliche Arbeit eingestellt. Aber ich kann es auch. Ich werde es beweisen."

Eines Tages sagte <sup>er</sup> beim Essen ohne Zusammenhang: "Der Himmel war heute morgen sehr interessant. Die Wolken hatten ganz merkwürdige Formen. Sie erinnerten mich an viele Dinge."

Nein, es war nicht dasselbe. Er empfand weder Heiterkeit noch Zufriedenheit, als er das sagte, und die beiden schmalen Gesichter schauten ihn fragend an, als begriffen sie nicht, wozu diese Worte wären. Nein, es war nicht dasselbe!

Der Störenfried wurde noch lauter, wurde unerträglich, verdarb jede

jede  
Genugtuung, die geschäftlicher Gewinn oder eine öffentliche Ehrung ihm  
gab.

Hans Schulz hatte keine Ruhe. Er musste wissen, was es war, das sein blaser Sekretär ihm voraus hatte, und er musste beweisen, dass es sich ihm nicht verschloss. Mitten in der Woche liess er eines Morgens, einen dringenden Weg vorschützend, sein Büro im Stich, nahm den Vorortzug und fuhr in den nahen Wald hinaus.

Er war schon oft genug in seinem Leben im Walde spazieren gegangen. Die Sonn- und Feiertagsausflüge mit Eltern und Geschwistern und verschiedenen andern Mitgliedern der grossen Schulzeschen Familie waren ihm noch in lebhafter Erinnerung. Das Schwergewicht war für ihn damals auf dem duftenden Kaffee, den vom Hause mitgenommenen Streuselkuchen und den schmackhaften Butterstullen mit Leberwurst gelegen. Dann hatte er später, als er um Hilde in dem kleinen Kurort freite, viel mit seinen neuen Verwandten Spaziergänge machen müssen. Und nachher kamen die Ferienreisen ins Gebirge, ans Meer, in fremde Städte-, Ferienreisen, die zum Leben des reichen Mannes gehörten. Meist waren sie für ihn nur ein langweiliger Zeitverlust. Ihn verliess niemals das Gefühl, wenn er einen Wald- oder Gebirgsausflug machte, oder wenn er am Meeresufer im bequemen Strankorb sass, dass er viel Wichtigeres zu tun hatte, als so zu lustwandeln, dass er etwas versäumte, was nicht einzuholen war. Er hatte wohl immer ein ernstes Buch oder eine Zeitung mit und las überall, wo das nur anging, um den Verlust der kostbaren Stunden seines Lebens wettzumachen. Er las vor Wasserfällen, auf Bergspitzen, beim Sonnenuntergang, wenn es nicht schon zu dunkel war. Aber trotzdem hielt er es oft bis zur festgesetzten Frist nicht aus, und man reiste früher ab, als geplant war. Er hätte am liebsten diese Erholungsreisen garnicht gemacht. Doch sie waren ein Tribut, den er seinem Körper und, noch viel mehr, seiner gesellschaftlichen Stellung schuldete. "Herr Schulz, wohin geht es in die -

die-  
sem Jahre? Wir kommen gerade aus Sankt-Moritz. Es ist da wunderschön, und was das Angenehme ist, ein ausgesuchtes Publikum. Weniger parvenühft als anderswo. Da würden Sie sich mit Ihrer Frau Gemahlin sicher auch wohl fühlen." - Ach, Sie waren da im vorigen Jahre! Dann natürlich ziehen Sie Nizza oder Biarritz vor." - Sie wollen nach Venedig. So, so. Das kann man auch verstehen."

Nur wäre es unbegreiflich, wenn ein Mann wie Hans Schulz keine Ferienreisen machte.

Zwischen den jungen Kiefern leuchtete das helle Laub der Birken und Buchen. Die Wege waren fast weiss im starken Licht des Frühsommers, und die Vögel schmetterten laut ihre Liebesgesänge. Die Ruhe des Waldes und die würzige Luft taten Hans Schulz wohl. Doch um auszuruhen, war er nicht gekommen. Er war gekommen, um die Quelle der Heiterkeit und Zufriedenheit zu entdecken, die Fritz Müller kannte und er nicht, um die Wurzel der Nichtigkeiten aufzuspüren, mit denen er ihn reizte.

Er sah sich aufmerksam und prüfend um, aber er fand nur, was er schon unzählige Male gesehen hatte: Moos, Blätter am Boden, Erika, Farne, Kiefern, Buchen und Birken. Ob sie nun so ~~stark~~ oder anders geformt waren; ob das Laub heller oder dunkler war! Es war im Grunde dasselbe. Nichts Neues war da. Auch nicht im Vogelsang. Tüh, tüh -- tüh; tüh, tüh--tüh. Dieselbe sich endlos wiederholende Melodie. Oder dort noch der kurze Triller in bei einer andern Vogelart? War das alles hier im Walde mit der klugen Rede eines Menschen zu vergleichen?

Er fühlte sich müde und um etwas Wesentliches betrogen. Nichts war da zu fassen in der Einförmigkeit der Erscheinung.

Tief verstimmt kehrte er in die Stadt zurück.

12. Kapitel.

Da trat ein neues Ereignis ein, das, wie mit einem Schlage, die Luft von bösen Geistern reinigte. Ein entfernter Lärchensangscher Vetter wurde Minister. Also ~~bekam~~ Hans Schulz ~~den~~ Vetter, ~~den~~ Minister ~~war~~.

Dieses Ereignis war gleich einem Sturm, der vom Meere kam. Er blies den Spuk fort, er löste den Kampf auf mit den Nichtigkeiten Fritz Müllers. Sie wurden unwirklich und wertlos, wie Worte und Gesichte aus einem schlechten Traum. Bedeutungsvoll wurde ausschliesslich das praktische Leben um Hans Schulz herum. Wirklich war, dass Vetter Drachenfels Minister geworden war.

"Was vergleiche ich mich mit einem Fritz Müller? Was erniedrige ich mich so? Ich bin Hans Schulz! Ich bin ein Name! Ich steige, ich steige! Ich habe einen Vetter, der Minister ist! Er wird mir einen Besuch machen. Hört Ihr es, Ihr Schulzes aus der Milchstrasse hoch oben im Norden? Habt Ihr es Euch träumen lassen, dass einer von Euch einen Minister bei sich empfangen würde?"

Er schloss die Augen, und das Bild war da, das Bild, das sein Schicksal versinnbildlichte: er steigt auf den Berg, und Tausende schauen ihm zu, Tausende hoch oben aus dem Norden, die um die ganz frühe, im Winter noch finstere Morgenstunde in die zahllosen Werkstätten, Fabriken und Büros eilen.

Hans Schulz fühlte sich, als wäre er selber Minister geworden.

Das erste konkrete Ziel stellte sich ein, den Minister zu einem intimen Essen zu laden, dass nachher die Leute in der Zeitung lesen konnten: Minister Drachenfels speiste gestern abend im engen Kreise bei Herrn Hans und Schulz. Diesen Bericht würde er sich tief ins Gedächtnis einprägen. ~~Er~~ ~~würde~~ ~~sich~~ ~~ihn~~ ~~vor~~ ~~Augen~~ ~~führen~~. ~~Er~~ ~~würde~~ ~~sich~~ ~~ihn~~ ~~vor~~ ~~Augen~~ ~~führen~~, wenn ihn je wieder eine Schwäche überfallen sollte, wenn er sich je wieder herablassen wollte, sich mit Gott weiss wem zu

zu vergleichen. Er würde da entgegenhalten: Sieh, wer du bist! Ein Minister war dein Gast. Soweit hast du es gebracht durch eigene Kraft!

Hans Schulz verjüngte sich merklich in diesen Tagen. Sein Blick wurde sicher, und der Mund zog sich zu einer festen geraden Linie zusammen. Er kramte am Tisch sein Wissen nicht mehr aus. Ein Mann, wie er, war zu gewichtig, um sich so ohne weiteres auszugeben.

In der Verwandtschaft hatte sich sein Ansehen unter dem Einfluss der öffentlichen Anerkennungen und Ehrungen gehoben, denn auch die gelehrten Herren konnten sich auf die Dauer der Wirkung seiner Erfolge nicht verschliessen. Sie unterlagen demselben seelischen Prozess wie einst Regierungsrats von Lärchensang, nur dass er bei ihnen langsamer und schwächer vor sich ging, weil ihr Interesse an ihm nicht so unmittelbar war.

Hans Schulz ist eine Kraft! Eine besondere, eine nicht ganz erklärbare, auf dunklen Untergründen beruhende! Wie die Kraft eines jeden grossen Erfolgreichen! Ist hier eine innigere Verwandtschaft mit den schaffenden ~~Kräften~~ Mächten des Lebens, ein harmonischeres Eingestelltsein auf die Dinge?

Selbst Professor Vogt's satirische Neigungen verstummten vor Hans Schulz's Wichtigkeit.

Es sickerte von den Lärchensangs durch verschiedene verwandtschaftliche Instanzen bis zum neuen Minister hin: Hans Schulz würde es sich zur besonderen Ehre rechnen, wenn er ihn zu einem intimen Essen einladen dürfte. Und der Minister, der die schweren Sorgen um das allgemeine Wohl auf sich geladen hatte, erkannte mit gutem Blick für das Nützliche, dass ein ergebener Mann wie Hans Schulz für viele Dinge zu gebrauchen wäre, dass sich mancher im Augenblick nicht zu übersehende Vorteil aus solch einer Freundschaft ergeben könnte, die für einige freundliche Redensarten zu haben war, und diese trug man immer mit sich herum, wie Trinkgeld in der Westentasche.

Und so wurde bald der Tag des intimen Essens festgesetzt, auf das sich nun ~~das ganze~~ das ganze Wesen von Hans Schulz einstellte. Sein so-  
ciales Drama, das Fritz Müller nach seinen Angaben <sup>setzte</sup> zusammenstellte, inte-  
ressierte ihn nicht mehr. Es war ihm eine fremde Sache geworden, und auch  
seine schöpferischen Einfälle, die er gewohnt war festzuhalten und zu be-  
trachten, glitten unbeachtet an seinem Bewusstsein vorüber. Er empfing sei-  
ne Excellenz Minister von Drachenfels bei sich zu Gast. War das nicht ein  
Ereignis, das an Bedeutung alles Übrige überragte? War das nicht der we-  
sentliche Punkt, auf den es ankam? Um den alles andere wie Schnörkelwerk  
sich rankte, sein Wissen, seine Kunst, seine <sup>r</sup> Vewandtschaft, seine Unternehmun-  
gen?

Zum Minister und seiner Gemahlin waren nur noch die Schwiegereltern  
als Gäste hinzugebeten. Nur, was ein Schmuck, was ein Rahmen für Hans Schulz  
war, durfte mit dabei sein. Darum auch Fritz Müller.

Das macht sich gut zu sagen: Hier mein Sekretär für meine privaten  
Arbeiten, für meine wissenschaftlichen und künstlerischen Studien. Das ~~ist~~  
klingt gut! Nur soll er sich hüten mit seinen Nichtigkeiten den Verlauf  
des Abends zu stören, mit seinen Nichtigkeiten über Wetterleuchten, Wind  
und Regen.

Auf die Schwiegereltern konnte er sich verlassen. Die wussten schon ge-  
nau, was sie ihm schuldig waren, besonders jetzt vor der Italienreise, die  
er ihnen zu Weihnachten geschenkt hatte.

Und Hilde, die Starre, konnte schweigen, wenn sie nichts zu sagen hatte.  
Frauen müssen nur vornehm aussehen. Es ist genug, wenn sie bedeuten: Solch  
eine Frau konnte er sich leisten.

Wie vor der ersten Abend-gesellschaft war er bei allen Vorbereitungen  
dabei, entwarf den Speisezettel, leitete den Einkauf, überwachte die Zuberei-  
tung, gab Ratschläge und warf wie damals seinen Satz dazwischen: Alles



Alles  
muss man können."

Der Minister war ein kluger Mann; er war klug innerhalb der Grenzen, die seine instinktmässige Abneigung gegen eine Änderung der bestehenden Ordnung der Dinge um seine Erkenntnis legte. Innerhalb dieser Ordnung offenbarte er eine haarscharfe Logik, ein weites Wissen, eine Zuverlässigkeit und fast eine Güte. Aber für alles, was ausserhalb dieses festgelegten Kreises lag, versagte sein Verständnis. Da begriff er unzweideutige Erscheinungen nicht mehr, da zeigte er sich beschränkt, hartnäckig und klein. In der gegebenen Ordnung war er, wie in einem festgebauten Haus, beschirmt gegen alle Unbilden der Elemente. Da kannte er jeden Winkel und jeden Weg. Da war es bequem, warm und heimlich. Da war man bei sich zuhaus. Ihn reizten nur zum Spott die Vagabunden der Landstrasse, die das feste Haus verachteten und aus den Tiefen des bestirnten Nachthimmels Sinn und Lust zu neuen Bauplänen schöpften. Er verachtete diese neuen Baupläne. Toren, Zerstörer, Fantasten! Festhalten am Gegebenen ist göttliches Princip, ist Dankbarkeit gegen den Schöpfer für das Erschaffene.

Bei Hans Schulz war es gut. Da war noch das festgebaute Haus. Da konnte seine Excellenz Minister von Drachenfels sein Wesen in Harmonie entfalten. Da wurde alles verstanden, war er ausgesprochen. Die alten Lärchensangs Geister von seinem Geiste und Hans Schulz eine Kraft, eine aus dem Volke kommende, von wahrer Erkenntnis geleitete Kraft, die er in den Gang der Ereignisse einschalten konnte, wenn er ihrer bedurfte, und Hilde ein wohlgelungenes, zartes Gebilde der Weiblichkeit.

Und der Sekretär mit der schwarzen Haarsträhne schräg über der Stirn, dem blassen Gesicht und den tiefen Augen, - er ist da, wie die Bilder an den Wänden und die dicken vergoldeten Foliobände in den Bücherregalen. Als ein Zeichen der geistigen Regsamkeit von Hans Schulz sind sie da, als ein Symbol des

Symbol des  
Wertes von Hans Schulz.

Die Unterhaltung bewegt sich vornehm in bestimmten Bahnen. Es giebt für das Denken eine allgemein angenommene Grenze, die nicht überschritten werden darf. Je sicherer man diese Grenze empfindet, ~~umso sicherer man diese Grenze empfindet~~ ~~umso~~, umso vornehmer ist man, umso reiner offenbart sich die höhere Rasse. Man weiss genau, wie über die Dinge gedacht werden muss. Und man sagt über das Wetter, was schon immer gesagt worden ist, über den Sommer, wie es ~~sich~~ geraten wäre, ihn zu verbringen, über die Hotels, wo man am sichersten unter seinesgleichen ist, <sup>über</sup> und die Zeit, oh! über die böse sich selbst zerstörende Zeit, - über die Kunst, die den Weg verloren hat, über die Unruhe und Hässlichkeit des modernen Lebens, über den Geruch von Schweiss und Russ, vor dem man sich nirgend~~s~~ hin mehr retten könnte..... Man ist sich einig in allen Punkten. Es ist kein Widerspruch da, kein Misston, der noch so leise das Behagen der woltuenden Gemeinsamkeit störte.

Hans Schulz ist ganz darin eingeschlossen. Man hat die Empfindung dafür verloren, dass er hoch oben ~~im~~ Norden in der Milchstrasse geboren ist. Er ist aufgelöst in Wohlgefühl. Er ist oben. Er ist ein grosser Mann. Seine Excellenz Minister von Drachenfels sitzt an seinem Tisch, und Hans Schulz ist seinesgleichen.

Nein, er fürchtet Fritz Müller mit dem schmalen Gesicht und den Nichtigkeiten nicht mehr. Er verfügt über ihn, wie über sein Haus, seine Unternehmungen, wie über Hilde. Er kann ihn aufziehen wie ein Uhrwerk.

"Sagen Sie doch ein Wort, Herr Müller. Sagen Sie doch Seiner Excellenz, dass die bessere Jugend so denkt wie wir. Sagen Sie es in Ihrer besonderen poetischen Art."

Ja, er geht so weit ihn anzuerkennen. So sicher ist Hans Schulz. Er bittet ihn von seinen Nichtigkeiten was herzugeben.

Fritz Müller steigt das Blut zu Kopf. Sein Herz hämmert. Er ist wie in

wie in einer Traumwelt. Unwirkliche Gestalten sind um ihn herum: Minister Drachenfels, Hans Schulz, Lärchensangs. Sie strecken die Hände nach ihm aus, um ihn herüberzuziehen in ihre unwirkliche Welt. Und Hilde sitzt dabei. Ihr Mund lächelt, und ihre Augen sind traurig. Und wieder klingt es: "Sagen Sie doch ruhig, Herr Müller, was Sie denken. Sie müssen sich nicht fürchten. Excellenz sind gut. Welch ein Glück für Sie vor Seiner Excellenz sprechen zu dürfen."

So weit war Hans Schulz gekommen. Er konnte die Gunst eines Ministers verschenken.

Fritz Müller fühlte, dass er gleichsam einen Sprung tun musste, einen Sprung über ein inneres Hemmnis, eine Schüchternheit besiegen, über sich selbst erheben, sich verteidigen, seine Wirklichkeit und seine Welt verteidigen. Er wusste, dass dann ein Kampf für ihn beginnen würde, ein schwerer erbitterter Kampf gegen das Falsche, das sich hier zusammengetan hatte, und gegen das Falsche und Gemeine in der ganzen Welt.

Und Fritz Müller schiesst nieder mit geradem Flug wie die Dohle aus milchigen Nebelwolken auf das Gemüesfeld. Flammende Worte strömen ihm über die Lippen, Worte über die andere Welt, die ~~Seine~~ <sup>Seine</sup> ist, über ihren Sinn, ihr Leid, ihre Gerechtigkeit, Worte über den neuen Rythmus des Lebens, über die Musik des Werktages und den Adel der Arbeit, <sup>und</sup> über die Feste, die die Seele feiert vor weiten Horizonten und unter bestirntem Nachthimmel.

Seine Worte leuchten und glühen. Sie sind Funken von dem Feuer, das in ihm brennt. Er fühlt sich ~~frei~~ frei und leicht und sorglos. Er ist kein Ding mehr, kein Schmuckstück für Hans Schulz, wie die breitgerahmten Bilder an den Wänden und die dicken vergoldeten Folioebände in den Regalen. Er sieht, wie Hans Schulz's Gesicht sich krampfhaft verzieht und wie er blass wird, und er sieht, wie das Lächeln von Hilde's Lippen schwindet und ihre Augen sich weiten in einem Staunen.

Seine Excellenz Minister von Drachenfels sass da mit zusammengeknif -

zusammengekniffenen Lippen:

Fritz Müller stand jenseits der Ordnung, wo die Dinge richtig waren.

Fritz Müller war falsch und musste bekämpft werden, bekämpft werden ohne Mitleid, denn er war ein Gefährlicher, ein Schamloser, ein Ehrfurchtsloser.

Hans Schulz sagte mit heiserer Stimme in die Stille hinein: "Sie können gehen."

Müller

Fritz stand auf und ging hinaus, ging hinaus in den Kampf, der so un-  
wartet für ihn begonnen hatte.

Der Minister war noch in Zorn. Er vergass die Höflichkeit, die er dem Hausherrn schuldete. "Sie haben es wissen können!" sagte er böse.

Lärchensangs suchten zu begütigen. Es war ihnen leid um Hans Schulz, um den besten Willen, den er gehabt hatte.

"Wer hatte das ahnen sollen," beschwichtigten sie. "Wir hätten das auch nie gedacht. Ein junger Mensch aus achtbarer Familie. Von Justizrat von Frosch aufs wärmste empfohlen. Das ist die Zeit, die furchtbare Zeit. So-  
weit geht die Verderbnis! Soweit ist der Wurm vorgedrungen, der <sup>ander</sup> Ordnung der Dinge frisst!"

Die Unterhaltung setzte wieder ein. Seine Excellenz beruhigte sich und suchte die ungetrübten Beziehungen zu Hans Schulz herzustellen. Er entschuldigte sich sogar seiner heftigen Worte wegen. <sup>Er</sup> ~~Man~~ wäre überempfind-  
lich <sup>u</sup> gegen diese ~~Art~~ von ~~Ä~~usserungen. Das müsse man begreifen, wenn <sup>man</sup> seine Lage ins Auge fasse, wenn man sich ~~vergegenwärtige~~, welche Verantwortung er um ~~das~~ Wohl der Allgemeinheit trüge. Er könne sich wohl vorstellen, dass die-  
ser junge Mann ein vorzüglicher Sekretär gewesen sei, und er ~~bedanere~~ es Herrn Schulz um seine wertvolle Mitarbeit gebracht zu haben. Aber ~~anderer-~~  
<sup>dass man</sup> ~~seits~~ müsse man sich freuen, einen Gegner von solchem Ausmasse frühzeitig  
erkannt habe. "Auf diesen Herrn Müller will ich mein Augenmerk schon richten. Da wächst eine grosse gefährliche Kraft heran."

Hans Schulz war auf dem Höhepunkt seines Lebens angelangt. Seine Excele -

Excellenz

Minister von Drachenfels war bei ihm zu Gast und teilte mit ihm seine Sorge um das Wohl der Allgemeinheit. Aber er empfand keine Genugtuung und keine Freude. Das, was er erwartet hatte, war nicht eingetroffen. Etwas anderes war geschehen, etwas Unerwartetes, Peinliches, das ihn zur Nebensache herabdrückte. Der Kobold tanzte zwischen den Klagen um die Zeit, und neben der wieder freundlich gewordenen Rede des Ministers flüsterte er ihm ins Ohr: "Er ist was, Fritz Müller, und du bist nichts. Er hat glänzende flammende Worte gesprochen, eigene Worte, dass seine Excellenz erzitterte. Seine Worte sind nicht Nichtigkeiten. Sie haben einen Sinn, sie haben einen Zusammenhang. Er wird eine Kraft werden, er wird eine Macht werden. Doch du bist arm und leer. Deine Worte sind geliehene zusammengetragene Worte."

Er nahm mit Mühe an der Unterhaltung teil. Er wusste kaum noch was zu sagen. Er wünschte, dass die Gäste fortgingen und ihn allein liessen, damit er sich auseinandersetzen könne mit der Stimme, die ihm keine Ruhe liess und ihn verspottete.

Als die Gäste fort waren, dachte er nicht mehr an sie. In seinen Ohren klangen nur immerfort die Worte, als ob jemand sie sprechen würde! "Er wird eine Kraft werden, er wird eine Macht werden. Seine Worte haben einen Sinn, sie haben einen Zusammenhang."

Unsicher und schwankend ging er aus einem Raum in den andern, sah die dicken goldumrandeten Foliobände an, die er nicht gelesen hatte, sah die Bilder an, die an den Wänden ~~hingen~~ hingen: Napoleon, Christus, Newton, Bismarck, und mit unbarmherziger Deutlichkeit erkannte er, dass ihm nichts Gemeinsames mit ihrem Wesen verband, und dass das Bild des Steigens auf den Berg, das schmerzhaft in seiner Seele eingeätzt war, nur ein böser Trug gewesen.

Sein ganzes Leben von anfang an glitt an ihm vorüber, wie bei demjenigen,

demjenigen,  
der die Gewissheit hat, dass ihm nur noch wenige Minuten oder Sekunden  
der Existenz gegeben sind, und er fand da nichts Eigenes, nichts, was aus  
den Tiefen seines Wesens emporgestiegen und dessen notwendiger Ausdruck  
geworden wäre. Er fand nur fremde Dinge vor, die er sich angeeignet hatte,  
ohne sie wirklich zu besitzen. Und bei dieser qualvollen Erkenntnis  
schlossen die Dinge sich gleichsam zu einer langen Kette zusammen, fielen  
von ihm ab und liessen ihn stehen arm und einsam. Die Spanne Zeit, die  
ihm noch zu durchleben blieb, verlor Sinn und Ziel.

In einer Ecke des Musikzimmers sass Hilde mit über den Knien gefal-  
teten Händen. Ihre Starrheit hatte sich ganz gelöst unter den flammenden  
Worten Fritz Müllers. Sie hatten sie <sup>e</sup>brührt wie Töne aus einer andern,  
immer dunkel von ihr geahnten Welt und weckten die schmerzende Sehnsucht  
von damals, die schmerzende Sehnsucht ihrer jungen Jahre. Es erwachte zum  
Leben, was in tiefen ihrer Seele zurückgedrängt war, und erhob sich an die  
Oberfläche des Bewusstseins. Alle Wunden, die das Leben geschlagen hatte,  
brachen auf, und alle Schmerzen, die <sup>sie</sup> empfunden, und alle Schmerzen, gegen  
die sie sich gefühllos gemacht hatte, kamen wie an einem unsichtbaren Ban-  
de hergezogen. Alle Traurigkeiten von dem Augenblicke an, da man sich in  
das geordnete Leben einfügen muss, das man nicht begreift, da der unver-  
ständliche harte Wille der Erwachsenen sich in den ersten Enthusiasmus  
hineinschiebt, da sie ein Spiel unterbrechen, weil es Zeit zum Essen oder  
Schlafengehen ist, oder da sie ein geliebtes Ding aus der Hand nehmen,  
das man betrachten und berühren möchte, -- von diesen ersten Schmerzen  
und Traurigkeiten an bis zu den wehen dunklen Sehnsüchten der reifen  
Seele kamen sie alle hergezogen und umlagerten sie.

In dieser seelischen Aufgelöstheit sah auch sie ihr Leben in einem  
neuen Licht. Sie erkannte, dass es falsch und läer war, falsch von anbe-  
ginn an, und dass ihre Wahrheit dort war, wohin Fritz Müllers flammende  
Worte riefen. Doch es war zu spät für sie gutzumachen. Sie war schwach,

schwach,  
sie war mutlos, sie konnte ein neues Leben nicht mehr beginnen.

Sie stand auf, ging auf Hans Schulz zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Es war die erste freiwillige Berührung in den langen Jahren ihrer Ehe. Sie waren Weggenossen geworden, Weggenossen, denen nichts anderes blieb, als die mühselige Last ihrer Tage zu Ende zu tragen.

-----

AR 25196

1/15

CLARA MICHELSON COLLECTION

Add. 2

1/15 Addenda : Correspondence 1925 - 1957  
Transcriptions



Absender: *L. Rosenthal*

Wohnort: *Helmskeder 3*

Straße, Hausnummer,  
Gebäudeteil, Stockwerk *Berlin W. 32*



*Fil.*

*Clara Mickelson*

in *Ripa*

*Industriehof*  
Straße, Hausnummer,  
Gebäudeteil, Stockwerk

Berlin d. 4/12 3

Liebe Fil. Clara!

Es spielen (oder auch treiben)  
ein gewelkeftes Spiel mit der  
Zeit. der Epitomener alle Früh-  
leber befunden sich am Anfang  
seiner Zeit und es zögern wir  
in uns. Quo usque tandem  
Caelum abutere potentia nostra?  
Iste ar. und Cicero ay.

Absteilen für uns - alle  
Fischer sind vertrieben, die  
Verbrüderung ist mit dem  
de. Borne. Sa. werde jedoch  
erschaffen & Fortsetzen

Absender: Louwerfeld

Heburg 1. B

Wohnort: Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk ~~Kath. W.~~

Drei Königsstr. 25

Mein liebes Glänzchen!

Dein Entschluss zu uns zu kommen wird von allen Seiten, auch von der meinen aufs freudigste begrüßt, nur bedauere ich, Dich nicht selbst hier in Empfang nehmen zu können, da ich morgen Abend auf die Reise gehen muß. Dafür kann ich Dir aber mein Bestes aufs wärmste empfehlen. Geschrieben aus dem Hause von Deinem Schwager

ARTUR S.

Postkarte)

Nimm Dir Fernsprechezeit und



M=elle

Claire Michelson

Paris VIIe

in

49 rue Bonaparte

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk

Hotel R. Georges

(9.28)

C 154 D 1/16

Freitag: 12. 11. 28

Mein geliebtes Clärchen!

Über deinen Entschluss zu uns zu kommen  
haben wir uns herzlich gefreut u. er-  
warten dich mit offenen Armen.

Arthur muss leider morgen Abends nach Berlin  
ist aber in einer Woche wieder hier.

Mit welchem Zug kann ich dich erwarten?

Auf ein frohes Wiedersehen freut sich  
dein Heer u. Wurstmannchen

Meine liebe Claire,

Vergangenheit ist Gegenwart, und Gegenwart  
ist Zukunft? Hiers es so? In mir wird es als  
eine Arbeit und so halt das Leben nach stetig nach.  
Andero vielleicht und wahrscheinlich sich deutlich in  
mir als die <sup>vierte Dimension</sup> es meint. Aber  
als eine sinnvolle Leistung. Denn in der <sup>verflachsenen</sup> Gegenwart  
des letzten Monats tauchen vielfach die Klänge der Vergan-  
genheit und jeder Augenblick war Zukunftsbau in <sup>vierte</sup>  
Trennungsperspektive. Auch die Augenblick-Gegenwart ist  
erfüllt von der Vergangenheit unseres <sup>Beisammenseins</sup> und  
ist <sup>immer</sup> <sup>und</sup> <sup>Erwartungsgerichtet</sup> <sup>gegen</sup> die Zukunft <sup>deiner</sup>  
Rückkehr und mir so zu fragen und zu ertragen. So wird  
Vergangenheit mit Gegenwart und Gegenwart Vergangenheit  
mit Vergangenheit und Gegenwart Zukunft. —

Thes fand es aus irgendwelchem conventionalen  
Rücksichten ihrem Besuche gegenüber für nötig den  
letzten Augenblick gemüthliches Beisammensein abzu-  
ringen. Ich hatte das hat mich verstimmt. Ich hatte  
daran auch wenig Lust den Spaziergang mitzumachen.  
Trotzdem wurde er dann mit. Bubbe wollte sich  
an Aemungeschichten schadlos halten für die Märchen,  
die du ihm nicht mehr erzählst. Er sagt es auch  
in seiner kindlichen Kinderweise. War so vertraulich  
und ausnehmend, dass er fast tröstend wurde.  
Ich habe die Frau Haf-Baldschagg gestern aufgemacht.  
Eine angenehme Frau. Der Mann ist Schweizer.  
Bekam eine Einladung zur schweizer Bundesfeier  
und mit ihr denn Empfang der französischen

englischen u. deutschen Rinder beimischen, die  
am 1. August für 14 Tage eine Fahrt, wie sie meist  
veranstaltet wird der Friedengesellschaft, hierher  
unternehmen. Das wird für mich von Interesse  
sein. War gestern zur Flussel. Es war sehr  
schlecht. Ich merkte nur nur wieviel zuzugli-  
der ein Vortrag am Vortage ist. Ich  
will morgen hinauffahren wegen des Hohenauf-  
enthaltes. Es betrifft Vorregenschichte, aber  
es bleibt dabei. Ich bin unlustig zu allem,  
mag am Wetter liegen. Ich denke daran, dass ich  
beginnen muss zu arbeiten, aber kann mich nicht  
gut dazu aufraffen. Ich hoffe Du wirst noch unter-  
wegs eine Karte senden. So nichts kann so will  
ich heute ~~zu~~ Tea anlanten. Heute früh bist Du nun

bleib zu Hause: Klaffentlieb war die Reise  
gut und du bist nicht zu sehr strapaziert. Hast  
du alles zu Hause gefunden?<sup>2</sup>

Schreibe, sobald du genügend ausgeruht  
bist. Hat mein Bruder Leo dich angelächelt  
und hast du ihn gesehen.

Viele Gruesse und alles Gute

Sasha  
(Rosenthal)

Rose Lurie

Prága, d. 2. Juni.  
Merkelstr. 7. 1

Liebster Fr. Clara,

So bin ich nun wieder seit mehr als eine Woche zu Hause, und das eben Erlebte fängt schon an, als ein Traum zu erscheinen.

Es fällt mir aber dieses Mal besonders schwer, mich wieder an den Alltag anzupassen, dazu kommen noch etliche teils erwartete oder befürchtete, teils überraschende Angelegenheiten, Kurz- in der Schweiz & Paris war es schöner.

Mein Schweizer Aufenthalt bedeutete einen großen Genuss für mich, I enjoyed it perhaps even more than Paris, vielleicht etwas zu sehr rein animalisch. Meine Reisegefährtin machte sich besser, als ich befürchtet hatte; es gab zwar Differenzen in der Auffassung des Reisezweckes und daraus auch unerblickten-Brissen von Ablehnungsgefühlen beiderseits, aber im Großen & Ganzen ging es, wie gesagt, ganz gut.

6 Tage verbrachten wir am Genfer See, weitere 6 am Vierwaldstätter See (Heggis), wo es vielleicht noch schöner war. Dann trennten wir uns in Luzern, ich kamte noch zum Schluss in Einsamkeit den unvergleichlich schönen



Blick auf See & Berge vom Anai aus, <sup>genießen</sup> und  
dann ganz' s heimwärts. - Im übrigen  
konstatierte meine Reisegefährtin resümierend,  
ich sei hervorragend (Starrsinnig), bis zur  
Prücksichtslosigkeit sogar, was mich <sup>äußerst</sup>  
frappierte, da ich sonst si ziemlich als charak-  
terloser, waschlappen<sup>er</sup> verschrien bin. Das sagt  
also die Graphologie? - In Freiburg unter-  
brach ich programmgemäß meine Reise  
und begab mich zu Thea. Es ergab sich,  
daß der Tag nicht sehr glücklich gewollt war:  
der Mann verreist, Schwiegermutter krank,  
Kindchen auch nicht ganz wohl, und Thea,  
durch Abwesenheit von "T. Lärchen" am Festabend  
gefesselt. Aber trotzdem - und vielleicht zum  
Teil gerade deshalb - wurde es doch für mich  
ein angenehmer Tag. Wir "quatschten" ganz  
gehört, ganz ungestört. Thea fand ich ganz  
unverändert, so nahe anherlich, als auch dem  
Wesen nach, und es war mir eine Freude, dieses  
liebe, sonnige Geschöpf nach so vielen Jahren  
wieder zu sehen. Das Kindlein ist reizend,  
etwas bläplich, meinte Thea, wegen der eben  
überstandenen Krankheit, es erinnerte mich  
an die Knäblein auf den zahlreichen in  
Paris geschaute Madonnenbildern. Es hat

mir leid, dass ich ich nicht Gelegenheit hatte,  
Theas Mann kennen zu lernen, ich wollte  
das eigentlich in Berlin nachholen, kam aber  
dort (ich war bloß 1 Tag dort) schon nicht mehr  
dazu. - Mit dem Handel u.s.w. ging alles  
schön glatt und als ich glücklich zu Hause  
war, freute ich mich wirklich, dass ich so  
viel „Heldenmut“ aufgebracht hatte, das Ding  
mitzumachen. Ihre Schwägerin hat Ihnen  
wobei mir wischen geschrieben, dass sie mit  
dem Einkauf sehr zufrieden ist. befürchtet  
wird nur, dass der Handel mit der Zeit zu  
eng <sup>wird</sup> ist. Ihre guten Wünsche habe ich wort-  
getreu übergeben. Die Ihrigen fand ich  
alle in bester Form an. Die Mama hat  
mich zum Abendessen ein (ich glaube, es  
gab weniger Speisen als bei Ihnen!) und ich  
musste ausführlichst über alle Punkte re-  
ferieren. Ihrer Kochkunst wurde dabei  
sehr dankbar gedacht. <sup>Silvotekka</sup> Culoorkai war  
sehr gesprächig, schlug von selbst vor, mir  
einige Lieder vorzusingen (mit Papa Dietrichs  
Begleitung) und versank schließlich dazu,  
zwei einen Krug zu geben, worum ich in früheren  
Jahren vergebens geworben hatte.  
Also, wenn habe ich die Freunde,

Lie hier begrüßen Sie können? Ich  
 war gestern am Strande - es ist auch  
 hier recht schön und so ruhig. Kommen  
 Sie wirklich! Es werden sich noch so  
 manche freuen, Sie wiederzusehen.  
 Wie ich höre, bleibt Lea zunächst noch  
 in Freiburg, dieser Anziehungspunkt für  
 einen Aufenthalt in Berlin fällt also vorläufig  
 für Sie fort. Schreiben Sie, was Sie noch  
 Interessantes in Paris erleben, - sei es an  
 "force de la pensée", Artischocken oder  
 etwas anderes; mannigfach genug ist ja  
 Paris. - Ich denke mit frohbarer  
 Freude der Herzlichkeit, die Sie mich  
 dort haben fühlen lassen. Es wird mich  
 auch sehr freuen, wenn Sie auch ferner  
 mich nicht vergessen - Schreiben Sie uns!  
 Von Anna Chapman und Julius  
 gibt es so gut wie keine Nachrichten,  
 die Aussichten für ein Herkommen scheinen  
 recht schwach zu sein. Überhaupt soll es  
 dort wieder furchtbar aussehen; ich bin  
 ganz besorgt deswegen. Meinem Ogerlag  
 Bruder geht es vorläufig noch gut. Aber  
 der nächste Ausbruch scheint doch ein  
 Dunkel. Es geht noch nichts Freutiges in  
 der Schwertschlag geschehen einige Tagen. Aber  
 man muß Geduld haben.

Ich grüße & schreibe Sie herzlichst und freue  
 mich im Voraus. Liebt von Ihnen die besten.  
 Ich bin seiner best da? 27 00 - Kindheit vergangen. Ihre Paul.

1  
Riga, den 24. Februar 1925.

Liebster Fraulein Clara,

Es ist das Schicksal fast aller meiner Briefe, daß ich sie mit einer Entschuldigung anfangen muß, dieselben solange nicht geschrieben zu haben. Und ich kränke mich schon im Voraus darüber, daß Sie mich mindestens ebenso lange auf eine Antwort warten lassen. Bitte, bitte, tun Sie das aber nicht - schreiben Sie mir sehr bald, das wird mir eine große Freude sein, und Sie sind doch - beruflich, wenigstens - wahrscheinlich weniger im Anspruch genommen als ich. - Ihr letzter Brief - aus Tichy noch - traf hier gerade ein paar Tage vor der Rückreise Anna Mart. & Julius nach Moskau ein. Anna Mart. hatte sich sehr über Ihren Brief gefreut, wir hatten auch sonst viel über sie gesprochen, sie wollte Ihnen von Moskau aus schreiben, was sie aber voraussichtlich bis heute nicht getan hat, wenigstens schreibt sie auch uns höchst selten. Man wird dort so ganz von den Sorgen des Alltags absorbiert. Dieser Besuch war ein großer Lichtpunkt in meinem Dasein. Zuerst fürchtete ich, der Kontakt hätte sich im Laufe der Jahre gelöst, man würde sich vielleicht in manchen Dingen verständnislos gegenüber stehen, aber kaum war sie dem Complé entküpft, als ich fühlte, daß alles noch beim Alten war - immer noch zwei Teller von Leber und

Weder Jul. noch Ach. haben sich irgendwie verändert,  
beide sind immer noch trotz des Schmutzes der Umgebung  
dieselben reinen Menschen geblieben. Nur es war ein  
seidenes mit Ja Kräfte, Bergungen.

Sonst gab es nichts 'Schönes', vielmehr allerlei  
Trauriges, und das Dürmste ist, daß es mir, objektiv  
genommen, ganz ungeschickt ging, & daß ich  
eine fast abergläubische Furcht nicht los werde,  
es würde eine Zeit kommen, wo ich diese ~~unheimlich~~  
überwältigend "traurig" bezeichnete Person  
noch zurücksehen werde.

Ich hörte, Sie seien inzwischen in Freiburg gewesen,  
nun aber wieder zurück in Paris. Wie gefühlte Sie  
das Stübchen? Gewissen Sie immer noch so sehr  
Paris? Was beschäftigt Sie jetzt? Ich muß oft  
an Ihren Professor denken, der mit "force de la  
pensée" die Menschen glücklich machen will,  
und wollte Sie schon längst psychiatrisch konsul-  
tieren. Es handelt sich nämlich - entre nous  
soit dit - um Elisabeth W., die mir manche  
quälende Stunden bereitet hat & bereitet. Seit  
dem Sommer ist sie in eine solche Depression  
verfallen, bei schärfstem Verstande & klarstem  
~~unverfälschten~~ Urteil über sich selbst. Objektive  
Ursachen sind jedenfalls vorhanden, aber augenscheinlich  
fehlt irgend ein subjektives Schränkchen, welches

die Einwirkung dieser Ursachen kommt. Ihr behandelnde Arzt  
 ist Leopold Sch., zu dem Sie nicht das geringste Vertrauen hat.  
 und Sie sehen sich nach einem klugen Arzte & Menschen, ~~Sie~~  
~~malen~~ Sie sich sehr ausschütten könnte & der ihr die verloren  
 gegangenen geistigen & seelischen Kräfte wieder suggeriert. Es ist  
 bei ihr, scheint mir manchmal, die banale Tragedie der alten  
 Frau, die Geistige überwehrt; immer wieder & wieder will sie es  
 hören, was Sie alles früher gelernt hat, daß sie einmal klug, ein-  
 geschick, begabt etc. war. Mit eiserner Willenskraft bringt sie  
 sich zusammen, wenn sie „unter Menschen“ geht, nachher  
 kommt aber die schreckliche Reaktion. Der einzige Mensch, der  
 sie eigentlich nun sich vertrauen kann, bin ich, die ich ihre  
 ihre Vergangenheit weiß; sie sagt oft, die sei hellseherisch in Bezug  
 auf Menschen geworden, und nur die wenigsten trieben mich  
 Kellscherei Stand, selbst bei Rosa Wash. hat sie durch die Be-  
 schränktheit entdeckt. - Für mich ist aber das Zusammen-  
 schicks quälend, & wenn ich nicht toll bin, feignen mich  
 wiederum Gewissensbisse, daß ich mich hier einer jahre-  
 langen Freundschaft nicht zum Opfer bringe. Andererseits  
 brennt sich in mir aber der Egoismus der Gesunden.  
 & der will ihren eigenen Sorgen reichlich Beschäftigten.  
 Dabei habe ich manchmal, wenn ich mit ihr was lese,  
 wenn ich tausende Fragen stellen kann & auf alles  
 Antwort erhalte, eine großes Vergnügen - aber das  
 Qualvolle überwiegt doch. Können Sie mir, wie soll ich  
 da helfen? Wie kann ich ihr irgendwie den Glauben  
 an sich selbst suggerieren? Ich bin aber leider  
 nicht der Professor, der durch, force de la parole  
 so viel Leute zu tun vermag.

Liebster Fräulein Clara, Sie müssen schon entschuldigen,  
dass ich so viel über diesen Punkt geschrieben habe,  
es handelt sich aber mit dem eine Sache, die mich allerley  
Schmerzen bereitet, & die andererseits mir in der Folge  
Schlagen scheint. —

Ich denke & träume oft an & von Paris. Gewiss  
hatte ich nur einen ganz oberflächlichen Eindruck, aber  
~~inzwischen~~ <sup>in</sup> 14 Tage scheint ich doch so ziemlich das Maximum  
geleistet zu haben. Meine Reisegefährdin beurteilt Sie,  
glaube ich, doch zu scharf (allerdings ist mein Gedächtnis  
so eingerichtet, dass ich Schlimmes sehr schnell vergesse, & so  
erinnere ich mich nur dunkel, dass sie mich häufig  
durch irgend etwas irritiert hat.); vor einiger Zeit  
sprach ich noch über Sie & sie sagt, sie würde Sie bei  
<sup>der</sup> geplanten nächsten Reise, die sie mit ihrem Mann vorhin  
unternehmen will, Sie unbedingt aufsuchen & Ihnen  
was mitbringen. Doch eine liebe nette Frau?  
Sie will mich übrigens überreden, auch in diesem Jahre  
mit ihr zu reisen, doch daraus wird voraussichtlich  
nichts. — Sonst habe ich mich in diesem Jahre  
am meisten mit Willem angefreundet. Es will mir  
scheinen, dass Sie sich sehr zum Vorteil verändert  
hat, vielleicht, durch Leiden geläutert. Gesmücklicher  
geht es ihr verhältnismäßig gut, Sie ist schon  
in der Periode, wo Mann & Kind nicht mehr die  
allein dominierende Rolle spielen und hat Interesse  
für andere Menschen und Dinge. Ich kann mich mit ihr  
gut über Dinge unterhalten, die außerhalb des üblichen Kreislaufes

stehen; wir lesen zuweilen etwas zusammen, Korea jetzt  
gemeinsam Vorlesungen über die Malerei des 19. Jahrhunderts.  
(ich werde noch ein bißchen Klügel dadurch) etc. etc. Denn mir muß  
ich immer, wie gut sie ihren kleinen Jungen erzogen hat.

Dabei erinnere ich mich, daß ich Ihnen gar nicht zu Ihrem  
Neffen gratuliert habe. Ich habe mich damals so sehr  
gefreut, daß es ein Junge wurde; es schien mir fast,  
als sei ich - durch die Accidental des Mantels - mittelbeteiligt  
daran. Wann kommen Sie, ihn begrüßen? Ihre Mutter  
sprach mir vorigen Sommer von einem Familientage am kommenden  
Sommer. Wie verhalten Sie sich dazu? Ich würde mich  
sehr, sehr freuen, Sie hier zu sehen. Ich bin aber  
eben dabei, mein Leben ein wenig umzuwälzen &  
weiß nicht, ob ich im Sommer noch in Pige sein  
werde. Ich bin nämlich eines schönen Tages meines  
bisherigen Lebens überdrüssig geworden. Ich habe beschlossen,  
diesem Leben eine andere Wendung <sup>zu</sup> geben. In diesem  
Zwecke habe ich zunächst meine Stelle gekündigt,  
man will nun versuchen, in einem anderen Lande  
eine Beschäftigung zu finden. Das ist gewiß sehr  
leichtsinnig von mir, aber - Sie haben doch auch gesagt,  
daß man riskieren müsse. Ich möchte am liebsten  
mich in Deutschland wiederlassen, welches mir schließlich  
doch am nächsten liegt, fürchte aber, daß es schwer  
fallen wird, dort etwas zu finden. Vorläufig habe  
ich meine Fühler nach verschiedenen Richtungen aus-  
gestreckt und warte jetzt die Resultate ab. - Ich  
habe auch Paris erwogen - aber erst im zweiten



Ich bin & bin für die  
Kunst zu leben.

Linie. Wie gern ich auch dort noch eine Zeitlang spazieren-  
gehen möchte, graut mir eigentlich vor dem Gedanken,  
dort "for a living" arbeiten zu müssen, resp. zu Franzen  
in irgend ein Geldverhältnis zu treten. Mir scheint,  
das ist ein Punkt, wo sie sich nicht von der linken  
Seite präsentieren. - Sonst gibt es ja dort jetzt auch  
eine Menge Ausländer, und, wie ich höre, ist es nicht  
ausgeschlossen, bei solcher Beschäftigung zu finden.  
Es gibt da übrigens für mich so ein kleines Fändchen, aus  
dem sich vielleicht was spinnen läßt. - Sehr angenehm ist mir  
der Gedanke, evtl. dort mit Ihnen zusammen zu sein.

Haben Sie aber die Absicht, dort noch länger zu bleiben?

Sollten Sie irgend etwas über <sup>für mich geeignete</sup> Beschäftigungsmöglich-  
keiten ~~haben~~ wissen, so wäre ich Ihnen jedenfalls sehr dankbar,  
wenn Sie mir darüber schreiben wollten. Wie steht  
es wohl der Wobrechtsfrage in Paris? Ich hätte wahr-  
scheinlich die Möglichkeit, den hier aus für 1 Jahr ein  
Bismarck nach Frankreich zu bestaunen.

Und wenn es nicht glückt, komme ich  
wieder nach Hause; hier kann ich immer  
auf Arbeit rechnen.

Nun habe ich Ihnen so viel geschrieben!  
Ich will jetzt nur noch meine Bitte wiederholen: Schreiben  
Sie mir sehr bald, tippen Sie einen schon langen Brief.  
Ich besitze auch eine "Corona"; da ich aber bereits tagtäglich  
tippe, benutze ich für Privatkorrespondenz lieber noch die  
Feder (trotzdem diese solchen künftigen Augen, wie den Ihren  
vielleicht manches charakterkompromittierende offenbart)

immer noch  
bin noch

24 décembre 1937

10/100

Cher Monsieur,

Le menu de notre réveillon  
soud à l'heure sera grâce à votre  
amabilité bien corsé et nous mangerons  
avec appétit les délicieuses spécialités  
chez moi. Je puis avant de les déguster

leur donner le qualificatif de  
"déliées", car nous savons quelle finesse  
ont toutes ces mandes. Mais nous et  
mes enfants me chargeant d'être  
leur interprète et sûrs nous vous  
envoyons nos remerciements cordiaux  
auxquels nous joignons nos vœux  
les meilleurs pour la nouvelle année  
Bon Noël, bonne année  
M. Beau

Riga, den 26 oktober 1937.

Sehr geehrte Fr. C. Michelsohn.

Ich erhielt Ihr w. Schreiben vom 12/x und auch das Manuscript der 3 Erzählungen vom 22/x. Der Dokumentation halber, betr. d. Mnemonist-Fenomens, konnte nicht Ihnen prompt antworten. Bitte um Entschuldigung.

Ihre Märchen und Erzählungen sind gut, aber sehr verschiedenartig. Die Sprache ist schön, frisch, aber der Inhalt, wenn ich die Verlags-Sprache benutzen soll - ein Bisschen schwer. Man kann es entweder deutsch-originell, oder im Hebräischen verlegen. Deutsch kann einen Absatz überall haben, hebräisch nur in Palästina, ein wenig in Polen und Litauen haben.

Die Übersetzung ist nicht leicht, die Arbeit muss gut und sauber mit "Kevudot" d.h. Punktierwokal gemacht werden. Sie darf kosten ungefähr 120-150 Lats.

Herr B. Schereschewsky hat sich recht viel in hebräische Lehrbücher engagieren lassen und kann jetzt, im besten Willen, auswärtige Ausgaben/Belletristik nicht finanzieren. Daher müssten Sie allein die ganze Summe decken. Wir werden suchen alles am billigsten zu machen, aber... lohnt es? Nur wenn Sie durchaus wollen einen Name in der Literatur zu erringen, dann lohnt es, sicher!

2.

Ich bin genug ehrlich Ihnen die Wahrheit zu sagen, obwohl ich Interesse habe zu verdienen.

Ein literarischer Mensch muss Geduld und auch Verlusten leiden. Falls es gelingt, kommt später Ruhm und Geld. Denken Sie, bitte, darüber gut nach.

Wie wäre es einige Ihre Erzählungen in Jiddisch zu übertragen und in den „Jüdischen Bildern“ drucken lassen? Ob Sie was bekommen gezahlt - ist fraglich, aber einen Namen in der ganzen Welt bekommt man sicher. So war es mit Michael Zwiak aus Libau, der jetzt schon berühmt wurde.

„Der Schwur“ und „Wunderkind“ können sicher in den „Jüdischen Bildern“ gedruckt werden.

Die Adresse ist:

Rīga, Dziznavu iela 57.

„Jüdische Bilder“ kantorum.

Ihre Märchen und Erzählungen sind nicht für ein Büchlein zusammen angepasst. Die Märchen sind für Jugend, die Erzählungen mehr für Erwachsene bestimmt. Schreiben Sie, bitte, an Herrn Brauns, dem Verleger der „Jüd. Bilder“, vielleicht empfängt er was zum Drucken. Aber die Redaktion sendet nicht ungedrucktes Material zurück. Muss man früher Abschriften machen.

In Bezug auf die Dokumentation<sup>3</sup> d. Herrn Solomon Schereschewsky.

Einige Dokumente / notarielle Abschriften) befinden sich beim Herrn Professor Paul Gale zu Riga. Die übrige - alte un neue - mit der Beglaubigung der Behörden sende ich Ihnen und bitte gefl. nach der Übersetzung ins Französische mir persönlich es zurück zu senden. Ich sende es Ihnen, da ich sicher bin, dass Sie die Abschrift mir gewiss zurücksenden. Sonst vertraue ich auf Niemanden nicht. Mehrere Dokumente sind schon verloren, weil die Professoren nicht zurücksenden.

Im № 25 wird in den „Jüdischen Bildern“ eine ganze Seite dem Phänomen Schereschewsky gewidmet sein. Die Journalisten waren schon bei mir und Abschrift gemacht. Sie hörten viel von ihm aus Moskau. Ich habe Interesse nur für ernste Gelehrte = Pedologen, aber nicht für billige Zeitungssensationen.

Die Originalabschriften von Moskauer und Smolensker Universitäten werde später Ihnen zusenden. Vorläufig nur einfache Kopien.

Am besten wäre wenn sich die Pariser Gelehrte an Moskauer Universität / oder an prof. Lurija und Leontjev / wenden. Sie haben ein reiches Material - 8-jährige Untersuchungen.

Achtung 4 Abschriften beigelegt

## Second Intentional Exposure

4.

Ich möchte die Dokumente allein ins Französische übertragen, aber habe keine Zeit. Ausserdem werden Sie es viel besser als ich machen.

Falls der Journalist in der Pariser Zeitung veröffentlicht, muss die Überschrift sein:

M<sup>r</sup> Solomon Scherschewsky,  
le plus grand mnémoriste naturel de notre siècle.

Man kann anzeigen, dass er in Lettland geboren ist und die Eltern in Riga leben. Prof. Dale zu Riga hat schon die Familie untersucht (Vater, Brüder, Nefen) und hat gutes Material, ausserordentlich grosses Gedächtniss. Herr Dale ist Direktor der Psychotechnischen Institut.  
Riga, Poruka ietā 16.

Professore Paula Dale kizgam.

Ich bitte gefl. die Dokumente (5 ex.) und Zeitungsausschnitte mir persönlich zurückzusenden. Mehrere Zeitungsmeldungen sind abhanden gekommen in Riga und im Wege.

Herrn und Frau Scherschewsky lassen Sie herzl. grüssen und danken für freundschaftliche Ausserungen.

Hochachtungsvoll

Aron Scherschewsky.

P.S. Kürzlich sende auch Moscauer Wandannoncen des Phenomens, der ausserordentlichen Beifall hat.

Первое представление гениальной памяти.

... В конце 1928 года, когда Ида находилась у Вас, в Риге, я находился у знакомых /у провизора Арьева, сына некоего Арьева, жившего когда то в Режице/. Находившиеся там гость и дочь хозяина составляли буримэ и предложили мне сделать то же самое и притом на определенную тему. Гостя удивило, с какой легкостью я справлялся с его заданиями. Он разложил на столе 10 различных предметов и предложил мне посмотреть на них, а затем отвернувшись назвать их по порядку. Я это легко проделал. Тогда он прочитал мне один раз длинное предложение из газетной статьи. Я в точности повторил. Все были поражены и я в их числе... Бедь я и сам не подозревал, что я в состоянии такие вещи проделывать. Словом, когда Ида приехала от Вас, я уже совершенно свободно запоминал с одного прослушания много десятков слов, даже и вовсе непонятных мне. В апреле 1929 г. мною заинтересовался завед. редакцией газеты "Рабочая Москва" т. Арушанян /ныне покойный/ и направил меня для исследования в психологическую лабораторию Академии <sup>2</sup> ~~Московской~~ воспитания им. Крупской в Москве. Там я попал к проф. Лурия и Леонтьеву. Остальное все Вы сами знаете уже давно. Интересно прошел второй день исследования. Проф. Лурия просит меня попытаться запомнить табличку из 20-ти цифр. Я не решаюсь /до этого не пробовал запоминать ряды цифр/. Он настаивает, убедительно просит. Уступаю и сам изумлен неожиданному результату.

В декабре того-же года я выступал в Больш. аудитории Смоленского у-та. К концу демонстрации опытов проф. Квинт приглашает на эстраду 10 студентов. Каждый из них называет <sup>свое</sup> имя, отчество, фамилию, возраст и сколько денег имеет в кармане. Пошли самые причудливые имена и фамилии, невероятные возрасты и удивительные суммы, вроде 17,63X руб. - <sup>27,5</sup> ~~84,7~~ <sup>5</sup> ~~7~~ <sup>5</sup> ~~7~~ коп. Повторилась прежняя история. Справился я тогда блестяще. Зато, когда во время моих гастролей в мюзик-холле в гор. Горьком пришедшая в мою уборную группа студентов попросила меня запомнить предлинную бессмысленную формулу, состоящую из большого количества букв, знаков, цифр, спецтерминов и т.п. -- я спокойно и уверенно просмотрел запись и повторил. Я выше указал об опыте с фамилиями и мне вспомнились две из них, наиболее характерные:

- 1/ Абгар Луасарбович Сархазизов Кам-Сарахан,
- 2/ Архиминивилилотоглотопаниниковский, -- и третья вспыхнула --
- 3/ Парафифинисалатифиранфаговский.

PARIS



PARIS, LE

20 JANVIER 1939

V. Réf.

N. Réf.

R E C U

la somme de NEUF CENTS FRANCS pour solde de notre facture  
du 10 Janvier 1939, concernant les formalités et la réexpédi-  
tion sur RIGA de :

2 Caisses tableaux 320 K°

Paris, le 20 Janvier 1939





# Facture.

Installation d'un bidet, d'un lavabo et d'un chauffe-eau électrique. Toute la tuyauterie d'eau chaude et froide pour les dits ainsi que le vidange. Ligne électrique du compteur au chauffe-eau avec 1 groupe de rupture. Prix net

650

Suppléments: Fournitures des robinetteries pour lavabos Frs 110

Fourniture d'un bidet avec robinetterie 80

Installation de tuyauterie pour baignoire, soit l'eau chaud-froid vidange 60

Installation d'un robinet d'eau chaude dans la cuisine 60

Installation de baignoire avec le mélangeur et douche 75

Installation d'une prise de force 40

525

Frs. 1175

Jeux accomplis en différents apports

775

Reste dû

Frs.

400



FACTURE

6 Plaques de Sanaplan de 0,33 x 0,41 à Pce. 5.20 =	31.20
2 Plaques de Sahaplan de 1m. x 0,81 à d° 32.40 =	64.80
4 Plaques de Sanaplan de 0,55 x 0,46 à d° 10.00 =	<u>40.00</u>
	136.00
Transport	<u>18.00</u>
	<u>154.00</u>

55

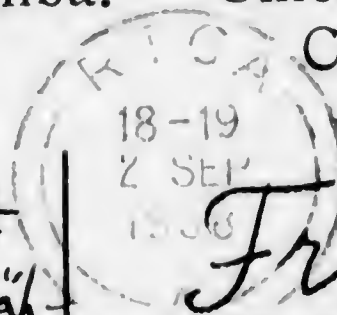
Vispasaules pasta savienība. — Union postale universelle.

PASTKARTE

Latvija

CARTE POSTALE

Lettonie



SAGATAVĀ  
AUGLUS UN  
CIUKUR

France

Fun, ohne den Wohnsitz  
des Adressierten zu erwäh-  
ren. Man kann einfach auf  
Grund der Antworten, die  
sich Ihnen im Januar d. J.  
einen Brief schreiben.

Ich danke Ihnen innigst  
vielmals für Ihre Interesse,  
aber leider sind neue Hinder-  
nisse entstanden.

Frau Schererosewicz dankt  
für Ihre Grüße, und grüsst  
ihrerseits herzlich.

Hochachtungsvoll A. Schererosewicz.

Mme Clara

Hôtel. Royal Michelson  
St. Marc

~~Royal Paris XVI<sup>e</sup>~~

~~7, rue Boileau~~

~~1/2 Francijū~~

Riga, den 2 August 1938;  
Sehr geehrte Fr. Michelson!

In Bezug auf Ihr W. Schreiben  
vom 27/III 1938.

Abreisehalber war es mir unmöglich  
Ihnen prompt zu antworten. Ich war  
auch, leider Gottes, unwohl. Schade, dass  
der Journalist im Januar den Artikel  
nicht geschrieben hatte. Jetzt ist die  
Sache nicht mehr aktuell: seit  
April bekommen wir mehr keine Nach-  
richten vom Mnemonist aus Moskau.  
Wir vermuten, dass er schreibt nicht  
politischen Gründe halber, da fast nie-  
mand hat aus U.S.S.R. Briefe bekommen,  
jedenfalls, in Lettland. Daher meine ich,  
dass es zwecklos ist sich jetzt mit  
dem Artikel zu beschäftigen. Ich  
kann deshalb auch das gewünschte  
Material Ihnen nicht liefern.  
Ich befürchte auch, dass ein Artikel  
in den größeren Zeitungen dem Mnemonist  
jetzt schaden kann. Aber wenn  
der H. Lucien Corose Interesse zu  
schreiben hat, kann er es wohl

tete egyptienne —	250
plaque br. —	50
theorie .. x —	5.00
4 cendrier —	200
1 petit vase egyptien —	
1 vase bleu =	100
	<hr/>
	1100

1 petite statue =	100
1 plat bleu -	100
1 petite vase bleu -	50
1 plat chinois -	150
4 cards. -	100
4 pauciers & bry -	20
1 petite parure ancienne.	100
1 vase et pied	329.

---

945

~~2 cadres à verre~~

~~1 cadre avec image~~

2 assiettes à mur blanc

2 vases théâtres

1 plat noir d'acajou

2 chandeliers

1 appareil photo

3 pièces d'appareil

2 paquets familles

~~4 paquets~~

2 tableaux annexes

plusieurs paquets cachetés

plusieurs petits cadres



~~peid fouille~~ -

~~tête~~ \*

~~presque~~ -

~~2 estampes~~ -

~~7 plaques cuivre~~

~~Iran~~

~~Charni fantail~~

~~Arca virlo~~

~~patrus~~

~~4 plaques~~

~~2 pots~~

2 vases plates (Hue et marras)

1 presque (tête corce)

~~2 vases Egypte delphic~~

1

~~4 vases Iran~~

~~(4-8?) vase Iran~~

~~1 petit vase Iran~~

~~1 vase Iran~~

~~1 vase Iran~~

~~1 vase Iran~~

Meds found

2 vases égyptiens

11 plaques égyptiennes

~~1 vase égyptien~~

2 petits empes

1 vase bleu

1 petit caducée oval

1 plaque pyramidale ?

1 pesque (tête cassée)

~~1 vase~~

2 vases argentés

1 chaudière

1 cadre fin

~~1 grand vase égyptien~~

1 grand assiette bleue

~~1 statuette~~

~~1 petit vase bleu~~

papers done -	100
month	100
fr. partents	200
1 glass	80
1 cedar of bonyls	150
Chau. box	75
2 adn 2 glass	150
palette of bote	75
1 vase	150
18 mus et cartons -	45

---

	1925
rem. le 10 km	1000

---

du 93

1	pièce valve	0 15
1	cella Bourriat	5.00
	pour pichet	3.00

204.80

regard le  
 He/ot d'ailly  
 M. Dore  
 M. Dore

M. Marthe	reparés	le 21-9-14
2	roues libra M. J. +	} 3 Hygromètres } 2 machines Jann 98 } sans press } sur fil et garde boue
1	Mervill	
1	Préférence	

HELMIR

ESTAMPES - DE ... - ENCASSEMENTS

18, Rue ...

Paris - VI<sup>e</sup>

Facture

4	bassepartouts à 25 <sup>fr</sup>	—	100 fr
2	" à 12	—	24
	à 10	—	20
2	" à 8	—	16
5	"	—	40
			<hr/>
			Total 84 fr

HELMIR

ESTAMPES - DE ... - ENCASSEMENTS

18, Rue ...

Paris - VI<sup>e</sup>

Riga, den 11. Januar 1938.

Ihre geehrte Fr. Klara Michelsohn, Paris.

Eigentlich muss mein Brief ein Entschuldigungsschreiben sein, da ich Ihnen zur rechten Zeit nicht geantwortet habe. Daher bitte um Nachsicht! Direkte Pflichten und Krankheit verhinderten Ihr Schreiben vom 6. XI. 37. und Ihren Brief zu Herrn B. Scherlock zu beantworten. Der strenge Winter hat mehrere Irrungen verursacht, auch beim Personal des Geschäftes, daher konnten Ihre Aufträge nicht prompt erledigt werden. Doch hat man Ihnen am 1/XII und am 22/XII 2 Pakete pro 24 Exempl. „Jüd. Nesome“ zu kommen lassen. Sie haben sie wohl empfangen.

Insgesamt haben Sie laut der Buchführung 60 Exempl. auf gutem Papier und 132 auf einfachem Papier erhalten.

Kürzlich bekommen Sie noch weitere Zusendung. Man kann nicht viel zusammen

senden, nun allmählich. Porto bisher für Sie  
10.<sup>72</sup> Lats bezahlt. Die Zahl der Exempl.  
zusammen mit den defektiven Exempl. sind  
noch nicht genau zusammengezählt. Sie  
kommen genau <sup>auf</sup> die Hälfte. Später wird  
man zählen de facto und Sie werden alles  
bekommen. Tatsächlich haben die Büchlein  
für Schereschewy keinen Wert, da er sie nicht  
verkaufen kann. Nur für Sie ist es die  
echte Ware, aber nicht für Ost-Europa.

Daher wäre es am besten, dass Sie die ganze  
Auflage kaufen. Versuchen Sie Herrn  
Schereschewy den <sup>Vorschlag</sup> Angebot zu machen.

Ich habe gestern angerufen und erinnert,  
dass man Ihnen die weitere Exemplare  
senden soll. Sie müssen tausend Mal  
entschuldigen. Ich bin schon 2 Monate  
im Geschäft nicht gewesen. Hatte  
dringliche Arbeit. Jetzt viel mehr Zeit.

p. 8. Sie müssen unterwühligen mir die schlechte Handschrift.  
Kopierbarkeit macht den Namen schwerer, daher am besten die Handschrift.

Ihren Brief mit dem Fragebogen erhalten.  
Auskünfte gemacht. Im No 27 (Chamca-  
Nummer) der „Jüdischen Bilder“ war eine  
grosse Abhandlung (illustriert) über den  
Phenamen S. Schereschewy gedruckt. Falls  
Sie nicht die Nummer in Paris bekommen,  
kann man Ihnen aus Riga senden (in jiddisch).  
Jetzt Antworten auf Ihre Fragen  
Antworten als besondere Beilage  
anbei.

Sie haben mir versprochen mit Dr.  
Legren genauer zu sprechen, damit die  
Pariser Universität oder derartige psychologische  
Hochschule mit dem Falle sich interessiere.

Ich bitte nochmals zu entschuldigen.  
Die Verzögerung war unvermutet.

Die Beilage ist in der russischen Sprache  
geschrieben, wie ich es aus Moskau erhielt.

Hocharztuzvoll

Aron Schereschewy.

4. Die Fragen des Journalisten sind  
wohl interessant, aber sehr ausführlich,  
und für ein Artikel eine grosse Belastung.  
Ich beantworte auf Grund des  
Briefes, die ich vom Phenomän erhalten  
habe. Literatur habe ich in der russischen  
Sprache, vorläufig bei Herrn Prof. Dale.  
Ich meine der Werdegang des Phenomän  
ist für die Sitzung nicht unentbehrlich.  
Druckmaterialien habe ich doch Ihnen  
Zusammen mit den Dokumenten geschickt.

Ich bitte, falls der Journalist  
kein Gebrauch machen kann,  
mir sofort die Dokumentation  
zurücksenden zu wollen.

Ich danke voraus für Ihre  
Bemühungen.

Photographien sende nur wenn  
d. Artikel in der Zeitung bestimmt  
gedruckt wird. Ich muss aber früher  
Kopien lassen machen.

Einzelheiten über mehrere Experimente  
hoffe ich zu bekommen aus Moskau.  
Vorläufig nur einige davon.



Edinburg d. 25. Juni, 1914 [Dzintari, Riga Beach]

Mein liebes Clarachen.

Nach längerer Unterbrechung will ich nun nicht länger zögern Dir zu schreiben und Dir eine kleine Überschrift der hier gehabten Vorkommnisse zu übermitteln. Wir sind nun ungefähr über eine Woche zu Hause und unterdessen auch in Dwinsk zur Verlobung gewesen. Dort alles Drum und Dran war sonst gut, die Leute sind anständig und nett und besonders die Schwiegermutter ist sehr sympathisch und ganz deutsch. Die Braut ist auch hübsch aber macht den Eindruck eines guten lieben Mädchens. Dietrich hat ihr zur Verlobung einen feinen Brillantring geschenkt. Die Hochzeit soll im Oktober stattfinden, aber der Herr Gr. [Griliches] muß auch vorher das Geld deponieren.

Aber ich glaube Dietrichs eilige Verlobung haben noch unangenehme Konsequenzen, bezüglich auf Hansi. Die Frau Blechmann glaube ich bedauert sehr die Tatsache der Verlobung, weil Sie mal noch sehr feste Hoffnungen hatte und Hansi hat Dietrich einen Brief geschrieben und ihm zu seinem Entschluß (?) herzlich beglückwünschte, aber der Ton darin klingt mal ein wenig verdrollt(?). Nun dabei ist jetzt nichts mehr zu ändern und auf Hansi ist das kein Verlust. Wilma meinte, daß sie an Hansis Worte wie an die Bibel glaubt. Niemand ist noch hier zur Gratulation gewesen, wonach Leah halten sich sehr kühl gegenüber.

Hier ist es fortdauernd heiß und trocken, es wird mal voraussichtlich in diesem Jahre eine große \_\_werk ergeben. Hier am Strande herrscht reges Leben, besonders abends am Meere und Sonnabend abends findet wieder ein Gartenfest von den Studenten ??staltet statt. Thea ist auch Ehrenfräulein.

Nun wie geht es Dir in Franzensbad, und aus der so radical Kur. Merkst Du schon welche Besserung von derselben, ich glaube bestimmt, daß dieselbe Dir gut tun wird. Wie gefällt's Dir dort und habt ihr welche Bekanntschaften gemacht, ich vermisse schon noch lange Deine Nachrichten. Die 500 Ms wird wohl einige Zeit reichen, aber wenn es nötig ist, dann schreibe natürlich. Hoffentlich kommst du bald nach Hause bringe für die Jungen ein paar hübsche Cravatten mit, moderne.

Ist noch niemand gefahren. Ist Lotte in Franzensbad angekommen?  
Grüße Sascha. Die Kinder grüßen herzlich. Mama.

---

Postcard to: Cl. Michelson, Franzensbad, Hotel Prinz Wales.  
Forte del Marmi, 2 Jul 1914.

Liebe Clara, auch ich gratuliere Dir herzlich. Hast Du Dietrichs Braut schon mal gesehen. Wieso bist Du garnicht nach Kissingen gekommen ich dachte Dich unterwegs. Mama hat schon lange nicht geschrieben, ist ohlganz beglückt. Wie lange bleibst Du in Franzensbad? Dein Bruder Leo.

---

Riga d. 15 Juli, 1914.

Mein liebes Clärchen

Gestern empfang ich deinen lieben Brief und ich beeile mich noch vor deiner Abreise zu schreiben. Bezüglich des Mantels für Thea könntest du, wenn du noch bei Cossa bist eines meinsten oder im \_\_ \_\_ kaufen, aber billig, denn jetzt sind noch wahrscheinlich welche Ausverkäufe. Sie hat garnicht abends was ordentliches anzulegen ?. Für mich brauchst du nicht zu kaufen, ich werde bloß durchkommen.. Kagsing hat mir einen falschen schwarzen \_\_ mitgebracht. Wenn du kannst über Königsberg fahren, wäre es gut, aber wenn es nicht geht, dann ist doch nicht zu machen, dann fährst du ein anderes Mal.

Von Leo was gestern auch ein Brief, er ist noch in Italien, dort hat er drei Kinder von den \_\_ gemahl. Ob er an den Strand kommt ist zweifelhaft, denn er schreibt nichts mehr darüber.

Also auf baldiges Wiedersehen und gute Reise grüßt dich herzlichst.

Deine dich liebende Mama.

Alle grüßen dich. Telegraphire vor deinem Kommen.

---

28 Sept. 1914 (via Sweden)

Mein liebes Clarachen

Soeben empfangen wir Deinen lieben Brief, der uns sehr erfreut hat, denn wir haben schon mit größter Ungeduld direkte Nachrichten von Euch entgangen. Wir freuen uns, daß Ihr gesund sind und es Euch gut geht. Wir waren sehr in größter Sorge um Euch und auch ob Ihr gute Unterkunft gefunden habt. Wir wollte auch schicken aber man könnte es

nicht, doch wenn Ihr noch nötig habt, so \_\_\_ \_\_\_ sofort. Es wäre gut, wenn Ihr nach Hause kommt, aber sollst nur Eure \_\_\_ erst bequem einzurichten und wenn Ihr keine Schwierigkeiten habt. Im ganzen genommen wäre die Reise für Leo nicht anstrengend, falls er Lust hat dieselbe zu machen. Bei uns geht es den \_\_\_\_, es sieht etwas bewölkt am Himmel aus. Thea ist noch am Strande bei Berkowitzs, diese Leute sind von einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit. Hoffentlich auf ein frohes Wiedersehen und wärmste Grüße für Dich und Leo von Deiner Dich liebenden Mama. Wir haben mehrere Briefe geschrieben. Hast Du erhalten? Heute erhielten wir ein Telegramm 400 \_\_\_ 1000 empfangen.

---

Via Deutscher Hilfsverein Stockholm Undated [Late Fall, 1914]

Liebes Clärchen.

Heute erhielten wir deinen lieben Brief den ich bereits mit Ungeduld erwartete. Leider habe ich deinen letzten Brief nicht erhalten, denn ich habe keine Ahnung über deine Begegnung mit Frau Lindemann und ob Ihr der Check ausbezahlt bekommen habt. Von diesem Gelde hattet Ihr Tante Rosa ein paar hundert M[ark] übersenden können, nachher werden \_\_\_ die Summa Euch übersenden können. Es ist mal eine recht traurige Lage in die Sie geraten ist und man muß unbedingt sehen, ihr etwas hilfreich zur Seite zu stehen. Hast Du Nachrichten wie es ihren Söhnen geht. Auch Anna Markus Verhältnis sind schlimm. Hast Du meinen Brief, den ich auf die frühere Adresse schrieb erhalten. Ich habe Dir näheres von uns geschrieben, auch über Erna und die Hochzeit, die wahrscheinlich erst zu Weihnachten sein wird. Ich bin jetzt sehr im Damencomite beschäftigt, aber sonst geht es noch so ziemlich, die Geschäfte sind sehr faul, die Fabrik arbeitet nur dreimal wöchentlich. Die arme Frau Lindeman tut mir sehr leid wenn es geht, bringe ihr Chokoladen und einen herzlichen Gruß von mir mit. Hat Leo noch sein Atelier, man muß solche Ausgaben etwas einschränken. Das Geld ist teuer geworden, es wäre schön wenn Ihr bald nach Hause kommt. Ich hatte ein \_\_\_ nötig und es ist schade daß Du dieselbe nicht durch Frl. Fredland ausgeführt hast. Besorge Dir noch unbedingt Wintersachen, wenn möglich einen hübschen Mantel von Plüsch mit Fell und auch andere Sachen. Thea hätte auch einen Mantel nötig für den Winter.

Schreibe bald, auch wenn Ihr Geld nötig habt. Wärmste Grüße von uns Allen für Dich, Leo und Sascha. In Liebe Deine \_\_\_ Mama.

---

Riga d. 4. Dezember, 1914 (via Stockholm to Clara in Berlin)

Liebes Kind.

Soeben erfahre ich durch Moritz Rosenthal, daß eine Gelegenheit da ist, durch die man einen Brief befördern kann. Ich benutze daher gern dieselbe, um Euch wieder Nachricht zukommen zu lassen. Die übersendten 800 M hat Leo mal bereits erhalten und diesen Tagen werden auch an Dich 500 M. abgeschickt werden. Nun was macht Ihr, es wäre so schön wenn Ihr bald nach Hause hinfahrt, ich bin so beunruhigt über die deprimierende Verhältnisse und besonders über Leo. Jetzt ist auch die Reise sehr beschwerlich, es wäre vielleicht ratsam, wenn letzterer in Stockholm bleibt. Seit Sonntag ist Tante Johanna und Moritz hier leider mußten sie ihre verlassen. Tante ist sehr angegriffen und muß sich tüchtig erholen. Hast du Dir Wintersachen gekauft und ist es dort kalt. Ihr werdet wohl zu Weihnachten nicht zu Hause sein. Dietrichs Hochzeit wird wahrscheinlich in Januar stattfinden, er nimmt eine möblierte Wohnung, weil man jetzt doch keine Wohnung einrichten kann, man kann doch nicht wissen in der Kriegszeit. Ich bin sehr beschäftigt mit verschiedenen Angelegenheiten. Grüße Leo herzlichst und soll er doch wieder bald schreiben. Es grüßt Dich wärmstens, Deine Dich liebende Mama.

Vorgestern waren wir zu Frau Dr. Berkowitzs Geburtstage und heute ist Fr. Rosenthals Geburtstag. Alle grüßen Euch bestens.

[Overpage]

Meine Teuere Claire! Viele herzliche Grüße von einem Flüchtling, ich mußte mein Haus und Hof verlassen und kam mit m[einem] Moritz hierher. Traurig eine solche Lage! nur die Hoffnung daß ich doch in absehbarer Zeit werde zurückkehren können erhält mich aufrecht. Hoffentlich geht es Dir und Leo gesundheitlich gut. Bedauere daß Ihr nicht hier seit.

Grüße Dich und Leo herzlichst. D. T[ante] Johanna.

Fred ist im Krieg, mein Herz bebt er möge nur gesund zurückkehren.

---

Liebe Klara! Habt Ihr das Geld von der Vereins Bank St. Pauli in Hamburg erhalten? Ich hatte beordert das Geld im ganzen M718.36 Pfg. an Leo zu senden, falls nichts geschehen, so soll Leo an die Bank schreiben. Das Geld soll ihm oder Dir zugesandt werden. Adresse Vereinsbank, Abt. St. Pauli, Hamburg 6.

Wie geht es Dir? Grüße Leo, Erna läßt grüßen. Mit besten Grüßen, Dein Dietrich.

Übersende Ihnen diesen Brief aus Stckholm. Schreiben Sie bitte sofort nach Ihrer Heimat. sorgt sich sehr um Sie. Unbekannterweise übersende ich Ihnen Grüße. Verony v. Stauffer.

Undated - probably Jan. 1917, Moscow. Emma to Leo in Berlin.

\_\_ schicke die Briefe an die alte Adresse Moscow, Spiridonowki Georgieffsky Pereulok 23. Viele Grüsse!

Mon chère fils.

Je me suis très étonnée que tu n'as pas reçu ma lettre, que j'ai envoyée depuis deux mois. Je le regrette beaucoup parce que tu es resté si long temps sans nouvelles de vous et que ça t'en a inquiété.

Grâce à Dieu à présent il commence de nouveau d'aller mieux. Thea se trouve déjà beaucoup mieux et elle recouvrera bientôt sa bonne vieille santé. Elle te salue mille fois. Hors cela la vie n'est pas si commode et agréable, c'est très difficile maintenant et je voudrais volontiers retourner à la maison, je ne me trouve pas en bonne humeur.

Claire et Eduard sont aussi ici et ils sont en bonne santé, et ils envoient les meilleurs compliments.

La petite Sylvia était aussi malade mais maintenant elle se trouve en bonne santé, elle est \_\_ an devant hier a eu son jour de naissance le 30. janvier. Elle est très mignonne et gentille, j'aime beaucoup.

Ta lettre m'a causé une grande joie parce que j'ai reçu des nouvelles de toi. Te me suis inquiétée parce que tes lettres ne sont pas \_\_ si longtemps. S'il serait déjà le temps, quand je pourrais te revoir bientôt. C'est très difficile d'attendre. Je me rejouie beaucoup que tu es reçu, mon chère, enfin le paquet et tu étais content avec les choses. Hier aussi il n'est \_\_ de l'envoyer un paquet avec des choses qui te sont très utiles. Te me donnerai de la pièce chaque mois d'envoyer un paquet.

Du? l'envoie aussi l'argent régulièrement chaque mois mais quelque fois il se retarde par Micha.

Nous avons reçu la communication par l'intermédiaire du Consulat d'Espagne. Tes travaux sont probablement très jolis et tu en trouves certainement beaucoup de plaisir.

En attendant de recevoir bientôt tes chères nouvelles, je te salue et baise mille fois et en amour ta Maman.

---

Moscow, 23. Dez. 1917 (Postcard Eduard to Clara in Kislovodsk)

---

Riga, 5. March, 1918 (Postcard Dr. Vitya (Viktor) Kretzer to Leo in Berlin)

---

Yalta, 6/19 Sept. 1919 (Julian/Gregorian Calendar)

Lieber Leo, ich hoffe daß dieser Brief in Deine Hände gerät, denn es wird bis Stockholm gebracht. Ich habe schon über ein Jahr absolut keine Nachrichten von Hause, und habe keine Ahnung, ob Alle gesund sind, u. wie es überhaupt ihnen geht. Von Eduard hatte ich indirekt Nachrichten im Mai. Ich habe ihm um dieselbe Zeit mehrere Briefe geschrieben, geschrieben weiß aber nicht ob er sie erhalten hat.

Ich habe die ganze Zeit ein richtiges Zigeunerleben geführt. Im Februar habe ich den Kaukasus verlassen mit der selbigen Familie, Kasteljanez aus Petrograd, mit der ich jetzt wieder seit einer Woche in Yalta zusammen bin. Die Fahrt war dann schauerlich. Fast die ganze Reisegesellschaft ist an Flecktyphus erkrankt. Ich stieg in Theodosia ab, wo ich zufällig auf dem Schiff die Frau von Eduard's Kameraden Cheifetz traf. Sie lebte mit Kind und Dienstmädchen in Theodosia, der Mann in Moskau. Kaum war ich zu ihr gekommen, da erkrankten sie alle drei schon an der "Spanischen Krankheit," d.h. Frau Cheifetz, ihr Kind und das Dienstmädchen. Die Frau lag zehn Tage in schwerer Lebensgefahr, fast aufgegeben, vollständig abgeschnitten von allen Hiesigen. Zwei Abende lebte ich bei ihr und pflegte sie, bis sie gesund würde. Den Sommer war ich mit ihr in Eupatoria ? zusammen.

Ich badete im Meer und lag in der Sonne, aß Apricosca und Melonen. In Yalta ist das Leben sehr teuer. Ich zahlte bloß für mein Zimmer 320 Rbl. monatlich. Früchte sind nur vorläufig unzugänglich.

Setze Dich in Verbindung mit Herrn N.J.Kasteljanez, Consulat Holländais, Stockholm. Schicke ihm einen Brief an mich an auf dieselbe Adresse, sie an seine Familie. Wir wohnen in einem Hause. Ekaterininskaya ulyica, dom No. 5. Die Familie ist vollständig ohne Geld. Wenn ich nach Konstantinopel käme, würdest du die Erlaubnis erwerben können, daß man mich nach Berlin läßt. Ein englisches oder französisches Schiff würde mich eventuell bis Konstantinopel mitnehmen. Du stehst gewiß in Verbindung mit den Angehörigen in Riga. Antworte mir sofort. Schreibe ausführlich über alles. Ich beunruhige mich sehr Thea's wegen. Wie ist ihre gesundheit? Grüße alle herzlichst von mir, u. sei begrüßt und geküßt von Deiner Schwester Clara.

P.S. Arbeitest Du fleißig? Ist Interesse für Kunst überhaupt vorhanden? Was macht Frau Corinth?

---

Yalta, den 29/11 Oct. 1919.

Lieber Leo! Wir haben gute Gelegenheit mit einander zu correspondieren, indem wir über Constantinopel die Briefe

richten auf folgende Adresse:

Constantinople, A. l'Agent Commercial de l'Armee Voluntaire Russe.

In dem Brief ein zweites Couvert mit meiner Adresse: Yalta, Ekaterinskaya ulyica N.5.

Ich habe schon vor einem Monat dir geschrieben. Hast Du den Brief bekommen? Ich lebe jetzt in Yalta verhältnismäßig nicht schlecht. Die Teuerung hier ist gewaltig. Ein # Butter 160 Rbl. etc. Ich habe einige Stunden u. außerdem habe ich viele Bekannte die mir Geld leihen so viel wie ich brauche. Hier lebt Sarah Orkin jetzt Hurwitz. Sie ist sehr freundlich. Auch von ihr kann ich Geld leihen. Dann ist hier von früheren Bekannten Ronja Asarch. Doch die Arme ist sehr leidend. Sie liegt meist zu Bett. Von den Ihrigen ist sie ganz abgeschnitten. Ich werde mich unendlich freuen von dir ein Lebenszeichen zu erhalten. Könntest du mir nicht ein Visum von d. deutschen Regierung schicken. Ich würde dann sofort zu dir kommen. Geld zur Reise nach Constantinopel würde ich schon auftreiben. Ich glaube daß man dir das Erlaubnis geben würde, deine Schwester zu dir zu nehmen. Von Eduard hatte ich einen Brief der im Sommer geschrieben war. Er hat es wohl sehr schwer. Die mangelhafte Nahrung und die schreckliche Kälte. Wenn die Sonne scheint, ist es hier noch so warm das man im Kleide geht. Ich habe ein angenehmes Zimmer unter dem eine Küche ist, die gut geheizt wird. Holz ist ja unerschwinglich. Hast du Nachrichten von Hause, sind alle gesund? Grüße von mir. Schreibe sofort an die angegebene Adresse. Wie geht es allen Bekannten? Herzlichst grüßt, Clara.

---

Roscherstr. 7, Charlottenburg [Berlin] d. 24 Nov. 1919 (Leo to Clara in Yalta)

Liebe Clara, endlich ein Lebenszeichen von Dir, meine Freude ist groß nach viel Jahren der Unruhe um Dich einen Brief von Dir zu haben. Hoffentlich werden wir uns in nicht so langer Zeit sehen. Wir sind all gesund, Mama und Thea sind auch hier, freuen sich mit mir und grüßen Dich herzlich. Dietrich mit Frau u. Kind in Riga, Nicolaistr. 27/29 [Now Valdemara iela]. Durchgemacht haben sie all schlimme Zeiten. Eduard war im Mai eine Woche zu Besuch bei ihnen. Thea ist gesund u. wie früher. Ich arbeitete so gut es ging, habe aber die ganze Zeit meine Bilder nicht ausgestellt. Immerzu habe ich versucht Dich brieflich zu erreichen und schließlich beschlossen selbst zu reisen um Dich abzuholen. Aber noch habe ich die Pässe nicht die mir für die nächste Zeit versprochen worden sind. In der vorigen Woche war ich in Kopenhagen von dort fährt in den nächsten Tagen schon ein Dänischer Herr, Herr Ingenieur Sorensen nach Kisslowodsk. Er wird den alten Herrn Slutzkin hierher abholen, ob es Dir gelingt sich ihnen auf der Rückreise anzuschließen weiß ich nicht, jedenfalls war Herr Sorensen so liebenswürdig, mir seine Hilfe anzubieten. Slutzkins Adr. im Kaukasus weißt Du wohl. Ich weiß nicht wie Du mit Geld versehen bist. Von Konstantinopel aus wird die Reise wie Du es Dir vorgestellt hast sehr teuer der Währung wegen gestalten. Ob ich selbst werde so schnell kommen können ist fraglich und das Visum ist noch nicht fertig. Auf alle Fälle hier ein paar Adressen für mich "Kaukasian Oil Comp." Kopenhagen Herrn A. Ledermann, Gothersgade 175.

M. Wasbutzky, Tietgensgade 72, Kopenhagen.

Signore Luigi Gonari, Sindicato italo-russo, via S. Eufemia 19, Roma für Herrn Kahan, Niebuhrstr. 10, Charlottenburg. Einen Brief wie diesen sende ich auch an Herrn Kasteljanez.

Uns allen geht es leidlich und hoffentlich haben wir Dich bald bei uns. Dann hörst Du ausführlich unsere Erlebnisse. Ich werde inzwischen alles versuchen Dir Nachrichten zukommen zu lassen, hoffentlich erhalte ich auch bald die Pässe. Von Dietrich erhielt ich ein Telegramm in dem er mir mitteilt du reisest erst nach Feodosia, also hat er noch länger keine Nachrichten von Dir. Ich schreibe im gleich.

Vorläufig sei aufs herzlichste begrüßt von Deinem Bruder Leo.

Mama, Thea grüßen herzlichst und schreiben Dir auch gleich. Es küßt Dich Leo.

P.S. Eben erhalte ich die Nachricht, daß ich die Erlaubnis zur Reise um Dich zu holen erhalten habe. Möchtwisen wo ich Dich bestimmt treffe.

Liebes Fräulein Clara.

Es hat mich sehr gefreut durch Ihren Bruder über Sie Einiges zu erfahren, denn ich gedenke Ihrer stets sehr herzlich. Ich hoffe, daß ich Sie in nicht zu ferner Zeit wiedersehen werde und bleibe mit den besten Grüßen Ihre Charlotte Corinth.

---

Charlottenburg [Berlin] Roscherstr. 7, d. 24 Dez. 1919 (Leo to Clara in Yalta)

Meine liebe Schwester Clara, ich habe Deine drei Briefe erhalten. Die Einreiseerlaubnis habe ich so erhalten daß ich Dich in Wien oder Lugano treffen könnte, wir zusammen hierher reisten. Schicken kann ich sie Dir nicht. Vor Deinen Briefen hatte ich durch die französische Militärmission hier von der Interalliierten Kommission in Konstantinopel die Erlaubnisse zur Reise nach dem Kaukasus um Dich zuholen nachgesucht unterhalten. Als ich Deine Adresse erhielt habe ich wieder durch die französische Militärmission über Konstantinopel an Dich telegraphiert aber keine Antwort erhalten. Ich wollte Dich in Konst. treffen. Noch eine gute Gelegenheit bittet sich, ein befreundeter Däne, Herr Sörenson, reist im Januar nach dem Kaukasus über S'udrussland und sollte sich falls er Dich erreicht mit Dir zur Rückreise verabreden. Er holt auch den alten Slutzkin und bringt Dich ohne große Schwierigkeiten hierher. Die Reise wäre auch nicht so teuer.

Mama u. Thea sind hier, die Brüder sind gesund, haben lange nicht geschrieben. Wir hoffen Dich bald hier zu sehen und grüßen Dich herzlich, Dein Leo.

Frau Corinth grüßt Dich herzlich. Ich habe Dir einige Briefe schon vor einem Monat gesandt.

---

Undated (late 1919 ?) Emma (in Berlin) to Clara in Yalta.

Mein teures Clärchen.

Endlich nach so langer Zeit wieder ein Lebenszeichen von Dir! Wie froh ich darüber bin, wirst Du wohl verstehen, nachdem ich in größter Unruhe Deinetwegen gewesen bin und nur die größten Gewissensbisse gemacht habe Dich bei meiner Abreise dort allein gelassen zu haben.

Nun Gott sei Lob und Dank, daß ich von Dir Nachricht habe, liebstes Kind und wie werde ich mich freuen Dich gesund und munter wiederzusehen. Es war doch so schrecklich diese ganze Zeit und alle Mühe war doch vergeblich Dich aufzufinden und Dir das Nötige zu schicken. Aber ein Trost war es mir, daß ich wußte Du würdest Dich überall gut einrichten und so hat meine Voraussetzung mich richtig nicht getäuscht. Leo interessiert sich sehr für Deine Heimreise, wenn sie doch bald Stande käme. Leo hat Dir schon viele Male geschrieben hast Du seine Briefe erhalten? Thea und ich befinden uns bereits seit einem Jahr hier, wo wir uns gut eingerichtet haben. In Riga haben wir eine Zeitlang eine sehr schlimme Zeit verlebt. Nun sei wärmstens begrüßt und geküßt von Deiner an Dich oft denkender Mama.

---

Riga, den 8. Januar, 1920 Dietrich to Clara in Yalta.

---

Charlottenburg, d. 28 Mai 20, Roscherstr. 7

Liebe Clara, ich habe Dir gleich nach Empfang des ersten Briefes durch eine Bank das Geld zur Weiterreise abgeschickt. Aus Deinem zweiten Schreiben erst habe ich erfahren, daß es zu schnell geschah und Du lieber auf eine andere Adresse haben wolltest. Ich hatte mir die größte Mühe gegeben das Geld schnell aufzutreiben und zu schicken um Dir das teure Wohnen in Konstantinopel abzulösen.

Mit dem Telegramm daß Du gleich von der französischen Militär Mission erhieltest in dem Dir mitgeteilt wird, daß ich den Brief erhalten und Dir auf schnellstem Wege Geld zur Weiterreise sende -- wird Dir wohl keine Schwierigkeit erwachsen u. als Legitimierung dienen.

Wir freuen uns sehr daß Du Dich so gut hast einrichten können. Ich wußte wie teuer das Leben in Konstantinopel ist. Das war auch der Grund weshalb ich zögerte Dich abzuholen, da ich eine Genehmigung zur Reise nach der Krim und Kaukasus um Dich zu holen schon im Dezember von der Interalliierten Kommission in Konstantinopel hatte. Durch den franz. Konsul mit dem ich befreundet. Leider fehlte das Geld und von Dietrich sind wir bis vor Kurzem noch ziemlich ohne Hilfe in dieser Beziehung. So habe ich für Mama und Thea zu sorgen gehabt. Es wird jetzt besser so bald wir mit Dietrich bessere Verbindung bekommen. Möglich daß ich nach Hause auf kurze Zeit herüberfahren muß, es ist jetzt schon ohne Schwierigkeiten zu machen. Wir hörten daß es ihn, Erna u. Silvotschka sehr gut geht.

Von Eduard schon lange keine Nachricht. Vor einigen Monaten erzählte Chaif. der fürs rote Kreuz nach Amerika ging von ihm, daß es ihm ganz gut ginge. Chaif. will wenn er nach zwei Monaten wiederkommt seine Frau und Kind abholen. Weißt Du was von ihnen?

Ich habe Dir vor längerer Zeit durch Herrn Sandler bei der Banque de'Athenes Konstantinopel einen Brief geschickt. Er erkundigt sich jetzt bei mir nach dem Verbleib seines Bruders, von dem er lange ohne Nachricht ist. Die Adresse von ihm konnte ich nicht erfahren, nur daß es ihm gut geht u. ein Gut bei Berlin hat oder so ähnliches. Ich kannte ihn nur gesellschaftlich u. ließ ihm jetzt sagen daß er sofort nach Konst. schreiben möge. Vielleicht hast Du die Möglichkeit ihm das mitzuteilen, da er auch sich Mühe machte mit den Briefen, ich ihm zu Dank verpflichtet bin.

Ich arbeite recht viel und in meinem Atelier hat sich viel angesammelt daß Dich hoffentlich interessieren wird. Ich habe nicht ausgestellt, bin meiner Wege gegangen u. hoffe es ist was Vernünftiges geworden.

Frau Corinth grüßt Dich herzlichst und erkundigt sich immer nach Dir.

Ich hoffe nun bald wieder von Dir zu hören. In Rom, beim Signore Lennari, Via S. Eufemia 19 Sindicato Italo-russo, findest Du Brief u. Einreiseschein hierher. Herzlichen Gruß von Mama, Thea u. Deinen Bruder Leo.

---

Berlin W.15, Lietzenburgerst 4, Pension Borel, d. 10.VI.20 (Emma to Clara)

Liebes teures Clairchen.

Nach so ewig langer Zeit habe ich nun endlich die Freude von Dir Nachrichten zu erhalten und von Dir zu hören. Du wirst Dir mal leicht vorstellen können wie unglücklich ich mich gefühl habe, Dich so allein in der Fremde ohne jeglich Mittel zu wissen. Ich habe mir unendliche Vorwürfe gemacht Dich z. Z, unseres Aufenthaltes dort dem Schicksal überlassen zu haben. Ich danke vom ganzen Herzen einem gütigen Geschick welches Dich unter einem glücklichen Stern geleitet hat und Dich in diesen schlimmen Verhältnissen vom allem Ungemach bewahrt. Nun hoffentlich dauert es nicht mehr so lange bis einem frohen Wiedersehen, welches ich gern mit größter Ungeduld entgegen sehe. Daß Du liebes Kind so glücklich eine so schöne Unterkunft bei so netten Herrschaften dort gefunden, ist auch als wundersame Fügung des Himmels anzusehen.

Wie Du nun mal durch Leo gehört hast befinden sich Theachen und ich uns bereits seit dem vorigen Juli in Deutschland, nachdem wir die furchtbare Schreckenszeit der Bolschewiken in Riga durchgemacht haben. Das war eine Zeit des Schreckens, die wir 5 Monate lang durchleben mußten, man war keinen Tage seines Lebens sicher. Dietrich und seine Familie sind in Riga und es geht ihnen gut. Die kleine Sylvia entwickelt sich befriedigend. Sie soll ein entzückendes Geschöpf sein. Ich möchte es schon sehr gern wiedersehen und ich glaube, daß es übrigens Zeit ist nach Hause zu gehen. Ich möchte noch Deine Rückkehr hier abwarten um zusammen die Heimreise anzutreten. Dort soll es auch nicht noch sehr schön aussehen. Wir gehören zur lettischen Untertahnschaft. Die Fabrik arbeitet noch in kleinem Maßstab. Eduard befindet sich noch in Moskau. Seit über ein Jahr haben wir ihn nicht gesehen. Wir leben hier ganz gut, in einer Pension und nicht zu teuer. Theachen geht es gut, sie ist gesund und munter. Hier sind massenhaft viele Ausländer, unter anderen auch Herr Ketzer aus Odessa, die uns gestern einen Besuch gemacht haben.

Nun lebe wohl, liebstes Kind, hoffentlich bekomme ich bald Nachrichten von Dir und Deiner Heimreise.  
Es grüßt und küßt Dich vielmals Deine Dich liebende Mama.  
Ist das Gesandte von Leo schon in Deinen Besitz gelangt?

Geliebtes Clärchen!

Du kannst Dir unsere Freude wohl schwer vorstellen, als wir die Nachricht von Dir erhielten, daß Du schon auf dem Wege zu uns bist. EWir waren sehr in Sorgeum Dich so lange nichts zu hören und nicht zu wissen wie es Dir geht. Von Ede hatten wir gestern auch einen Brief, es geht ihm ganz gut. Dass Du Deinen Wohnort gewechselt hast weiss er noch nicht, er wollte alles mögliche tunum mit Dir zusammen zukommen. Es war aber unmöglich.

---

Postcard, Constantinople, le 14 Juin 1920 (Clara to Leo)

Cher Leo, je suis aujourd'hui venne de Moda et j'ai demandé dans la poste italeane s'il n'y a pas de lettre our moi. Voila que j'ai trouvé la première lettre et j'en nuit bien rejoiee Tu recevras en peu de temps une lettre de Mr Schlözer qui part aujourd'hui pour Bruselles. Moi je vis très bien. J'irai tou de suite à le Banque d'Athenas qui n'est pas loin d'ici. C'est dommage que je ne sais pas par quelle banque tu as envoyé l'argent. A rue Misk on dira en tout cas mon adresse. Je te salue beaucoup aussi maman, Thea, M-me Corinth. Ta Claire.

---

Postcard, Constantinople, le 18 Juin 1920 (Clara to Leo)

Mon cher Leo, hier j'ai reçu par une banque suisse de Zürich 6000M. contre-valeurs 182 livres turques. On donnere l'argent en livres turques. Le chèque est au nom de Mr Brainos qui va recevoir l'argent. Maintenant que j'ai l'argent je techerai de recevoir les visa. J'espère de les recevoir facilement, à cause du télégramme du consul français de Berlin. En tout cas je resterai encore ... semenes avec la Mademoiselle Brainos. Nous sommes toujours encore à Moda. Tu peux aussi m'écPoste restante Posta Italiana, Constantinople, Galata. Meric pour l'argent! Mes salutation à maman et Thea. Ta Claire.

---

Berlin W.15, d.20 Juli 20 (Emma to Clara)

Liebstes teuerstes Clärchen.

Mit großem Vergnügen und herzlichster Freude habe ich gestern Deinen lieben Brief in Empfang genommen. Du kannst Dir denken, wie mich die Nachricht so angenehm berührt hat, daß es Dir gut geht und gesund bist. Ich danke meinem Schöpfer, daß er Dich auf Deinen Forfahrten gnädigst behütet und beschützt hat. Wie viele Tage und Nächte

verbrachte ich Deinetwegen in Sorgen und Unruhe! Aber jetzt winkt uns baldigst frohes Wiedersehen und wie sehr ich mich darauf freue, kann ich Dir nicht sagen.

Daß wir noch immer in the Stadt sitzen geschieht aus dem Grund, weil ich mich nicht entschließen konnte der furchtbaren Teuerung wegen, die in den kurorten herrscht, und man weiß garnicht wohin man gehen soll. Kissingen ist furchtbar teuer, wir haben jedoch die Absicht zum ersten August irgend wohin zu gehen, möglich nach Banden-Baden. Jedenfalls werden wir Dir mitteilen, was wir unternehmen werden. Am liebsten möchte ich nach Riga zurück und sehe gern vorher Deiner glücklicher Ankunft hier entgegen. Wir haben mal oft indirekt Nachrichten von dort, es geht ihnen gut und sie sind jetzt am Strande. Ede schrieb mir aus Moskau, er möchte gern auch die Stadt verlassen und ist in größter Sorge um Dich. Rosenthal, Sascha und Leo haben auch die Absicht .... zusetzen. Die Verhältnisse sind dort fürchterlich.

In den letzten Tagen war es hier furchtbar heiß, daher der Aufenthalt nicht angenehm. Falls Du liebes Kind in unserer Abwesenheit hier angelangt so kannst Du unsere Zimmer benutzen die zu Deiner Verfügung stehen. Deine Toiletten sind mal auch ganz derangiert und müssen erneuert werden. Wie schade ich ließ in Moskau bei Eduard für Dich viele Stoffe zum Mantel und Kleider, es wird mal nicht noch möglich was herauszubringen.

Nun lebe wohl, liebstes Clärchen, schreibe bald und sei wärmstens begrüßt und geküßt von Deiner Dich liebenden Mama.

Meine beste Empfehlung Deinen Gastgebern.

---

\_\_\_\_\_ Riga d. 20. September, 1935 (von Erna)

Meine liebe Claire,

Deine diversen Karten habe ich erhalten, und wollte dir schon lange schreiben, doch war ich bei so gedunkelter Stimmung, daß ich zu nichts Lust hatte. - Mit meinem Fuß geht es furchtbar langsam, es ist ein komplizierter Bruch und ich habe ein Gypsverband über den ganzen Fuß. - Ich hoffe daß man mich in der nächsten Woche ein Gehgyps anlegen wird. Dann kann ich mich im Zimmer fortbewegen. Vorläufig bedient mich Schwester [Pauline Streipa] ganz und gar. Ich sitze den ganzen Tag im Lesestuhl u. lese sehr viel u. empfangen Besuch. - Mit der schriftlichen Arbeit fürs Büro geht es auch nicht, ich ermüde leicht. Zu Hause geht es so ziemlich, solange ich im Krankenhaus war, war Bubichen sehr nervös, jetzt ist er ruhiger. Jeden Tag kommen seine Kameraden und er begeistert sich jetzt für den Fußball. Dietrich arbeitet furchtbar viel, er ist schon früh im Betrieb bis spät abends. Neulich besuchte mich Sascha Ros. Sie läßt dich grüßen. Sie hat es recht schwer, jetzt ist es auch am Kindergarten der Esraschule eine große Konkurrenz für sie entstanden. - Herr Birnbaum war mit seiner Frau gekommen, sie macht einen netten Eindruck. - Mein Bruder Fima machte eine Reise nach Russland besuchte dort die Geschwister und auf dem Rückwege kam er über Riga und erzählte viel interessantes. Er ist von der Kunst dort begeistert und hat sehr viel gesehen. - Wie geht es dir u. dem lieben Manfred? Habt ihr sich gut erholt? Wie lange bleibt ihr noch dort. Morgen schicken wir

---

29. Jan. 1935

Lieber Leo, beeile mich Deine Zeilen zu beantworten, es ist nur leider die gewünschte Fahrkarte zu erhalten, es sei denn nur von hier, nicht möglich; mir kam heute abend der Gedanken die Fahrkarte doch ab hier zu nehmen bis Berlin III Kl. Mit 60& und dann die weiteren Strecken zu kombinieren; ich will mich nochmals morgen Informieren und falls das so ginge, wie ich denke, Dir morgen zu telegrafieren, um zu wissen, ob Du auf die Fahrkarte warten wolltest.

Ich habe den Eindruck, dass Du sehr eilig bist. Warum eilst Du dann wieder zurück, wo Du doch eben erst in Paris eingetroffen bist. Hast Du Dich dann nach Deiner furchtbar strapaziosen Fahrt hierher und eiliger Rückreise wirklich erholt und strengen Dich die so oft Fahrten denn nicht an? Ich kann mir das garnicht denken anders, als das solch eine Lebensweise furchtbar ermüdet sein muss. Willst Du Dich dann nicht an einem Ort niederlassen und Deine Kunst leben, ; Du wolltest doch das in Paris tun. Es ist doch wirklich so Schade, dass Du zum Schaffen Dir keine Zeit lässt. Wenn man schaffen kann, so soll man doch seine Zeit nur dazu ausnutzen, besonders wenn man Bedeutendes kann. Sei mir nicht böse wenn ich Dir das schreibe, aber ich schreibe Dir das nicht zu kränken oder was Unangenehmes zu sagen, sondern aus meinem eigenen Bedürfnis heraus dann wir müssen doch einander näher kommen und uns besinnen, denn die Jahre gehen so schnell dahin, und ich sage nur das. Du könntest viel Grosses schaffen und sollst nicht die Zeit verzetteln. Ich verstehe Du brauchst die finanziellen Unterlagen, aber bei einiger Oekonomie und und geeinten Kräften liesse sich das doch machen, es ist ja nicht zu spät. Man kommt in

das Alter, wo man über die Vergangenheit unwillkürlich nachdenken muss und die Dinge nicht mehr gehen lassen kann, wie sie gehen. Du wirst mich verstanden haben und mir nicht böse sein und erwarte ich Deine Zeilen. Hier bei uns Nichts Neues. Bin jetzt beschäftigt mit dem Holzeinkauf; der Winter ist eben wieder zu milde, ein schlechter Schneeweg. Hoffentlich hat Dietrich sich erholt, oder wenigstens sich ausgespannt.

Eile sehr zur Post. Es grüßt Dich wärmstens, Dein Eduard.

Erna, Klara und Mäxchen grüßen Dich herzlichst.

---

Riga, d. 16. Oktober [1937]

Meine lieben Claire u. Theachen,

Ihr werdet wohl meine Karte erhalten haben. Ich wollte Euch gleich nach dem Feste schreiben, doch war ich mit der Liquidation bis jetzt beschäftigt. - Das Fest war sehr gelungen und tat es mir vom Herzen leid, daß Ihr nicht dabei sein konntet. Am Morgen fuhren wir alle zur Sinagoge, wo er aufgerufen wurde und gut vorgelesen hat.

Am Abend versammelten sich ca. 70 Personen, alle Verwandten. Von Bekannten waren Dr. [Isidor] Krohn u. Frau, [Alphonse] Heideman u. Frau, Hansi [Sachs] ohne Mann, er ist in Schweden, Wilenkin u. Frau, Dr. Haase u. Frau, J. Rabinowitz u. Frau, Dr. Joffe vom Krankenhause [Bikur Cholim], Danzigers, Weinbergs (4 Personen), Fr. Salmanowitz, Rosa Lurie, [Dr.] Binger (1 Flasche Hennessy vertilgt), Fr. Lila Kretzer, Hermanns Frau, etc. - Wie Ihr sieht, hat fast niemand abgesagt. Das Kontorpersonel erschien in corpore. Die Zimmer waren festlich geschmückt, die Remonte kurz vordem beendet. Alles klappte, das neue Entrée ist hübsch gelungen. Das alte WC. verwandelt in eine Garderobe, Bubi ließ sich nicht nehmen, die Garderoben gegen Nummern auszuliefern.

Das Essen war fein, viele Gänge Lachs, Kaviar, schwedische Platte, dann Fisch elegant garniert, Aufschnitt mit Gemüse, rote Suppe (Borschch) mit Piroggchen, dann Entenbraten mit Äpfeln und zuletzt Plombir, der nicht einfrieren wollte. Alle haben gut der Mahlzeit zugesprochen u. auch viel getrunken. Bubichen hat seine beiden Reden in hebräisch und deutsch klar und schön vorgetragen. Er ging fließend ohne zu stoppen. Er hat viele wertvolle Bücher zum Geschenk bekommen, meist zionistische u. jüdische Literatur, einiges für ihn zu reif.

Die Gäste amüsierten sich gut u. waren des Lobes voll. Rechts. Wilenkin sprach auf die Gastgeber u. lobte Dietrich in den Himmel hinein, was sofort eine Reaktion seitens Keilmans hervorrief. Fedja [Kretzer] mit einem humoristischen Festgedicht an Bubichen, mit großen Beifall aufgenommen. Lotte [Kretzer Kaplan] sprang unvermittelt auf zu einem Dankeswort an die sel. Mama, was eigentümlich berührte.

Bubichen habe ich einen neuen Anzug mit langen Hosen gemacht, er sah niedlich aus. Er bekam von Eduard ein feines Radio, von uns ein Rad.

Ich glaube Euch alles berichtet zu haben. Gestern sandte ich Euch Butter und Manfred eine jüdische Wurst. Dr. Chass. in Royat sandte ich Champignons v. Goegginer

Mit herzlichen Grüßen u. Küßen, Eure Erna.

---

4 II 1939

Lieber Leo, Deine Zeilen haben mich sehr erfreut und beeile ich mich sie zu beantworten, denn Du wirst wohl sehr interessiert sein zu hören weiteres von der Ausstellung. Der Besuch war in allen den Tagen recht gut unter andeem besuchte die Aussteullung der Commandant des Schlosses Balicis (?). Gestern erschien die städtische Commission, bestehend aus drei Personen, den Herren Milgravis, Lalla und, den Namen des dritten habe ich vergessen, und wählten nach klängerer Beratung No.7 das Portrait und N46 die Kirche in Riga, für das erste setzten Libert Ls.400. und das zweite Ls.300. Da Antwort gegeben werden musste und nach Beratung vdrschiedenartiger die Antwort sollte nicht aufgeschoben werden, habe ich in Deinem Namen die Zustimmung gegeben, wobei ich sagte, dass das besonders für No.7 wenig war, doch dem Museum entgegenkommend, die Preise annehme. Ich glaube doch in Deinem Sinne gehandelt zu haben den wichtig ist doch dass das Museum Bilder von Dir hat. Was das staaltliche Museum unbetrifft, so habe ich Annas (?) angerufen, doch wusste er mir noch nichts zu sagen; ich höre vielleicht noch heute. In der Atpūta ist die Reprudoktion des Bildes Frau Tourel erschienen. Alles anderes



schreibe ich Dir noch, das ich sehr eile. Dietrich hat sich erkältet und liegt seit einigen Tagen zu Bett. Grüsse herzlich Evgenia Zacharovna, Claire & Thea.

Mit den wärmsten Grüssen, Dein Eduard.  
Dietrich, Erna, Mäxchen grüssen.

---

5/III 1939

Lieber Leo, Deine Zeilen habe ich erhalten und beeile ich mich Dir zu beantworten. Mein Schreiben erreicht Dich vielleicht nicht mehr in Paris, wird Dir wohl nachgeschickt werden. Die Kataloge sende ich Dir und erwarte ich Deine Mitteilung, wohin weitere zu senden sind. Die Fahrkarten können gesandt werden immer von einer Endstation nach Riga und umgekehrt, so Amsterdam – Paris – Riga und zurück Paris, die Fahrkarten nach Amsterdam hätten Dich so wie so nicht mehr erreicht. Wenn Du so wünschest, kann der Teil Aachen – Berlin I. Klasse genommen werden. Schreibe nun mir rechtzeitig darüber, wann soll das Konzert resp. Auftretung von Yewg. Sach. [Jenney Tourel] in der Oper hier stattfinden? Wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben, reiset Du auch gleich zurück? Ich kann mir denken, dass Du wieder so viel zu tun hast, wenn Du noch die Wohnung einrichten sollst; hast Du Dich etwas erholt oder bist garnicht dazu gekommen.

Es freut mich sehr Yewg. Sach. Kennen zu lernenm ich erwarte Deine Mitteilung wann sie im Radio Hilvesrum singt. Die Reise nach Holland verlangte auch manche Vorbereitung. Sind die Kisten mit den Bildern gut angelangt, oder hast Du sie noch nicht abgeholt. Hier findet eben die Ausstellung der farnz. Modernen Kunst statt, ich wollte hingehen. Wir sind leider noch mit der fragwürdiger Fusion beschäftigt und können davon nicht loskommen. Herzliche Grüsse Yewg. Sach. Mit den besten Wünschen.

Es grüsst Dich wärmstens, Dein Eduard.

---

Riga, 14. III 1939

Lieber Leo,  
In grosser Eile besorgte ich Dir 2 Fahrkarten nach der gewünschten Route und sende Dir dieselben. Schreibe wann wir Euch hier erwarten können. Direktor Porik vermisst die Reklame für das Auftreten und bittet um schnellste Zusendung. Ich bin gespannt mit Deiner Lebensgefährtin Bekanntschaft zu machen. Übergib ihm meine herzlichsten Grüsse.

Ich hatte im Innenministerium wegen Ludmilla eingereicht nur erhielt ich eine Absage. Glücklicherweise schreibt sie mir dass sie \_\_ ein Visum nach Frankreich erhalten hat. Ermässigung in Frankreich 40%, weil 6 Tage aufenthalt in Paris notwendig, habe nicht ausgenutzt und normale Billete genommen.

Herzlichst grüssen, Dein Dietrich.  
Alle grüssen.  
P.S. Schreibe ins deutsche Fahrkarte den Namen Ženia's ein

---

(Riga) 18/IV 1939

Lieber Leo, anbei übersende ich Dir die gestern angelangte Einladung zur Teilnahme an der Ausstellung. Die Darba Saraksts musst Du unterschreiben, ausfüllen kann ich sie hier lt. Deinen Angaben. Welche Bilder willst Du einreichen; ich habe hier Tallini u. Riga; mit dem letzten Bilde ist es eine eigene Sache, weil aus dem Kataoge zu ersehen ist, dass es Privatbesitz gewesen ist und ausserdem sollte es geschenkt werden, sonst wäre ews sehr passent für die Ausstellung. Ich erwarte Deine umgehende Mitteilung.

Meine herzlichsten Dank für die Grüsse von Yevg. Zacharovna, [Jenney Tourel] auch erwedere iuch die herzlichsten. Ich eile sehr im Augenblick. Mit warmen Grüssen, Dein Eduard.

---

(Riga) 5/IV 1940

Cher Leo, j'ai écrit deux lettres et j'espère, que maintenant tu les a reçu. On ne doit ? pas être inquiet, parce que la poste n'est pas très régulier. Nous tous travaillons beaucoup; Manfred continue s'occuper beaucoup avec la musique, le violoncel. Je fréquente non pas souvent les connaissances et les amis, parce que j'ai peu du temps. J'ai vus quelque fois Kravin, il se \_\_\_ bien, il est un homme sympathique et nous sommes en bonne relations, il te salue sincèrement. Vois-tu Claire souvent, quelle impression a vois-tu du Thea, peut-elle maintenant vivre dans le famille ou elle doit encore dans un sanatorium vivre quelque \_\_\_

Je me dépêche à la poste. Ecrit vite. Tous salue.  
Ton Eduard.  
Salue sincèrement Jennie.

---

Postcard  
From Riga Latvia to  
France-Francija  
M-me Claire Michelson  
Villa Victoria  
Neuilly s.Seine  
9, rue Louis Phillippe  
Villa Victoria

25/IV 1940

Chere Claire, je n'ai pas longtemps des nouvelles de toi et nous les attendons avec impatience. J'espère que tu as reçu ma lettre de la semaine passée. Comment vas-tu et comment la santé de Tea, as-tu des nouvelles d'Artour? Manfre s'occupe beaucoup avec sa musique, le violoncel et les autres études. Nous travaillon beaucoup comme toujours. Erna t'écrira aussi bientôt. Tons ta saluent sincèrement aussi Tea, Leo et Jenney. Je veux écrire aussi Tea est elle encore à Grosvenor chez Buvat.  
Salutation sincere, Ton Eduard.

---

3/24/1881	Clara born in Riga
Dec. 1889	Michelsohn @ Gr.Königstr.32/4, Riga
July 1914	Clara in Franzensbad
3/3/15	Dietrich/Erna Wedding
8/19/1915	Clara w/ family in Moscow
2/14/16	Sylvia born in Moscow
1/1917	Emma + in Moscow
12/23/17	Emma, Thea, Clara in Kislovodsk
late 1918	Emma & Thea back to Moscow (without Clara)
2/1919	Clara to Yalta
Abt. 2/1919	Emma & family back in Riga
7/1919	Emma, Thea in Berlin
2/13/1921	Clara in Berlin
7/21/1921	Thea m. in Berlin
3/11/1923	Manfred Peter born in Freiburg
1923	Eduard back in Riga
10/2/24	Max b. Riga
1925	Clara in Paris
11/28/30	Clara in Berlin
2/18/31	Clara in Berlin
Late 1933	Summerfields to Paris
1/11/34	Sylvia d.
Fall 1933	Summerfields in Paris
5/15/34	Ulmanis coup in Latvia
1/11/35	Emma died.
2/1936	Summerfields in Birmingham
7/1936	Summerfields & Clara @ Riga beach
9/37	Thea ill; w/ Clara in Royat
10/37	Max Bar Mitzvah
12/1937	Pailine Streipa to Birmingham to help Arthur
8/6/38	Peter w/ Pauline Streipa to Riga beach
9/38	Peter alone back to B'ham
1/22-2/7/39	Leo's Exhibition, Riga
7/39	Peter to Riga beach, alone
11/40	Jakob Kaplan d. Riga
7/29/1941	Clara killed at Auschwitz